



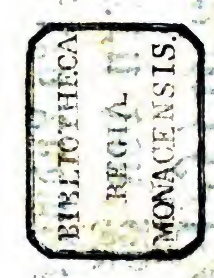


Herrn Ludwigs
Freyherrn von Holberg
vermischte
Briefe.

Erster Theil.



Flensburg und Leipzig,
bey Johann Christoph Korte, und in Altona im
Kortenschen Bücherlager, 1760.



P. STEPHANUS WIEST ordinem Cister-
cienſium Profeſſus in Alterſpach, Phi-
loſophiae et SS. Theologiae Doctor,
Sereniſſ. Principis et Electoris Palatino-
Bauarici Conſiliarius Eccleſ. Actualis,
Theologiae dogmaticae, Patrologiae,
et Hiſtoriae litterariae Theologicae in
Alma Catholica Vniuerſitate Ingolſtadi-
enſi Profeſſor publicus ordinarius.

1778



Vorrede des Verfassers.

Ich habe mich bemühet, in diesen Briefen, welche ich gegenwärtig der Welt vor Augen lege, bloß von solchen Materien zu handeln, welche den Lesern zum Nutzen und Vergnügen gereichen können, an statt daß man in vielen andern Sammlungen von Briefen nichts, als leere Worte und

 gleich-

gleichgültige Begebenheiten, antrifft. Die Schreibart ist zwar in diesen Briefen nicht so blühend, wie in meinen moralischen Gedanken; allein man wird mir dieses um so viel weniger für einen Fehler anrechnen können, da die Natur der Sache solches selbst unumgänglich erfordert. Wie ich übrigens alles, was ich je geschrieben, dem Urtheil und der Verbesserung billiger Richter unterworffen, so nehme ich davon die gegenwärtigen Briefe keinesweges aus. Ich entscheide in denselben nicht, wie einige zu thun gewohnt sind, eine bestrittene Materie durch einen Macht-Spruch, sondern ich zeige bloß an, wie ich nach meiner geringen Einsicht diese oder jene Sache gefaßt, und gebe die Gründe zu erkennen, wesfalls ich so und nicht anders denke. Indessen kömmt doch in diesen Briefen nicht viel vor, was in die Gottesgelahrheit einschlägt, und was man davon findet, solches ist nichts weiter als eine nähere Erläuterung einiger in meinen vorigen Schrifften angebrachten Gedanken, welche von einigen, wie ich gemerkt, nicht recht verstanden wor-

worden. In einem Briefe habe ich zwar die bisher von mir noch nicht berührte Materie de futuris contingentibus vorgetragen, es ist solches aber bloß historisch geschehen. Man findet nur, was von beyden Theilen zur Vertheidigung der Sätze, welche sie angenommen, beygebracht worden. Ich aber entscheide nichts, sondern pflichte vielmehr derjenigen Meynung bey, welche bey den meisten Beyfall gefunden. Wo ich sonst in einigen philosophischen Betrachtungen geirret, so wird man mir solches als einem Manne, der beynahe vierzig Jahre die Feder geführet, um so viel eher verzeihen.

Ich habe demnach durch diese letzte Schrift endlich einigermaßen meinem Vorhaben eine Genüge geleistet, die Sittenlehre nach allen bisher gewöhnlichen Arten vorzutragen, und der Leser selbst mag urtheilen, welche Lehrart unter allen für die beste und kräftigste zu halten sey. Ich habe mich zu dem Ende der Scherz- und Stachel-Gedichte bedienet, ich habe Betrachtungen über die Thaten

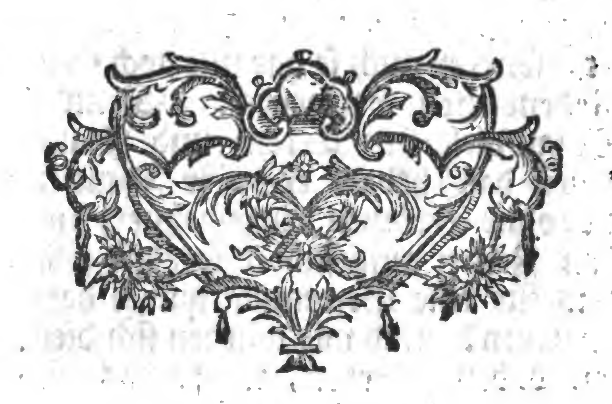
der Helden und Heldinnen angestellt, ich habe meinen Lesern ernsthaffte moralische Gedanken mitgetheilet; ich habe Reise-Beschreibungen erdichtet, und endlich diese Briefe entworfen, so daß nichts weiter als Gespräche übrig geblieben, welches doch auch schon in meinen Schauspielen geschehen, die fast alle moralisch sind, und in Unterredungen bestehen. Diese werden nunmehro auf unserm erneuerten Schauplatz und zwar größtentheils unverändert wieder vorgestellt. Ich sage mit Bedacht größtentheils unverändert, weil man genöthiget gewesen, sich nach der übertriebenen Schamhaftigkeit einiger Leute zu richten, uud alle freye und natürliche Redensarten auszulassen, wodurch jedoch die Schauspiele ein grosses verlohren. Man hat aber durch diese Gefälligkeit gesucht, solchen zärtlichen Personen den Vorwand zu benehmen, unsre Schauspiele zu tadeln, und die Einführung ausländischer und in fremden Sprachen geschriebener Schauspiele zu wünschen, in welchen sie dergleichen etwas frey klingende Ausdrücke besser als in ihrer Mutter-

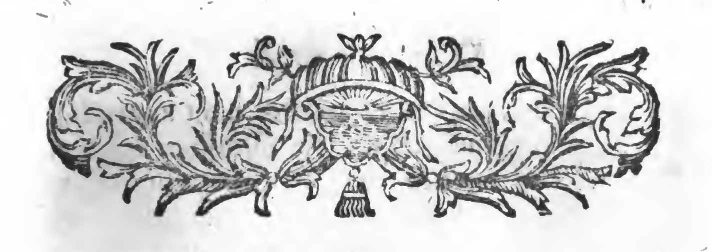
Spra-

Sprache dulden können, in welcher letztern sie ihnen allemahl anstößig gewesen sind. Daß aber die Urtheile, welche man gegenwärtig über unsre Dänischen Schauspiele fället, ungegründet sind, solches erhellet daher, weil es eben dieselben Schauspiele sind, welche vor zwanzig Jahren sowohl bey Hofe als in der Stadt, ohne daß jemand sich daran geärgert, aufgeführt worden, welche man in verschiedene andre Sprachen übersetzt und auf fremden Schaubühnen nicht nur ohne die geringste Veränderung noch täglich vorstellet, sondern auch so gar mit noch freyern Redensarten vermehret. Wenn die Schauspiele des Terenz und Plautus, denen das ehrbare römische Frauenzimmer ohne Erröthen beygewohnet, zu unsern Zeiten aufgeführet werden sollten, was für eine Bewegung würde daraus entstehen? und wie würden sich diejenigen dabey geberden, welche das Wort Jungferschaft auf dem Schauplatz nicht können nennen hören? Sollte man nicht denken, daß die Zeiten wieder erschienen, da eine Jungfer in Ohnmacht fiel, oder

sich

sich wenigstens also stellen muste, wenn man eine Sache bey ihrem rechten Nahmen nannte? Ich führe dieses nicht zu dem Ende an, um den groben Redensarten eine Schutz-Schrift zu schreiben, welche ich selbst hasse und verwerfe, sondern mein Vorsatz ist bloß, zu zeigen, daß eine gar zu genau gesuchte Zärtlichkeit eben so sehr, als eine anstößige Grobheit in Worten und Ausdrücken, zu tadeln sey.





Der erste Brief.

Mein Herr,

Niemals habe ich das Vergnügen, in ihrer Gesellschaft zu seyn, daß ich nicht entweder etwas von ihnen lerne, oder daß sie mir nicht auch Gelegenheit geben, dieser oder jener Sache weiter nachzudenken. Insonderheit hat die wichtige Materie, wovon dieselben sich letzthin mit mir zu unterreden die Güte hatten, mein Gemüth seit einigen Tagen ganz beschäftiget, und ich gestehe, daß ich mir alle Mühe gegeben, ein Mittel ausfindig zu machen, den Herrn Bayle in seinen innersten Verschanzungen anzugreifen. Sie verlangten von mir zu wissen, ob ich glaubte, daß die Einwendungen, welche dieser scharfsinnige Scribent gegen die Güte Gottes gemacht, bereits hinlänglich beantwortet worden. Er hält es bekanntermassen für unmöglich, zu erklären, wie das in der Welt befindliche natürliche und moralische Uebel, wodurch das menschliche Geschlecht sowol in das zeitliche als ewige Verderben gestürzt wird, mit einem barmherzigen und allmächti-

gen Wesen bestehen könne, welches nicht nur willig, sondern auch vermögend ist, die Menschen von dem Verderben zu erretten, und die Sünde zu verhindern, woraus dasselbe entstehet. Ich habe ihnen damals alles kurz wiederholt, was ich an einem andern Orte weitläuftiger vorgetragen: daß GOtt nämlich die Menschen mit einem freyen Willen erschaffen wollen, und daß man nicht begreifen kann, wie Creaturen können vernünftig genannt, oder für vollkommen gehalten werden, wenn sie nicht die Freyheit haben, dieses zu thun, und jenes zu lassen, dieses zu erwählen, und jenes zu verwerfen. Denn wo kein freyer Wille statt findet, da kann auch unmöglich die Ausübung der Tugend statt haben. Sie waren zwar so gefällig, mir dieses einzuräumen, sie hielten es aber doch noch nicht für ganz hinlänglich, alle Zweifel aus dem Wege zu räumen. Denn sie machten mir mit dem Herrn Bayle den Einwurf, ob ich denn die Engel und die Seligen in jenem Leben nur für blosse Maschinen hielte, weil dieselben nicht sündigen könnten? Denn da niemand, wie sie sagten, den Engeln und Seligen den Verstand und den freyen Willen absprechen wird, ob sie gleich keine Untugenden zu begehen im Stande sind, so wird die Schwierigkeit nicht gehoben, und Herr Bayle kann stets von neuen fragen: Wesfalls denn GOtt nicht auch den Menschen die Eigenschaften der Engel und der verklärten Seligen beygelegt, und dieselben eben so erschaffen? Ich ward über diesen Einwurf bestürzt, und muste gestehen, daß derselbe, so viel mir wissend wäre, noch von keinem, der wider den Herrn Bayle die Feder ergriffen, beantwortet worden. Kaum aber war ich wie-

wieder zu Hause angelangt, so dachte ich diesem Einwurfe etwas genauer nach, und es schien mir nothwendig zu seyn, daß man auch diese Einwendung zu beantworten suchen müste, wo man nicht dem Herrn Bayle den Sieg überlassen wollte. Endlich aber fand ich nach einer genauen Ueberlegung, daß diese Schwierigkeit, so groß sie auch dem ersten Anblick nach zu seyn scheinet, doch noch wol könnte gehoben werden. Ich nehme mir die Freyheit, ihnen meine Gedanken darüber zu eröfnen, und unterwerfe sie ihrem Urtheil. Man kann sagen, daß es GOtt für nothwendig angesehen, bey der ersten Schöpfung allen Creaturen, sowohl Geistern als Menschen, einen freyen Willen zu verstatten, und zwar solchergestalt, daß sie sowol das Gute als das Böse erwählen können, um ihnen dadurch Gelegenheit zu geben, die Tugend und andre gute Handlungen ins Werk zu setzen. Daß die Engel in diesem Stück auf eben dieselbe Art, wie die Menschen, beschaffen gewesen, solches erhellet aus ihrem Falle. Denn man sieht daraus, daß sie nicht nur, wie die Menschen, irren können, sondern daß sie auch wirklich gesündiget haben. Wenn dieses sich also verhält, und die Freunde des Herrn Bayle fragen: Warum GOtt die Menschen nicht also erschaffen, daß sie nicht sündigen können, wie die Engel: So kann man darauf antworten, daß auch die letzten von Natur nicht also beschaffen gewesen, sondern daß GOtt bey der ersten Schöpfung allen beyden einen vollkommen freyen Willen gegeben, das Gute oder Böse zu erwählen, und zwar aus einer Nothwendigkeit, um die guten Werke von den bösen zu unterscheiden, um einen Begriff von den Tu-

genden und Lastern zu erwecken, und um die Gerechtigkeit Gottes zu offenbaren. Denn wenn der freye Wille gemangelt hätte, so würde man keine Vorstellung von der Sittlichkeit einer Handlung gehabt haben, sondern alle Creaturen hätten als Maschinen müssen angesehen werden, wenn sie alle so beschaffen gewesen wären, als die guten Engel gegenwärtig sind, oder als die Seligen in jenem Leben seyn werden. Daß die letztern nun in dem Guten so befestiget sind, daß sie nicht mehr sündigen können, solches rühret daher, weil sie einmal ihre Probe ausgestanden, und dadurch bewiesen haben, was für ein Unterscheid unter der Tugend und dem Laster, unter guten und bösen Unterthanen befindlich sey. Und wie ein Herr, wenn er einmal die Treue und Tugend seines Bedienten auf eine grosse Probe gesetzet, und solche bewährt befunden, sich daran begnügen läst, so kann man auch behaupten, daß GOtt gleichfalls, nach einer grossen und ausnehmenden Probe, die beständig gebliebenen Engel dergestalt in dem Guten befestiget, daß sie nicht mehr sündigen können. Es ist also die Impeccabilitet der guten Engel, daß ich mich dieses Ausdrucks bediene, nicht als eine Folge von ihrer Erschaffung, sondern als eine Belohnung ihres Gehorsams gegen ihren Schöpfer, anzusehen. Wenn man dieses überlegt, so findet man, daß dieser so stark scheinende Einwurf nicht so unüberwindlich ist, wie Herr Bayle und seine Freunde vorgeben. Sollte etwa jemand einwenden, wesfalls denn GOtt nicht eben diese Gnade verschiedenen Menschen erwiesen, welche von ihrem Gehorsam und Glauben gleichfalls grosse Proben abgelegt? Warum er z. B. den Abraham,

nach

nach dessen großen Gehorsam, da er sogar seinen einzigen Sohn auf göttlichen Befehl opfern wollte, nicht solchergestalt in dem Guten befestiget, daß derselbe nachher eben so wenig als die guten Engel sündigen können? so kann man darauf folgendergestalt antworten: Es ist uns unbekannt, worinn die Probe bestanden, welche die Engel abgelegt. Wir sehen blos aus der Ungleichheit der Belohnung, daß ihr Kampf im Himmel weit größer müsse gewesen seyn, als der Kampf der Patriarchen und Propheten auf Erden. Alles, was ein Mensch, der aus einem von den ersten Eltern auf ihn fortgepflanzten sündlichen Saamen erzeuget worden, ausrichten und zuwege bringen kann, ist nichts als Unvollkommenheit, wodurch derselbe nichts zu erwerben vermögend ist. Und also war auch das Gute, welches GOtt dem Abraham seiner Treue und seines Gehorsams halber wiederfahren ließ, eine blosse Gnade, und gründete sich auf kein Verdienst. Denn die gröste Heiligkeit hier auf der Welt ist, mit der Schrift zu reden, nichts anders, als ein besudelt Kleid, und ein Mensch kann, durch die noch so strenge Ausübung der unvollkommenen Tugenden, nicht das geringste verdienen. Weiter lasse ich mich nicht ein, weil ich blos die fürchterliche Einwendung untersuchen wollen, worauf Herr Bayle so sehr gepochet. Denn so oft ihm seine Gegner die Nothwendigkeit des freyen Willens bey der Schöpfung vorgehalten, um vernünftige Creaturen von Maschinen zu unterscheiden, so hat er ihnen allemal diesen Einwurf entgegen gesetzt, dessen Grund ich eben etwas genauer untersuchet. Wenn demnach die Hauptschanze bestürmet und eingenommen ist, so

muß sich die Festung selbst ergeben. Dadurch erlangen zugleich die andern Argumente, welche er sonst so sehr verachtet, ihre volle Kraft und ihre alte Gültigkeit wieder.

Ja man kann sagen, daß der Einwurf, welcher von den Engeln hergenommen wird, die Meynung derjenigen mehr stärket, als schwächet, welche die Nothwendigkeit eines vollkommen freyen Willens, bey Erschaffung vernünftiger Creaturen, behaupten. Denn das Exempel der Engel zeigt, daß GOtt, um seine Gerechtigkeit, und andere Eigenschaften zu offenbaren, es für nöthig gehalten, alle vernünftige Creaturen, nämlich die Engel so wol als die Menschen, mit einem freyen Willen zu begaben, und dieselben nicht eher, als nach einer vorher abgelegten Probe, welche dient, diese göttliche Absicht zu erkennen, und die Creaturen in den Gedanken zu bestärken, die sie von GOtt, als einem Regenten, Gesetzgeber und Richter, haben müssen, an dem weitern Falle zu hindern, welches bey den Engeln, nach der abgelegten Probe im Himmel geschehen, und bey den Menschen nach ihrem vollendeten Lauf hier auf Erden noch täglich geschiehet. Man stelle sich vor, daß alle Creaturen so beschaffen wären, daß sie weder zur rechten noch zur linken Seite ausweichen könnten. Würde man sich auch alsdenn einen andern Begriff von dem Schöpfer machen können, als daß er ein künstlicher Baumeister sey, so wie man aus einem künstlichen Uhrwerk bloß die Fähigkeit und Geschicklichkeit des Uhrmachers, nicht aber seine andern Eigenschaften erkennen kann. Wollte man einwenden, daß man sich eben die herrliche Vorstellung von Gott machen könnte,

te, welche die guten Engel nun haben; so kann man darauf antworten: daß die guten Engel keinen Begriff von der Gerechtigkeit, Regierung, Vorsicht und Barmherzigkeit rc. Gottes würden gehabt haben, wenn sie nicht im Anfange mit einem vollkommen freyen Willen erschaffen worden, und nicht allein aus ihrem eignen Exempel, sondern auch aus dem Beyspiel andrer Menschen, davon den Begriff erlanget hätten, den sie nun haben. Denn man kann sagen, daß sie durch die Schöpfung blos zu herrlichen Maschinen, durch die Erfahrung aber, welche durch den Geb auch des freyen Willens erworben wird, zu lebendigen Creaturen gemacht worden. Herr Bayle sagt zwar: daß GOtt nichts destoweniger seine Eigenschaften hätte offenbaren können, wenn die Creaturen gleich nicht wären auf die Probe gesetzt worden. Aber dieser Einwurf hat nicht den geringsten Grund, oder man muß eine beständige Inspiration annehmen. Denn sonst ist es unmöglich zu begreifen, wie man die Gerechtigkeit, Barmherzigkeit, und andere Eigenschaften eines Wesens erkennen könne, wenn dieselben nicht in der That ausgeübet werden, und wenn nicht etwas vorhergehet, wodurch solche Ausübung veranlasset wird. Wenn alles so ruhig und stille in einem Lande zuginge, daß man keine Gesetze, Anordnungen und Verfügungen bedürfte, so würde man die Eigenschaften eines Regenten niemals kennen lernen, noch von seiner Regierungskunst ein Urtheil zu fällen vermögend seyn. Ich erkühne mich daher zu sagen, daß die Engel selbst vor der von ihnen so glücklich überstandenen Probe nichts anders, als gewisse herrliche Maschinen gewesen. Sollte etwa jemand einwen-

den, warum denn Gott, der die Güte selbst ist, seine Eigenschaften offenbaret, da das Verderben so vieler tausend Creaturen daraus fliesset, so kann man auf der andern Seite wieder darauf antworten, daß Gott, da er sich den Creaturen einmal zu erkennen geben, und ihr Gesetzgeber und Regent seyn wollen, solches auf keine andre Art, als durch Strafen und Belohnungen bewerkstelligen können.

Herr Bayle, welcher in dieser Materie alles zusammen gesucht hat, was der Witz nur ersinnen kann, bringt noch ein andres Argument bey, welches vielen Schein hat, und gleichfalls muß beantwortet werden: Wenn man die Nothwendigkeit des freyen Willens anführet, um die Gerechtigkeit, Weisheit und Regierung Gottes zu erkennen, wovon man sonst keinen Begriff haben würde, wenn alle Creaturen so erschaffen wären, daß sie nicht sündigen könnten, so meynt Herr Bayle, wenn man Gott den Willen beylege, seine Ehre öffentlich kund zu machen, und seine Eigenschaften den Creaturen zu offenbaren, so lege man dem höchsten Wesen einen eitlen Ehrgeiz bey, welchen doch die Sittenlehrer an den Menschen tadelten. Man kann aber diesem Einwurfe folgender Gestalt begegnen: Die Begierde nach Ehre und Ruhm, welche man bey den Menschen wahrnimmt, wird deswegen für eitel gehalten, weil dieselbe den Hochmuth zum Grunde hat. In dem Gefallen aber, welches bey einem heiligen Gott angetroffen wird, um seine Ehre auszubreiten, und den Menschen seine herrlichen Eigenschaften zu erkennen zu geben, kann nichts tadelhaftes seyn, weil alles aus einer reinen und heiligen Qvelle herfließt. Was bey den Menschen eine

Paß=

Paßion ist, das ist bey GOtt ein Vergnügen, wenn er sieht, daß seine Creaturen seinem Willen eine Genüge leisten, seine Allmacht erkennen, und seine Thaten preisen. Es ist in der That schwer zu begreifen, wie man ein Vergnügen über seine eigne Thaten haben könne, wenn nicht einige vorhanden sind, welche dieselben zu beurtheilen vermögen. Die Schöpfung der Welt an sich selbst zeigt, daß GOtt diese Absicht gehabt. Fragt man endlich, worauf sich die Ungläubigen am meisten zu beziehen pflegen, ob GOtt nicht eben so vergnügt vor der Schöpfung gewesen, da niemand vorhanden war, der seine Eigenschaften erkennen, und seine Thaten preisen konnte, als bey und nach der Schöpfung? so kann man antworten, daß durch die Hervorbringung der Creaturen, die dieses erkennen könnten, der Glückseligkeit GOttes nichts neues hinzugesetzt worden, indem er von Ewigkeit her den Vorsatz gehabt, einmahl in der Zeit (welches auch die Schöpfung selbst ausweiset) sich lebendigen Creaturen zu erkennen zu geben. Denn ohne die Schöpfung, oder ohne den Vorsatz, vernünftige Creaturen zu schaffen, ist es sonst schwer zu fassen, wie ein Künstler ein Vergnügen über seine Arbeit haben könne, die von niemanden kann gesehen werden, oder wie sich ein Gesetzgeber über seine weisen Anordnungen erfreuen könne, welche weder in dieser Zeit noch nachher sollen beobachtet werden. Die Ursachen aber sind uns verborgen, wodurch GOtt veranlasset worden, die Schöpfung so lange auszusetzen, und weswegen er sich den Creaturen nicht eher offenbaret. So viel ist gewiß, daß er von Ewigkeit her einen solchen Vorsatz gehabt, den er in dem Raum der Zeit voll-

ziehen wollen. Die Schöpfung zeigt auch, daß dieser Vorsatz endlich erfüllet worden, und die Vernunft sowol als die Schrift legt diese Absicht an den Tag. Uebrigens kann man von einem ewigen GOtt nicht sagen, daß derselbe eine That zeitig oder späte verrichte. Und also ist die Frage, wesfalls GOtt so lange mit der Schöpfung gewartet? unverständlich. Ueberdem behaupten viele verständige Männer, daß man nicht mit Gewisheit sagen könne, ob die Schöpfung der gegenwärtigen Welt, welche Moses beschreibet, das erste Werk GOttes gewesen, oder ob es mit der Welt überhaupt nicht eben dieselbe Beschaffenheit habe, wie mit den Theilen derselben insonderheit, nämlich, daß der Untergang des einen die Erzeugung des andern verursache. Einige meynen gleichfalls, daß unter der Erschaffung der Welt, welche in der Historie der Schöpfung beschrieben wird, allein der Wirbel verstanden werde, worinn die Erde nebst den andern Planeten um die Sonne gewelzt wird. Denn der unermeßliche Raum oder die ganze Welt, wovon wir durch Ferngläser kaum den tausenden Theil entdecken, ist unendlichmal größer, als man sich insgemein einbildet. Ich entscheide indessen doch hierinn nichts, und mein Satz verbindet mich auch nicht, eine gewisse Partey zu nehmen. Ich habe bloß die Absicht zeigen wollen, welche GOtt bey der Schöpfung der Welt gehabt, ohne weiter in diesem Stücke zu philosophiren. Ob ich wider die Orthodoxie angestossen, das weis ich nicht. Mich dünkt nur, daß diejenigen, welche dieses an die Seite setzen, Mühe haben, die Einwendung des Herrn Bayle zu beant-

wor-

worten, und den Schöpfer nothwendig zu einen epikurischen Gott machen müssen, welcher sich bloß an seiner eignen Betrachtung vergnüget. Weil demnach GOtt an der Ausbreitung seiner Ehre ein Vergnügen findet, dieses Vergnügen aber nicht, wie bey den Menschen, mit einiger Eitelkeit verknüpft seyn kann, so sieht man hieraus, 1) den Bewegungsgrund, welchen GOtt gehabt, die Welt zu erschaffen. 2) Die Ursache, wesfalls GOtt den Menschen den freyen Willen verliehen, weil ohne das erste sein Name nicht konnte ausgebreitet, ohne das letzte aber seine Eigenschaften und insonderheit seine Gerechtigkeit nicht konnte erkannt werden.

Was die andern Einwendungen in dieser Materie betrifft, so will ich mich damit nicht aufhalten, weil solche bereits von verschiedenen großen Skribenten, insonderheit von dem Clerico beantwortet worden, damit ich dasjenige nicht wiederhole, was andre schon so oft gesagt haben. Die Enge des Briefes vergönnet mir auch nicht, die Auflösung dieser Haupteinwendung umständlicher darzulegen, obgleich die Wichtigkeit der Sache eine genauere und weitläuftigere Ausführung verdiente. Vielleicht kann dieses zu einer andern Zeit geschehen, wenn ich zuförderst Dero Gedanken über mein gegenwärtiges Schreiben werde vernommen haben. Ich bin ꝛc.

Der zweyte Brief.

Mein Herr,

Ich habe die von einer deistischen Gesellschaft in England herausgegebene Schrift wohl erhalten, nebst dem Bedenken über die Deisten dieses Reichs, welche die Offenbarung mit einer solchen Heftigkeit angreifen, daß Hobbes, Spinoza, und andre mit ihnen nicht zu vergleichen sind. Sie verdammen die Kühnheit dieser neuen Skribenten, und zwar mit Recht. Denn man kann, und muß diejenigen verdammen, welche sich eine Ehre daraus machen, die Religion über einen Haufen zu werfen, und die Geistlichkeit anzuschwärzen. Man muß auch meines Ermessens mit allem Ernst darauf bedacht seyn, sie auf das nachdrücklichste zu widerlegen. Nur wünschte ich, daß diese Arbeit blos solchen Männern möchte übertragen werden, welche die dazu erforderliche Fähigkeit besitzen. Dieses aber wird nicht allemal beobachtet. Denn man sieht, daß oft junge und halbgelehrte Personen auf den Kampfplatz treten, und mehr mit Scheltworten, als mit Gründen fechten; woraus die betrübte Folge entstehet, daß die Ungläubigen in ihrem Wahne bestärkt werden, und man sich mehr an den Widerlegungen, als an den gottlosen Schriften selbst ärgert.

Ich gestehe es ihnen offenherzig, mein Herr, es ist mir dieses letztere öfters begegnet. Ich habe die meisten neuen deistischen Schriften gelesen, ohne daß ich

da-

dadurch sonderlich angefochten worden. Es sind mir aber verschiedene Widerlegungen anstößig gewesen. Denn was die Schriften der Gegner selbst anlangt, so ist freylich kein Satz so schlecht gegründet, daß man demselben nicht eine Farbe anstreichen kann, insonderheit, wenn eine geschickte Feder denselben auf eine scheinbare Art einzukleiden, und vorzutragen weiß. Indessen aber habe ich doch nie an der Entwickelung und Widerlegung solcher Einwürfe gezweifelt, wenn mich gleich die Schwere derselben im Anfange etwas aufgehalten. Wenn ich aber im Gegentheil die Antwort gewisser Skribenten gelesen, welche auf sich nehmen, die Religion zu vertheidigen, und sich mit den sibyllinischen Weissagungen, mit dem Zeugnisse Josephi, und andern dergleichen Argumenten bewafnen, so habe ich oft allen Muth verlohren. Es ist besser gar still zu schweigen, als auf eine solche Art zu antworten, wodurch die Wahrheit verdächtig wird. Weil ich stets mit der grösten Sorgfalt alles untersucht, was den künftigen Zustand meiner Seele und meine Seligkeit betrift, so hat mich nichts mehr erfreuet, als wenn ich solche Proben und Beweisthümer entdecken können, wodurch man vermögend ist, denenjenigen zu begegnen, welche den Menschen den Trost, den ihnen die Offenbarung giebt, und die Hofnung jenes Lebens zu rauben suchen, wodurch sie in den Widerwärtigkeiten dieses Lebens aufs kräftigste gestärkt werden. Die eben angeführten Deisten sind solche Feinde, welche man nicht alle mit gleichen Waffen bestreiten kann, sondern man muß ihnen von Haupt bis zu Fuß bewafnet, mit Helm, Schild und Panzer entgegen gehen. Ein Collins, ein Tyndal, ein

ein Morgan, ein Chub 2c. sind solche Skribenten, die ich zwar verdamme, aber nicht verachte. Ich halte sie keinesweges nach dem Exempel einiger Geistlichen, für thörichte, verwirrte und alberne Menschen. Ich habe in ihren Schriften Einwürfe gefunden, bey denen ich mich aufhalten müssen und Schwierigkeiten entdeckt, die ich nicht so leicht auflösen können. Dieses aber hat mir doch nicht den Muth benommen, sondern ich bin vielmehr dadurch aufgemuntert worden, alles aufs genaueste zu prüfen. Und dieses thue ich noch täglich, und rathe einem jeden in diesem Stücke meinem Exempel zu folgen. Diese fürchterlichen Gegner können indessen ganz wol bestritten werden, aber es sind nicht alle dazu geschickt. Nach meinem Urtheil, sollte man anstatt, daß man nun einen jeden mit schwachen Waffen gegen so geübte Streiter auf den Kampfplatz treten läst, denenjenigen gewisse Belohnungen ausmachen, welche die Wahrheit durch die bündigsten Gründe bestärkten, damit eine gute Sache nicht durch schlechte Advocaten verdorben werde. Hierbey müßte man alle gemeine und ungegründete Argumente bey seite setzen, und blos diejenigen wählen, welche zur Sache gehören. Denn die Umstände sind gegenwärtig also beschaffen, daß man nach dem Ausspruch eines gewissen Skribenten, die Aussenwerke verlassen muß, um die Hauptfestung desto besser zu vertheidigen. Ich weiß wol, daß man diese Vorsicht insgemein, entweder als eine Zaghaftigkeit, oder als eine Unwissenheit ansieht, und daß viele glauben, ihren Verstand und ihr Christenthum nicht besser an den Tag legen zu können, als wenn sie dergleichen Bücher verachten. Ich meines theils aber

hege

hege eben so schlechte Gedanken von denen, welche gar keine, als welche gar zu viele Schwierigkeiten wahrnehmen, und halte eben so wenig von solchen, welche alle Schwierigkeiten aufzulösen sich getrauen, als welche alles für unauflößlich halten. Beydes kann aus der Unwissenheit herrühren. Jene gehen mit grosser Kühnheit ungehindert fort, weil sie keine Hindernisse wahrnehmen. Diese kehren wieder um, weil sie glauben, daß man nirgends durchkommen könne. Ich halte denjenigen für einen vernünftigen Christen, der die Steine des Anstosses zwar bemerkt, solche aber auch, aus dem Wege zu räumen, sich bemühet. Ich bin ꝛc.

Der dritte Brief.

Mein Herr,

Sie haben recht: unter unzählich andern menschlichen Erfindungen ist die Buchdruckerkunst eine der allerherrlichsten. Wenn dieselbe vor einigen tausend Jahren bekannt gewesen wäre, so würden wir annoch viele kostbare Schriften besitzen, die nunmehro entweder ganz verlohren gegangen, oder doch wenigstens verstümmelt worden. Es würden sich auch die ungegründeten Fabeln nicht bis auf unsre Zeiten haben fortpflanzen können. Denn was durch den Druck bekannt gemacht wird, solches geräth gleich allen in die Hände, und kann also auch gleich widerlegt werden, eine Handschrift aber ist oft sehr lange verborgen, ehe sie verständigen Männern

vor

vor Augen kommt; und wird oft nicht eher bekannt, als bis es zu spät ist, den Inhalt derselben zu widerlegen. Wenn die Schrift des Philostratus von dem Apollonio Thyanäo durch öffentlichen Druck allen und jeden gleich bekannt gemacht wäre, so würden die damals lebenden Menschen, als gültige Zeugen, die darinn vorkommenden Unwahrheiten unfehlbar ohne Vorzug widerleget haben, und eben dieses kann man von sehr vielen andern Erzählungen sagen. Der Nutzen, den die Buchdruckerkunst uns in diesem Stücke allein leistet, ist gewiß sehr groß. Wenn diese Wissenschaft eher wäre erfunden worden, so würden wir die Schriften der Alten ganz correct haben, und die Gelehrten würden der höchstmühseligen Arbeit überhoben gewesen seyn, die Schreibfehler anzumerken, und alle geschriebene Exemplare zusammen zu halten, um einigermassen die rechte Lesart herauszubringen. Ich sage mit Bedacht einigermassen, weil man, nach aller angewandten Mühe, und wenn man auch noch so viele Lectiones variantes gesammlet, dennoch nicht mit Gewisheit sagen kann, welche Lesart nunmehro die rechte sey. Wenn aber zu unsern Zeiten eine Schrift die Presse verläßt, so kommen zugleich einige tausend, und mit einander völlig übereinstimmende Exemplare ans Licht, und wenn eines richtig ist, so sind sie alle richtig. Ganz anders aber ist es mit den Büchern beschaffen, welche abgeschrieben werden. Denn man kann zum allerwenigsten eben so viele verschiedene Schreibfehler, als Copisten festsetzen, und es geschiehet oft, daß die Exemplare, welche noch am richtigsten gerathen, verlohren gehen; die unrichtigsten aber und fehlerhaftesten übrig bleiben.

End-

Endlich bringt die Buchdruckerkunst auch noch diesen Vortheil zuwege, daß die Bücher, welche man ehedem fast mit Geld aufwiegen mußte, nunmehro um einen geringen Preis zu haben sind, und daß die Gelehrsamkeit, welche vormals nur wenigen Personen eigen war, nunmehro allgemein geworden.

So groß aber auch die Vortheile sind, welche uns diese unschätzbare Kunst verschaffet, so zieht doch auch die Bequemlichkeit, daß man nunmehro ein Buch so bald im Drucke sehen kann, verschiedene Ungelegenheiten nach sich. Denn die Welt wird dadurch mit einer unsäglichen Menge unnützer Schriften überhäuft, und diejenigen, welche sich auf die Wissenschaften legen, füllen ihren Kopf mit einer weitläuftigen Gelehrsamkeit an, ohne daß sie sich weder Zeit lassen, noch das Vermögen besitzen, auf dasjenige ernstlich zu denken, was sie lesen. Man findet demnach gegenwärtig nicht mehr so viele grosse Geister, als in alten Zeiten, da die gelehrten Männer ihren Verstand mehr durch eine beständige Meditation schärften, als solchen mit einer weitläuftigen Belesenheit, und mit fremden Meynungen und Gedanken anfüllten. Denn wie jemand so viele Gäste in sein Haus einladen kann, daß er zuletzt selbst keinen Raum weiter in demselben findet, so kann auch jemand seinen Kopf mit so vielen fremden Meynungen anfüllen, daß kein Raum für seine eignen Gedanken übrig bleibt. Es hat aber die Buchdruckerkunst noch eine andre Unbequemlichkeit bey sich, deren Wirkung wir zu diesen Zeiten besonders empfinden. In alten Zeiten, und ehe noch ein Handel mit den Büchern getrieben ward, schrieben die Gelehrten blos deswegen, um andern

ein Licht anzuzünden, und ihre Gedanken zu einem weitern Nachdenken der Welt mitzutheilen. Nun aber ist eine ordentliche Kaufmannschaft daraus geworden, und die Gelehrten scheinen blos deswegen zu schreiben: um den Buchhändlern Nahrung und Brod zu verschaffen. Und wie die Krämer sich hauptsächlich auf solche Waaren legen, welche von den meisten gesucht werden, so muntern die Buchhändler auch die Studirenden, von denen viele leider! zu unsern Zeiten für Kost und Lohn arbeiten, beständig auf, daß sie nicht, was dem menschlichen Geschlechte Nutzen schaft, sondern was dem gemeinen Manne gefällt, schreiben mögen, weil man, indem der Pöbel in einem jeden Lande der stärkste ist, davon den meisten Absatz vermuthen kann. Da demnach die Buchhändler nicht die Ausbreitung der Wissenschaften, sondern nur ihren eigenen Nutzen zu befördern suchen, so darf man sich nicht wundern, wenn jährlich so viele unnütze Bücher ans Licht treten, und eine Materie, welche bereits tausendmal abgehandelt worden, dennoch wieder von neuen bald auf diese, bald auf jene Art vorgetragen wird. Und weil die Buchhändler merken, daß die gelehrten Kaufleute dieser Zeiten mehr auf das äusserliche, als auf das innerliche einer Schrift acht geben, und es gegenwärtig mit den Büchern eben so beschaffen ist, wie mit den Menschen, bey denen man mehr auf die besetzten Kleider, als auf die Verdienste siehet; so befleißigen sie sich auf schön Papier, saubere Lettern, Kupferstiche, Vignetten, und andre Zierrathen, wodurch schlechte Bücher weit theurer als gute verkauft werden; die nicht in solchen Feyerkleidern erscheinen, und keinen andern Schmuck, als ihren innerlichen Werth aufzuweisen haben. Es

Es treten zwar auch noch zu unsern Zeiten vortrefliche Schriften ans Licht. Sie würden aber annoch weit schöner seyn, wenn das Bücherschreiben nicht bereits ein Handwerk geworden wäre. Was hätten Bayle, Clericus, und andre große Männer nicht leisten können, wenn sie nicht gleichsam Bediente der holländischen Buchhändler gewesen wären, wenn sie stets nach ihrer Einsicht hätten schreiben dürfen, und nicht gezwungen worden wären, ihre Feder auf eine solche Art zu führen, damit die Nahrung und Einnahme ihrer Principalen nicht möchte geschmählert werden. Diese und andre ansehnliche Skribenten sind aus dieser Ursache nicht allein genöthiget gewesen, wider ihre eigne Einsicht zu schreiben, sondern sie haben auch mit ihren Schriften eilen müssen, um solche gegen die Messe fertig zu liefern. Bey so gestalten Sachen begreift ein jeder die Ursache leicht, wesfalls gegenwärtig in einem Jahre mehr Bücher geschrieben werden, als vorher in 10 oder 20 Jahren ans Licht gekommen. Ein Buchhändler will stets seinen Laden mit neuen Büchern anfüllen, und weil es schwer ist, solche Materien zu finden, die von andern noch nicht erörtert worden, so müssen die alten Sachen wieder aufgewärmet, und nur anders eingekleidet werden. Wenn man demnach die neuesten Buchläden und Bibliotheken mustern, und aufs höchste hundert Schriften herausnehmen wollte, so würde man finden, daß man aller übrigen füglich entbehren könnte. So groß demnach auch die Anzahl ist, so sehr verringert sich doch dieselbe, wenn man auf das neue, und auf das nützliche siehet. Wie viele historische, theologische, juristische und philosophische Compendia haben wir nicht

aufzuweisen. Wer aber eines gelesen hat, der hat sie alle gelesen. Insonderheit aber entstehen zwo sehr widrige Folgen aus dieser grossen Menge Schriften. Die Studirenden werden dadurch verwirrt, und von dem eignen Nachdenken abgehalten, und die Wissenschaften, welche vordem eine Zierde des menschlichen Geschlechts gewesen, gerathen in Verachtung. Wenn dieses noch einige Jahre so fort währet, so wird ein Skribent und ein Handwerksmann gleich hochgeschätzt werden, und die Gelehrsamkeit wird mit dem Gold und Silber einerley Schicksal haben, welches seinen Preis in Europa verlohr, da man die unsäglichen Schätze in Amerika entdeckte, und solche in einer unglaublichen Menge nach Europa hinüber brachte.

Wenn man dieses alles erwägt, so ist es schwer, die Frage zu entscheiden, ob die Buchdruckerey mehr Schaden oder Vortheil gestiftet? Wir wollen uns indessen über den unwidersprechlichen Nutzen derselben freuen, uns aber auch zugleich bemühen, den widrigen Folgen, die daraus entstehen, so viel möglich, vorzubeugen. Dieses letzte kann nicht sicherer bewerkstelliget werden, als wenn man Censores in allen Städten anordnete, um auf das genaueste zu untersuchen, ob eine Materie gut oder schlecht erörtert worden, ob die Schrift für eine Copey oder für ein Original zu halten, ob die Menschen dadurch können gebessert werden, oder ob der Skribent nur einen Handschilling verdienen, und einen Buchhändler bereichern wollen. Solche Censuren würden von einem großen Nutzen seyn. Wir würden zwar alsdenn nicht so viele, aber bessere Schriften haben, die Skribenten würden sich auf Originale an statt aufgewärmter Materien befleißigen,

und

und den Buchhändlern würde die Gelegenheit benommen seyn, die Welt nach ihrem Gefallen in Contribution zu setzen. Wenn aber dieses solte zu Stande gebracht werden, so müßte man zuförderst eine allgemeine Reduction vornehmen, und die unzähligen Censores abschaffen, welche sich allenthalben in den Städten aufgeworfen haben, und wie es schein, ihren Richterstuhl mit der Zeit noch auf einem jeden Dorfe aufschlagen dürften. An deren statt müßte man in einem jeden Reiche, und in einer jeden Republick nur eine einzige Gesellschaft von gelehrten und ehrlichen Männern aufrichten, und diese müßten von dem Publico, nicht aber von dem Buchhändler besoldet werden. Auf solche Art würde man wenige, aber gute und zuverläßige gelehrte Journale haben, deren wohlgegründete und unparteyische Urtheile die guten Skribenten aufmuntern, die schlechten aber abschrecken würden. Da im Gegentheil heutiges Tages niemand auf die Censuren achtet, die man insgemein fället, sondern ein jeder Verfasser appellirt von einem Journal an das andere in der nächsten Stadt, um eine bessere Sentenz zu erhalten. Ich bin 2c.

* *

Der vierte Brief.

Mein Herr,

Ich habe auf Dero Verlangen die Schrift von der Ewigkeit der Welt durchgelesen, aber nichts darinnen bemerkt, was nicht schon von den alten Philosophen von dieser Sache gesagt worden.

Alles, was ich in der mir überschickten Abhandlung gefunden, ist entweder bereits widerlegt, oder kann doch auch mit leichter Mühe widerlegt werden. Nichts giebt einen deutlichern Beweis, daß die Welt nicht ewig ist, als die Proben, die wir davon sowol aus den Geschichten, als aus der täglichen Erfahrung haben. Man bemerkt bey der Welt, wie bey den Menschen, eine Kindheit, eine Jugend, und ein männliches Alter. Man findet, daß die Welt in einer Zeit von hundert Jahren sich selbst gleichsam unkennbar wird, und eine neue Gestalt annimmt. Wenn die Welt von Ewigkeit her gewesen wäre, so würden bereits vor undenklichen Zeiten alle Künste und Wissenschaften, ja alles, was der Mensch nur durch Witz und Hände auszurichten vermögend ist, zur Vollkommenheit seyn gebracht worden. Wenn man aber den Blick nur ein wenig in die verflossenen Zeiten zurück lenkt, so findet man eine große Einfalt und Unwissenheit, und die damals Lebenden scheinen den Kindern ähnlich zu seyn, welche, weil sie noch nicht lange auf der Welt gewesen, sich keine Erfahrung erwerben können, sondern solche erstlich mit der Zeit erlangen müssen. Dieses leugnet der Verfasser zwar nicht, er bemüht sich aber, solches aus andern Ursachen herzuleiten. Er sagt: die Welt kann oft in Absicht auf die Künste und Wissenschaften in eben demselben Zustand, wie heutiges Tages, ja in einem noch weit vollkommnern gewesen seyn. Das menschliche Geschlecht aber kann durch große und merkliche Veränderungen wieder in die Unwissenheit, und in einen Mangel des Erkenntnisses gerathen seyn, so, wie ein wohlausgearbeitetes Kunststück durch Feuer, Wasser, oder auf eine andre

Art kann zernichtet, und in die vorige rohe Materie verwandelt werden, daß man wieder von neuen zu arbeiten anfangen muß. Die Veränderungen, wodurch das menschliche Geschlecht vielleicht schon oft wieder in den Zustand der Kindheit versetzt worden, können sich, wie er sagt, auf mancherley Art zugetragen haben. Es können große und allgemeine Ueberschwemmungen geschehen seyn, welche dem ganzen menschlichen Geschlecht bis auf einige wenige Familien den Untergang zugezogen, und wer kann uns die Versicherung geben, fährt er fort, daß ein solcher Zufall, wie zu den Zeiten Noä, sich nicht vorher schon oft eräugnet. Wenn aber dieses geschiehet, so wird die Erde wieder in einen solchen Stand gesetzt, als wenn sie erstlich vor kurzer Zeit wäre erschaffen worden. Man kann darauf folgendes antworten: Dergleichen allgemeine Ueberschwemmungen sind entweder natürlich, oder ausserordentlich und mit einem Wunderwerke verbunden. Sind sie natürlich, so kann man nicht begreifen, warum eben allemal nur einige wenige von den einfältigen und meist unwissenden Menschen sollten seyn gerettet worden. Denn solche Menschen muß man verstehen, wenn dergleichen Wasserfluthen die Wirkung äussern sollen, welche der Verfasser sich vorstellet. Wenn aber nur einige vernünftige und gesittete Menschen bey einem solchen Zufalle übrig bleiben, so kann die Erde nicht in den Zustand gerathen, worinn dieselbe, wie man sich einbildet, unmittelbar nach der Schöpfung gewesen. Sie kann wüste, aber nicht barbarisch werden. Die Kunststücke, die Gebäude, die Schriften, können vergehen, aber die Vorstellung von allen diesen Dingen ist doch bey den Men-

schen, die erhalten werden, unauslöschlich. Die Menschen würden also stets eine Erkenntniß davon gehabt haben, wenn auch nur eine Person oder zwo bey einer so allgemeinen Verwüstung übrig geblieben wären. Wenn man aber in die alten Zeiten zurücke geht, so findet man eine große Unwissenheit bey den Menschen, auch in den nothwendigsten und zu ihrer Unterhaltung ganz unentbehrlichen Dingen. Man findet, daß sie Eicheln statt des Korns gebraucht, daß sie die ersten Reuter, welche sie gesehen, für neue Thiere gehalten, und Centauros genannt, weil sie gemeynt, daß der Mensch und das Pferd nur eine Creatur sey. Vielleicht wendet man ein; diese Menschen, welche einer so hohen Wasserfluth glücklich entkommen, hätten sich gleich zerstreuet, und daher entweder aus Mangel des Umgangs mit einander, oder weil sie nicht nöthig gehabt, auf eine Arbeit zu denken, dergleichen Dinge versäumt, welche dadurch bey ihren Nachkommen völlig in die Vergessenheit gerathen. Es ist aber schwer, sich eine solche Vergessenheit oder Versäumung vorzustellen, insonderheit wenn die übrig gebliebenen Menschen den Nutzen bemerkt, welchen solche Dinge denenjenigen geleistet, die vor der Ueberschwemmung gelebet. Ich will indessen doch auf dieses Argument nicht gar zu stark dringen; denn ob es gleich nicht wahrscheinlich ist, so ist es doch nicht unmöglich, zumal, da man noch nicht weis, ob die Unwissenheit, welche die alten Historien den Menschen, die vor mehrern tausend Jahren gelebet, beylegen, sich über den ganzen Erdkreis erstrecket. Ich will daher ein stärkeres Argument anführen, welches hierinn bestehet: Weil eine solche allgemeine Ueberschwemmung

mung

mung nicht natürlicher Weise geschehen, noch so viel Wasser gesammlet werden kann, daß dadurch die höchsten Spitzen der Berge sollten bedeckt werden; (denn was **Burnet** von den unterirdischen Wassern, und **Whiston** von den Cometen beygebracht, solches ist bereits von andern widerlegt worden) so folgt daraus: Daß GOtt diese Ueberschwemmung durch ein Wunderwerk gewirket. Nun aber ist es schwer zu begreifen, was GOtt für ein Vergnügen daran finden sollte, das menschliche Geschlecht so oft zu vertilgen, um neue Geschöpfe von eben derselben Art wieder hervorwachsen zu sehen Man müßte daraus schliessen, daß GOtt ein Wesen sey, welches nicht ertragen könnte, daß die Menschen gar zu sehr an Wissenschaft und Erkenntniß zunähmen, sondern welches nur suchte, dieselben, wenn sie es zu einem gewissen Grad der Vollkommenheit gebracht, durch eine solche allgemeine Verwüstung wieder in ihre vorige Einfalt und Unwissenheit zu setzen. Dieses wäre aber ein sehr schlechter Begriff von dem Schöpfer, und wenn man also urtheilen wollte, so würde man denselben zu einem misgünstigen Wesen machen, woraus denn erhellet, daß auch diese Meynung ohne Grund ist. Einige glauben, daß ein solcher Zustand könne eingeführt werden, wenn unwissende und barbarische Nationen die Oberhand behielten, wie solches auch wirklich zu verschiedenen malen geschehen sey, indem Italien, welches ehedem der Sitz der freyen Künste gewesen, durch den Einfall der nordischen Völker in eine Barbarey verwandelt, und Griechenland, nebst einem großen Theil von Asien und Afrika durch die Saracenen in eben denselben Zustand versetzt worden. Jedoch, daraus

erhellet nur, daß dieses oder jenes Land, nicht aber der ganze Erdkreis auf einmal einem solchen Unfall könne unterworfen werden. Ueberdem haben dergleichen Begebenheiten nicht eine so gänzliche Finsterniß verursachen, noch diese Länder in eine solche Unwissenheit stürzen können; wie allenthalben, den davon vorhandenen Spuren nach, in den allerältesten Zeiten geherrschet.

Die große und allgemeine Unwissenheit, welche man bey den ersten Menschen wahrnimmt, kann also keiner andern Ursache zugeschrieben werden, als daß die Welt erstlich damals vor kurzer Zeit erschaffen worden. Ihr Urtheil, mein Herr, mag diesen Streit entscheiden. Ich will zum Beschluß nur noch diese Betrachtung hinzufügen. Weil dergleichen Revolutionen nicht auf eine natürliche Art entstehen können, sondern durch eine übernatürliche Macht müssen hervorgebracht werden, so sind die Ungläubigen gezwungen, selbst zu gestehen, daß die Welt nicht von sich selbst seyn könne, sondern daß dieselbe der Herrschaft eines Schöpfers unterworfen sey, der durch seine Allmacht alles aus Nichts hervorbringen, und auch alles wieder in das vorige Nichts verwandeln kann. Ich bin. 2c.

Der fünfte Brief.

Mein Herr,

Sie schienen letzthin einigermassen bestürzt, wie die Nachricht von den großen Progressen des Thamas Kuli Kan einlief, und man ihnen sagte,

sagte, daß derselbe nicht nur das Reich des großen Mogols mit einer unglaublichen Geschwindigkeit überschwemmet, sondern auch dadurch in den Besitz eines unsäglichen Reichthums gesetzt worden. Und diese Furcht scheint bey ihnen noch nicht völlig verschwunden zu seyn, indem sie mir in ihrem letzten Briefe die Frage vorlegen: ob dergleichen ausserordentliche Begebenheiten auch wol Vorspiele von einer neuen und allgemeinen Monarchie seyn sollten? Ich meines Theils besorge dieses niemals weniger als zu unsern Zeiten, und daher mißgönne ich dem Kuli Kan seine Siege nicht, und wenn er solche auch bis China und Japan ausbreiten sollte. Ich lasse mich nicht schrecken, und gebe meine Kirchenzehenden deswegen noch nicht weg, weil ich höre, daß er alle geistliche Güter und Einkünfte wieder mit der Krone vereiniget. Denn zwischen Dännemark und Persien ist eine große Kluft bevestiget. Haben die großen Reiche, welche Cingis, Kan und Tamerlan aufgerichtet, und die uns näher waren, keine Bewegungen verursachet, so ist dieser Zuwachs des persischen Reichs noch viel weniger vermögend, ein Nachdenken zu erregen. Wenn die asiatischen Reiche anfangen sich auszubreiten, so geschiehet solches insgemein gegen Mittag, und es erhellet insonderheit aus der Historie der alten persischen Monarchie, daß sie niemals etwas gegen Norden gewinnen können; daher auch seit den Zeiten Darii und Xerxis kein orientalischer Monarch diesen Theil der Welt, den wir bewohnen, zu bestreiten gesucht hat. Wenn sie also ja eine allgemeine Monarchie besorgen, die sich gegen Norden ausbreiten möchte; so müssen sie ihre Augen auf gewisse mächtige europäische Staaten

ten richten, welche immer mehr und mehr um sich zu greifen scheinen. Denn Europa kann nicht anders, als durch sich selbst bezwungen werden. Bey der gegenwärtigen Verfassung, worinn sich nun die Reiche und Staaten befinden, ist dieses nicht zu befürchten, und wenn auch ein noch weit grösserer Comet, als der letzte erschiene, so werde ich doch der Meynung derjenigen nicht beytreten, welche glauben, daß dadurch eine solche allgemeine Revolution angezeigt werde, ungeachtet ich sonst gefällig bin, und dem gemeinen Mann eine unumschränkte Freyheit lasse, aus dem Cometen alles, was man nur will, zu weissagen. Europa hat sich bloß für einen europäischen Potentaten zu fürchten, weil die Erfahrung zeigt, daß die großen asiatischen Monarchen, welche die andern Theile der Welt überschwemmet, allemal aufgehört zu siegen, so oft sie ihre Macht gegen Europa gewandt, daß also dieser Welttheil ein rechtes non plus vltra vor ihnen gewesen. Im Gegentheil ist Europa bisweilen durch die Macht einiger europäischen Potentaten selbst, welche nach dem Untergang der römischen Monarchie den andern zu mächtig geworden, in Gefahr gerathen, die Freyheit einzubüssen. Carolus Magnus verdient in diesem Fall besonders angeführt zu werden. Dieser Kayser beherrschte ganz Italien, Frankreich und Deutschland, und seine Macht war so groß, daß die übrigen europäischen Staaten, auch wenn sie alle mit einander vereiniget gewesen wären, ihm doch nicht würden haben widerstehen können. Die Furcht aber hörte mit seinem Tode auf, und die allgemeine Monarchie, womit er schwanger ging, ward in der Geburt ersticket. Denn sein Nachfolger schien mehr zu

einem

einem Priester, als zu einem Könige geboren zu seyn, und es war damals noch zum Glücke vor Europa der Gebrauch eingeführt, daß man das Reich unter die königlichen Prinzen theilte. Dieses geschahe auch hier, und weil dadurch das Reich in verschiedene Staaten zergliedert ward, die gleich mit einander in Krieg geriethen, so ward das Gleichgewicht von Europa wieder hergestellt. Das ottomannische Haus hat Europa auch zu verschiedenen malen in Bewegung gesetzt; und Mahometh der II. drohete der allgemeinen Freyheit den Untergang. In welche Furcht dieser Kayser die meisten europäischen Länder gesetzet, solches erhellet aus der allgemeinen Freude, die sein Tod verursachte, und aus den Danksagungen, welche man deswegen in den christlichen Kirchen anstellte. Einige von seinen Nachfolgern, insonderheit Solymann der II. sind uns noch näher gekommen. Denn dieser Monarch drang mit einem zahlreichen Kriegsheer in Deutschland ein, und würde vielleicht noch grössere Progressen gemacht haben, wenn nicht zu eben derselben Zeit eine andere europäische Macht aufgekommen wäre, welche vermögend war, den Türken die Stange zu halten. Solches war die spanische Macht, die unter Carl dem V. so sehr zunahm, daß ganz Europa dadurch in eine nicht geringe Furcht gesetzt ward. Dieser Carl besaß Spanien und Westindien, den größten Theil von Italien, die ganzen Niederlande, und war zugleich römischer Kayser. Seine Truppen bestunden aus den tapfersten und disciplinirtesten Völkern zu den damaligen Zeiten, und die Schätze aus Amerika setzten ihn in den Stand, alles zu unternehmen. Von dieser Furcht aber ward Europa auch

bald

bald wieder befreyet. Er selbst war zuletzt gezwungen, zu weichen, da die vornehmsten europäischen Staaten sich wider ihn vereinigten, und sein Sohn Philippus der II. war nicht im Stande, ob er gleich sein Reich mit Portugall und den reichen Colonien desselben, in Ostindien vermehret hatte, die vereinigten Provinzen in den Niederlanden zum Gehorsam zu bringen, die einen Aufstand wider ihn erregt hatten. Zu unsern Zeiten setzte der König in Frankreich, Ludwig der XIV. ganz Europa von neuen in Bewegung. Es schien, daß Frankreich ehedem seine Stärke nicht gekannt, weil es sich stets mit andern Potentaten zu verbinden für nöthig erachtet, um dem österreichischen Hause allein gewachsen zu seyn. Unter diesem Könige aber ward Frankreich auf einmal ganz Europa fürchterlich. Niemals ist das Gleichgewicht von Europa in einer größern Gefahr gewesen, wenigstens ist niemals mehr davon gesagt oder geschrieben worden. Man hat um so viel mehr Ursache, sich darüber zu wundern, weil das Reich bey dem Antritt der Regierung Ludwigs des XIV. nicht größer war, als es vorher gewesen. Es zeugt zwar dieser Umstand von den großen Eigenschaften des Königs, indem Frankreich weder vor diesen Zeiten, noch auch nachher jemals in einem solchen Ansehen gewesen. Viele suchen zwar dem Könige diesen Ruhm zu entziehen, und behaupten, daß die großen Generals und Staatsminister, welche zu seinen Zeiten gelebet, an diesem Ansehen Frankreichs den meisten Theil gehabt. Es kann aber einem Reiche niemals an erfahrnen Generals, an großen Ministern, und an tapfern und getreuen Unterthanen fehlen, wenn ein König den Thron be-

sitzt,

sitzt, der die Tugend zu schätzen, und durch wichtige und wohl ausgetheilte Belohnungen einen jeden zu seiner Pflicht anfzumuntern weis. Frankreich führte daher nicht allein über 50 Jahre fast mit dem ganzen Europa Krieg, sondern endigte denselben auch mit Ruhm und Vortheil. Ein jedes Treffen, welches der König seinen Feinden lieferte, ward durch einen vollkommenen Sieg gekrönet: es kostete insgemein nur einige Tage, um die stärksten Festungen zu erobern, und die französische Seemacht, welche bisher in gar keinem Ansehen gewesen, nahm auf einmal so sehr zu, daß sie den beyden Seepotenzen fast zu stark war. Niemand wußte sich anfangs in diese große Veränderung zu finden. Man meynte, daß die Kaltsinnigkeit und Schläfrigkeit Englands an allem Schuld wäre. Wie aber auch dieses Reich sich mit den Feinden Frankreichs vereiniget, so sahe man, daß man dadurch nichts gewonnen hatte. Insonderheit verdient dieser Umstand angemerkt zu werden, daß, obgleich die ganze Regierung dieses Königs fast nichts, als eine beständige Kette von lauter Kriegen war, dennoch zu gleicher Zeit die Künste und Wissenschaften in Frankreich fast den höchsten Gipfel erreichten. Kein Alter hat, so viel man aus der Historie weis, an einem Orte so viele gelehrte Männer und große Skribenten hervorgebracht, und kein Reich hat größere Kunststücke und prächtigere Gebäude aufzuweisen. Frankreich war also zu gleicher Zeit Europa ein Schrecken, und eine Ehre. Alle Nationen eilten nach Paris, um dasjenige zu sehen und zu hören, was sie vorher niemals gesehen und gehöret hatten, und wie das Reich alle andre Länder an Vorzügen, der Hof alle andre

Höfe

Höfe an Pracht, und die Akademien an Wissenschaft und Gelehrsamkeit alle andre hohe Schulen übertrafen, so überging der König alle andre Mannspersonen am Ansehen und Stärke des Leibes. Alle Reisende hielten es für ein Glück, Versailles, Fontainebleau, Marly, und andre prächtige Gebäude gesehen zu haben, sie schätzten sich aber noch weit glücklicher, daß sie den König gesehen, welcher wegen seiner vortreflichen Leibesgestalt, Majestät und Leutseligkeit, als ein Meisterstück der Natur konnte angesehen werden. Kurz, alles schien auf einmal dahin abzuzielen, Franckreich groß und ansehnlich zu machen, und der französische Name ward zu gleicher Zeit gehaßt, gefürchtet und bewundert.

Bey diesen gefährlichen Umständen behielt doch Europa seine Freyheit. Denn mit dem zunehmenden Alter des Königs schien alles auch in Frankreich alt zu werden und abzunehmen. Die Hoffnung, eine fünfte Monarchie aufzurichten, verschwand auf einmal, und der König sahe endlich, daß er durch alle blutige Kriege nichts anders ausgerichtet, als daß er sein Reich geschwächt, und solches an Volk und Gelde entblößt. Es blieb ihm also nichts weiter übrig, als eine innerliche Bekümmerniß, und ein nagendes Gewissen, daß er einige hundert tausend Menschen auf die Schlachtbank geliefert, und das Reich in der äussersten Armuth hinterlassen.

Sie sehen hieraus, mein Herr, daß man zwar zu unsern Zeiten die Materialien zu Erreichung einer neuen allgemeinen Monarchie sammlen, und in Bereitschaft halten kann, das Gebäude selbst aber wird, so viel man aus den Umständen überhaupt zu urtheilen

len

len vermögend ist, nimmermehr zu Stand kommen. Und daher lassen Sie den Kuli Kan immerhin Progressen machen, ohne sich im geringsten darüber zu bekümmern. So glücklich er bisher gegen Mittag gewesen, so sehr dürfte sein Glück sich ändern, wenn er sich gegen Norden wenden sollte; weil er alsdenn durch die rußische und türkische Macht würde aufgehalten werden, von denen eine jede für sich allein ihm gewachsen ist. Die fast täglich zunehmende Größe des rußischen Reichs ist noch viel eher vermögend, ein Nachdenken zu erwecken. Denn dieses Reich erstreckt sich von der Ostsee fast bis nach China, es unterhält eine große Macht sowohl zu Wasser, als zu Lande, die rußischen Truppen sind wohl disciplinirt, streitbar und siegreich, und können mehr ausstehen, auch mit wenigern Kosten unterhalten werden, als die andern europäischen Soldaten. Diese Umstände sind so beschaffen, daß sie den Nachbarn von Rußland allerdings bedenklich scheinen können. Ich aber betrachte die anwachsende Macht des rußischen Reichs als ein Mittel, das türkische Reich, wodurch die Christenheit so lange beunruhiget worden, dermaleins über einen Haufen zu werfen. Die ottomannische Macht ist zwar heutiges Tages nicht mehr so fürchterlich, als in vorigen Zeiten. Wie aber ein einziger kluger Regent das rußische Reich, worauf niemand vorher sonderlich achtete, in den blühenden Zustand versetzt, worinn es sich noch gegenwärtig befindet; so kann auch ein einziges vernünftiges Ministerium das türkische Reich groß und schrecklich machen. Denn ein Staat, welcher die wichtigsten Länder in den drey Theilen der Welt unter sich begreift, dem es weder an Geld noch an streitbaren

ren Soldaten mangelt, und den die Kayser mit einer ununischränkten Macht beherrschen, könnte das größte Nachdenken und eine gegründete Furcht erwecken, wenn derselbe auf einen andern Fuß gesetzt würde. Ein Großvezier faßte vor einiger Zeit den Entschluß, dem Beyspiel des rußischen Kaysers, Peters des Großen, nachzuahmen, und den türkischen Staat auf eben dieselbe Art, wie den rußischen, einzurichten. Er bemühete sich demnach, die Miliz zu verbessern, und die Wissenschaften einzuführen. Er legte Buchdruckereyen zu Constantinopel an, er beredete die jungen türkischen Herren, ausländische Reisen anzustellen, und dergleichen. Mit dem Tode dieses Großveziers aber hörte alles wieder auf. Sein betrübtes Ende erweckte ein durchgängiges Mitleiden. Die Nachbaren der Türken aber hatten nicht Ursache, sich darüber zu grämen. Ich bin ꝛc.

✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡

Der sechste Brief.

Mein Herr,

Ich sprach vor einiger Zeit mit einem vornehmen Herrn aus Bretagne, in Frankreich. Derselbe wußte das Ansehen und die Gewalt der französischen Parlamenter nicht genug zu erheben, und lobte insonderheit die Standhaftigkeit des Parlaments zu Paris, welche dasselbe sowohl während der Minderjährigkeit des Königs, als nachdem dieser Monarch die Regierung selbst angetreten, bey verschiedenen Gelegenheiten blicken lassen. Er behauptete, daß

das

das Parlament berechtiget sey, die Regierungsgeschäfte zu untersuchen, dem Könige Vorstellung zu thun, den Befehlen des Hofes zu widersprechen, und dadurch das Beste des Volks zu besorgen. Er bemühete sich aus der Aufführung des Parlaments zu Paris während der Minderjährigkeit, sowohl dieses, als des vorigen Königes darzuthun, daß dieses große Collegium sich dazu berechtiget gehalten, und daß die Macht desselben nicht dem Rechte, sondern nur der Ausübung nach von der Macht des englischen Parlaments unterschieden sey. Er meynte auch, daß man die französischen Parlamenter zu gewissen Zeiten, als das englische Parlament unter der Regierung Cromwells ansehen müßte, welches auch seine Vorzüge nicht äussern dürfen, weil die Regierung stets ein Kriegsheer auf den Beinen gehabt. 2c. Ich konnte indessen doch seiner Meynung nicht in allen Stücken beypflichten, und so viele Mühe er sich auch gab, mich von dem Gegentheil zu überzeugen, so war er doch nicht vermögend mir alle Zweifel zu benehmen. Ich räumte ihm zwar ein, daß das parisische Parlament zu verschiedenen malen, insonderheit unter dem Ministerio des Cardinals Mazarins, da es durch die so genannten Frondeurs oder die Schleuderer, unterstützt ward, dergleichen Forderungen geäussert, und sich selbst mit dem englischen Parlament verglichen; ich behauptete aber auch an der andern Seite, daß die Glieder dieses Collegii, so oft sie eine solche Sprache geführet, aufs deutlichste zu erkennen gegeben, daß sie die Verfassung und das Staatsrecht von Frankreich entweder nicht verstanden, oder auch nicht verstehen wollen. Denn gesetzt auch, daß man die Könige von

Frankreich nicht für souveraine Könige halten wollte, weil ihnen eine solche unumschränkte Macht niemals durch eine Souverainitätsakte übertragen worden, so folgt doch daraus nicht, daß die französischen Parlamenter sich deswegen einer größern Gewalt, als die andern Collegia, und als das königliche Conseil selbst, anmassen könnten. Denn die Parlamentsglieder sind alle Bediente, die der König besoldet und unterhält, und welche durch Patente können ein- und abgesetzt werden. Wenigstens hat man sie seit den Zeiten Ludwig des XI. nicht anders angesehen. Dieser König sowohl, als seine Nachfolger, haben die wichtigsten Dinge unternommen, welche die Verfassung und den Zustand des ganzen Reichs betroffen, ohne das Parlament im geringsten zu fragen, oder sich auch um die Einwilligung desselben zu bekümmern. Eine solche Akte, wie die Sanctio pragmatica unter Carl dem VII. und das Concordat unter Francisco dem Ersten war, würde kein englischer König jemals durch seine eigne Macht haben zu Stande bringen können. Es ist bekannt, wie wohl Franciscus der Erste sich seines Ansehens zu bedienen gewußt, da das Parlament bald dieses bald jenes bey seinen Verordnungen zu erinnern hatte. Daß aber die französischen Parlamenter unter den folgenden Königen an der höchsten Macht Theil genommen, solches rühtt nicht von der Verfassung der Regierung, sondern von den Umständen der Zeit her. Denn so oft das Reich mit innerlichen Unruhen geplagt gewesen, so hat das parisische Parlament sein Ansehen zu erheben gesucht, und sich auf sein Recht berufen, dessen aber nachher nicht weiter gedacht worden, wenn das Reich wieder zur Ruhe

ge=

gekommen. Diese Gründe waren indessen doch nicht vermögend, meinen Freund zu überführen. Er wandte vielmehr ein, daß das Parlament bisweilen, bloß aus Furcht vor einer stärkern Macht, die Ausübung seiner Gerechtsame ausgesetzt, welche es nachher bey allen Gelegenheiten wieder ergriffen, und ausgeübet; so wie das englische Parlament zu den Zeiten Cromwells, aus Furcht vor dem Kriegsheer, seine Gerechtsame gleichfalls nicht ausüben können, die es doch wirklich besaß, und sich auch nachher wieder zueignete, und ausübte. Ich sahe mich hiedurch endlich genöthiget, ihn zu bedeuten, daß einige Franzosen aus Irrthum die Parlamenter in Frankreich mit der Versammlung der Stände, Convocation des Etats, vermengten, welche letztere allein mit dem Unterhause in England kann verglichen werden. Zwischen dem französischen und englischen Parlament aber ist nicht die geringste Aehnlichkeit. Das erste ist ein beständiges Rathscollegium, welches von dem Könige besetzt und unterhalten wird. Das andere aber besteht aus Deputirten von allen Einwohnern des Reichs, welche von den Gemeinen erwählt, und auch, so lange die Seßiones währen, von ihnen unterhalten werden. Das erste ist ein Collegium, dem die Regierung verschiedene Verrichtungen übertragen, als die vorkommenden Streitigkeiten zu entscheiden, die königlichen Verordnungen zu registriren, u. dgl. m. Es ist also von einem höchsten Gericht in keinem andern Stücke unterschieden, als daß die Mitglieder die Erlaubniß haben, gewisse Dinge vorzustellen, und über die Verordnungen, ehe sie registrirt werden, ihr Bedenken zu ertheilen. Das englische Parlament aber ist eine

Versammlung von allen Einwohnern des Landes. Denn die darinn befindlichen Abgeordneten stellen das ganze Volk vor, und ein jedes Glied des Unterhauses sieht den Distrikt, von welchem es erwählt worden, als seinen Principal an. So groß also der Unterscheid ist, welcher sich unter königlichen Bedienten und den Gevollmächtigten eines freyen Volks befindet, so groß ist auch der Unterscheid unter den französischen und englischen Parlamentern. Die letzten haben oft darauf gedrungen, und thun es auch noch, daß alle Mitglieder, welche Hofbedienungen haben, von dem Parlament sollen ausgeschlossen werden, um zu zeigen, daß sie hauptsächlich von dem Volke dependiren, dessen Abgeordnete sie sind. Daß die französischen Parlamenter niemals größere Gerechtsame gehabt, als die ich angeführet, auch nicht einmal zu den Zeiten, da die königliche Macht eingeschränkt war, solches kann man aus der Historie darthun. Denn damals war es gebräuchlich, wenn wichtige Dinge sollten vorgenommen werden, daß man alle Stände zusamenrufen ließ, welches nich nöthig gewesen wäre, wenn das Parlament die Macht gehabt hätte, welche man demselben insgemein beylegt. Die Macht der Könige von Frankreich ward also in vorigen Zeiten nicht durch das Parlament, sondern durch die Versammlung der Stände eingeschränkt. Endlich ward mein Freund gezwungen, nachzugeben und muste gestehen, daß die Mitglieder der französischen Parlamenter, und insonderheit des parisischen, welche sich währender Minderjährigkeit Ludwigs des XIV. für Beschützer des Volks ausgegeben, und als Abgeordnete der Stadt angesehen seyn wollen, sich mit den Versammlungen

der

der Stände vermengt, die der Cardinal Richelieu, als der Stifter der Souverainität in Frankreich, abgeschaffet, so daß seit dieser Zeit gar keine Reichstäge mehr in Frankreich gehalten worden. Ich fügte zum Beschluß noch dieses hinzu: In welchem Reiche eine beständige Kriegsmacht befindlich ist, die dem Könige allein den Eid der Treue geschworen, in dem Staate ist die Souverainität eingeführt, und alle Gerechtsame, welche sich die hohen Collegia zueignen, sind nur ein Schatten, und solche Herrlichkeiten, deren Ausübung ihnen bloß von dem Könige vergönnt wird. Ich habe nicht unterlassen wollen, Ihnen von dieser Unterredung Nachricht zu geben. Ich bin rc.



Der siebente Brief.

Mein Herr,

Die Deisten in England fahren noch beständig fort, die Religion zu bestürmen, und ihre Frechheit nimmt immer mehr und mehr überhand. Es scheint, daß der Widerwille der Engländer, den sie gegen eine absolute Macht in der weltlichen Regierung hegen, sich auch auf die Herrschaft Gottes erstrecket. Es scheint, daß sie die Macht Gottes eben sowohl wie die Gewalt des Königs durch Parlamentsakten eingeschränkt wissen, und weder im Himmel noch auf der Welt eine Souverainität leiden wollen. Denn sie richten ordentliche Gesellschaften auf, um die göttlichen Verordnungen und Befehle zu untersuchen, und zu bestimmen, welche angenommen, und

welche verworfen werden müssen, welche Artikel mit der Freyheit des englischen Volks übereinstimmen, und welche dagegen streiten. Weil viele Theologi sich aber der Lehre dieser Freydenker aufs äusserste widersetzet; so kann man sagen, daß nunmehro in England zwo neue Factiones, der Wighs und Torys entstanden, welche von einer weit grössern Wichtigkeit sind, als die alten Factiones. Die eine Partey beruft sich auf die Nothwendigkeit, daß man dasjenige glauben müsse, was in dem geoffenbarten Worte GOttes befohlen worden. Die andere will die Freyheit haben zu glauben, was sie für gut befindet, und appelliret von der Revelation, als einem Untergericht an die natürliche Religion. Die Streitigkeiten werden mit großem Eifer an beyden Seiten fortgesetzt. Man ist aber nicht im Stande zu sagen, ob diese Streitigkeiten der Kirche mehr zum Schaden oder Nutzen gereichen. Denn wie man die Religion niemals stärker, als zu unsern Zeiten angegriffen, so ist dieselbe auch niemals stärker vertheidiget worden. Und wie die neuern Naturalisten, Collins, Tindal, Wholston, Morgan und andre, sich neuer und bisher fast unbekannter Maschinen bedienen, die Festung der Religion anzugreifen; so haben die Vertheidiger derselben sich auch die äusserste Mühe gegeben, auf neue Festungswerke zu sinnen. Diese Streitigkeiten aber werden dadurch weit beschwerlicher, als wenn man mit andern Ketzern zu thun hat, weil die Naturalisten sich dem bisher gewöhnlichen und allenthalben für gültig erkannten Gerichte nicht unterwerfen wollen, wesfalls man sich auf der andern Seite aufs äusserste bemühet, sie zu überführen, daß beyde Parteyen unter einem Richter stehen.

hen. Die Freunde der Religion haben übrigens, um die Hauptsache desto besser zu vertheidigen, in gewissen andern Stücken nachgegeben, worauf die Väter mit einem gar zu großen Eifer bestanden, um den Naturalisten, so viel nur immer möglich, alle Gelegenheit zu Ausschweifungen und Vorwürfen abzuschneiden, wobey denenselben sonst immer eine gar zu weit getriebene Orthodoxie zum Deckmantel dienen müssen. Die Erfahrung zeigt, daß dieses eine gute Wirkung gehabt. Man hat ihnen z. B. erlaubet, die Hauptpunkte der Religion zu untersuchen, und allerhand Zweifel dagegen zu erregen. Dadurch hat man den Einwurf gehoben, als wenn die Religion nicht anders, als durch Zwang und Verbot, und durch den weltlichen Arm bestehen könnte. Man weicht ferner heutiges Tages in gewissen Stücken von dem buchstäblichen Verstande der Schrift ab, worüber sich die ehemaligen Orthodoxen ein Gewissen machten. In der Schrift sind viele Wahrheiten unter Sinnbildern und Gleichnissen vorgetragen. Wenn man dieselben nach den Buchstaben annimmt, so entstehen unendliche Schwierigkeiten; wenn man sie aber nur als Emblemata und verblümte Redensarten ansiehet, so wird man in den hohen Gedanken, welche man von der Vortreflichkeit der Schrift heget, bestärkt, und benimmt zugleich den Feinden der Religion alle Gelegenheit, dieselbe auf eine widrige Art auszulegen. Wenn demnach GOtt zu dem Propheten Hoseas sagt: **Gehe hin, und nimm eine Hure, um zweene Söhne mit ihr zu zeugen,** so kann dieser Befehl nicht nach den Buchstaben verstanden werden, sondern durch die Hure wird die abtrünnige jüdische Kirche angedeutet, welche der Pro-

 phet

phet wieder annehmen, und, um dieselbe desto stärker zu verbinden, sich gleichsam mit ihr verheyrathen soll. Denn man sieht aus unzähligen andern Schriftstellen, daß GOtt dasjenige aufs äusserste hasset und aufs strengste verbietet, was er hier zu befehlen scheint. Wenn man die in alten Zeiten, und insonderheit im Orient gewöhnliche Schreibart ansiehet, da man gewohnt war, durch Fabeln, Gleichnisse und Allegorien, die wichtigsten Wahrheiten vorzustellen, so muß man in der Schrift, unter dem was gesagt und erzehlt wird, und unter der Art, wie es vorgetragen wird, billig einen Unterscheid machen. Unsere Gottesgelehrten weichen ja selbst von dem buchstäblichen Verstande ab, wenn von den Händen, Füssen und Eingeweiden Gottes geredet wird, weil aus andern Schriftstellen erhellet, daß Gott ein Geist ist. Und warum wollte man sich denn ein Bedenken machen, solches auch bey andern Vorfällen zu thun, wenn eine gleiche Nothwendigkeit es erfordert. Ich weiß wohl, daß man einige Schriftausleger mit sehr gehäßigen Farben abgemahlt, weil sie verschiedene Historien von eben derselben Beschaffenheit allegorisch erkläret. Man hat z. B. diejenigen des Unglaubens und der Gottlosigkeit beschuldiget, welche die Unterredung der Schlange mit unsrer ersten Mutter im Paradiese zu einer Allegorie gemacht. Ich erkühne mich nicht, hierüber ein Urtheil zu fällen, sondern sage bloß: Wenn die bemeldeten Ausleger solches in einer guten Absicht gethan haben, um die Feinde der Religion dadurch zum Stillschweigen zu bewegen; so ist ein solches Urtheil, womit man sie insgemein belegt, gar zu hart. Eben dieses würde ich auch sagen, wenn man den Besuch,

wel-

welchen der Teufel bey GOtt soll abgelegt, und die Unterredung, welche derselbe wegen der Frömmigkeit Hiobs mit GOtt soll gehalten haben, auf eine gleiche Art erklärte. Denn die Wahrheit der Historie leidet dadurch nicht, wenn man gleich die Art und Weise, wie gewisse Dinge nach der morgenländischen Art erzählet werden, für emblematisch ansiehet.

Ich trete also den harten Urtheilen über dergleichen Erklärungen nicht bey, sondern glaube vielmehr, daß diese Ausleger, wenn sie ja in diesem Stücke einen Fehltritt begehen, doch aus einer guten Absicht irren. Denn dadurch kränkt man das Ansehen der Schrift nicht, wenn man durch eine wahrscheinliche, obgleich bisher noch nicht allenthalben angenommene Auslegung, den eigentlichen Grund und die wahre Meynung derselben zu entdecken suchet. Der dritte Punkt, worinn einige Gottesgelehrten dieser Zeiten für nöthig gefunden haben, von der Strenge ihrer Vorfahren abzuweichen, betrift die Inspiration der biblischen Skribenten. Sie geben dieselbe bloß in Lehr- und Glaubenspunkten: sie dehnen solche aber nicht auf die historischen Umstände, und auf die Schreibart der Schrift aus. Sie behaupten, daß das Gesetz und die Propheten von GOtt eingegeben worden. Die Historie aber gründe sich auf den Bericht glaubwürdiger Männer, und die Schreibart rühre von den Skribenten selbst her. Durch diese Einschränkung haben sie die Pfeile der Ungläubigen stumpf gemacht, und sich in den Stand gesetzt, die stärksten Einwürfe abzulehnen. Die Schrift leidet nichts dadurch, wenn man gestehet, daß ein Buch in einer bessern Schreibart, und in einer bessern Ordnung als das andre abgefaßt

faßt sey, und eine Historie kann deswegen doch zuverlässig seyn, wenn sie gleich entweder ganz, oder auch zum Theil von einem andern geschrieben worden, als dessen Namen sie führet. Sie glauben, daß man dieses mit Recht behaupten könne, und sagen, es sey eben so viel, als wenn man die Kleider wegwerfe, um den Leib zu retten, oder, als wenn man eine Schanze verlasse, um die Stadt desto besser zu vertheidigen. Sie meynen auch, daß das Ansehen der Schrift auf diese Art eben so sehr befestiget werde, als dasselbe sonst geschwächt wird, wenn man solche Dinge vertheidiget, die auf keine Art können erwiesen werden. Denn wenn man hartnäckig behauptet, daß dasjenige, was in dem 5ten B. Mosis von dem Tode und Begräbniß dieses Propheten angeführet wird, von ihm selbst geschrieben worden, oder daß dasjenige, was man in dem 2ten B. Samuels findet, und lange nach dem Tode Samuels geschehen ist, von Samuel selbst herrühre, so opfert man dadurch die ganze Historie auf einmal auf, und giebt den Feiden den Sieg in die Hände. Der vierte Punkt, worinn man heutiges Tages nachgiebt, besteht darinn, daß man einige Schreibfehler zuläßt, wenn die Noth es erfordert. Denn was nützt es, wenn man durch gezwungene Erklärungen gewisse streitige Umstände in der Historie und Chronologie vereinigen will, die sich doch nicht vereinigen lassen. Man setzt sich dadurch nur bey seinen Feinden in Verachtung, welche dergleichen gezwungene Erklärungen nicht ohne Verdruß anhören. Wenn z. B. ein Geschichtschreiber an einem Orte sagt: Alexander habe 12 Jahre, an einem andern aber, er habe 14 Jahre regiert; so muß man gestehen, daß an einem von diesen beyden Orten ein

Schreib-

Schreibfehler eingeschlichen. Denn wenn man dieses nicht thut, so giebt man zu erkennen, daß man den Entschluß gefaßt, die Wahrheit aufzuopfern, und auf seine Sinnen und Erkenntniß Verzicht zu thun, bloß, um einen Schreibfehler zu vertheidigen, welches einem Christen unanständig ist, und mit der Lehre Christi nicht übereinstimmet. Ich habe aber mit gutem Bedacht die Einschränkung hinzu gefügt; wenn die Noth es erfordert, und sonst kein Ausweg übrig ist. Denn viele gehen in diesem Stücke zu weit, und berufen sich gleich auf einen Schreibfehler, ehe sie ihren Kopf darüber zerbrechen, und einige anscheinende Streitigkeiten und Widersprüche mit einander vereinigen wollen. Wer aber sonst mit Gewalt Dinge vereinigen will, die sich auf keine Art vereinigen lassen, der richtet dadurch nichts anders aus, als daß er sich selbst den Namen eines parteyischen Advocaten erwirbt, seine ganze Sache verdächtig macht, und als ein eigensinniger Kopf angesehen wird; der seiner Menschheit und Erkenntniß entsagt, um den Titel eines eifrigen Christen zu behaupten. Aus dieser Ursache bedienen sich verschiedene große Theologi bey den gegenwärtigen Streitigkeiten mit den Deisten einer solchen Mäßigung, und verspüren davon den guten Erfolg, welchen ich schon oben angezeigt. Ich bin 2c.

Der achte Brief.

Mein Herr,

Ich habe Deroselben an mich abgelassenes Schreiben

ben erstlich vor einigen Tagen erhalten, und werde nicht ermangeln, Dero Verlangen, so bald es mir nur immer möglich seyn wird, eine Genüge zu leisten. Sie melden zugleich, daß Sie vor einiger Zeit einer Gesellschaft beygewohnet, worinn von keiner andern Sache, als bloß von den Siegen und Thaten der beyden grossen Feldherrn unsrer Zeiten, des Eugens und Marlboroughs geredet worden, wobey man endlich, nachdem man die Unternehmungen beyder Helden gegen einander gehalten, dem Eugenius den Vorzug vor dem Marlborough zugeeignet. Wenn ich bey diesem Collegio Politico gegenwärtig gewesen wäre, so würde ich bloß einen Zuhörer abgegeben haben; wenn man mich aber mit Gewalt genöthiget hätte, meine Meynung zu eröfnen, so würde ich nach dem Beyspiel des Pyrrhus bloß geantwortet haben: daß Virgilius, meiner Einsicht nach, der größte Poet, und Livius der größte lateinische Geschichtschreiber sey, um zu zeigen, daß ich mich zwar erkühnte, über Poeten und Historienschreiber, nicht aber über Generals und Feldherrn ein Urtheil zu fällen. Es ist bekannt, wie es dem griechischen Weltweisen ging, welcher in Gegenwart des Hannibals eine weitläuftige Rede von der Pflicht eines Feldherrn hielte. Denn Hannibal rühmte zwar die Rede, wegen ihrer Zärtlichkeit, und schönen Einkleidung; er urtheilte aber von dem Redner, daß derselbe im Kopfe verrückt seyn müßte, weil er in solchen Dingen einen Richter abgeben wollte, wovon er nicht den geringsten Begriff haben könnte. Sie werden mir ohne Zweifel hierauf antworten, daß Sie auch keine Entscheidung in dieser Sache von mir verlangten, weil solche doch stets einer höhern Erkenntniß un-

ter-

terworfen seyn würde, sondern daß Sie bloß von mir zu wissen begehrten, was ich nach Maaßgebung der Geschichte des Eugens und Marlboroughs, von diesen beyden großen Männern für Gedanken hegte. Auf solche Art ist es einiger massen zu entschuldigen, und ich kann ohne Eitelkeit meine Meynung eröfnen, insonderheit, da ich dieselben zugleich ihrer Beurtheilung unterwerfe. Ich halte demnach diese beyden großen Generals wegen ihrer großen Thaten und herrlichen Siege, für die größten Feldherren, welche in diesem Jahrhundere gelebt haben. Eugen hat mehrere, Marlborough aber wichtigere Siege erfochten. Der erste diente den Türken, der andere aber Frankreich und Spanien zu einer Geissel. Eugenius hatte sich bereits den Namen eines großen Generals erworben, ehe Marlborough in der Historie bekannt war. Er führte auch noch wichtige Dinge aus, wie der letzte schon das Feld verlassen hatte, und gab endlich, nachdem ihn der Sieg so viele Jahre allenthalben begleitet, gleichsam im Harnisch und mit dem Degen in der Faust, den Geist auf. Der englische General aber commandirte nur einige Jahre, jedoch mit einem solchen Ruhme, daß gantz Europa darüber aufmerksam ward. Man kann also den ersten mit einem langwierigen Sturmwind vergleichen, für den man sich wohl verwahren muß; der letzte aber war einem kurzen Orcan ähnlich, dessen Gewalt nichts widerstehen kann. Man darf nur, um dieses zu begreifen, die Conjuncturen der damaligen Zeiten ansehen. Frankreich hatte bey nahe funfzig Jahre aus eigenen Kräften fast mit dem ganzen Europa Krieg geführt, und zwar mit einem solchen Glücke, daß man wegen der Errich-

tung

tung einer neuen Universalmonarchie besorgt war. Der spanische Succeßionskrieg vermehrte diese Furcht nicht wenig; indem Frankreich und Spanien mit einander vereiniget, und das erstere also dadurch noch mächtiger ward. Ja, die Zeiten waren so bedenklich, daß man eben dasselbe sagen konnte, was man ehedem von dem C. Mario sagte, daß die Freyheit Europens ein Ende gehabt hätte, wenn nicht Marlborough, als ein Deus e machina damals ins Mittel getreten wäre, und die französische überwiegende Macht wieder gedämpft, und in Gleichgewicht gebracht hätte. Dieses scheint sehr viel gesagt zu seyn, und einige dürften vielleicht andere Ursachen, von der Veränderung dieser Scene, als das zunehmende Alter, und die Schwachheit Ludwigs des XIV. den Mangel an grossen französischen Generals, den größern Eifer der Alliirten, insonderheit der Engländer, und dergleichen mehr anführen. Was aber den König von Frankreich betrifft, so bemerkt man zwar an ihm, daß sein Körper schwächer ward, nicht aber daß die Kräfte seines Gemüths abnahmen. Vendome und Villars waren Generals, die man den größten Feldherrn in dem vorigen Jahrhundert mit Recht an die Seite setzen konnte. Der Eifer der Alliirten war in dem vorigen Kriege eben so groß, als in diesem. England hatte in den unmittelbar vorhergehenden Kriege die Hand mit im Spiele, und die englische Armee ward sowohl, als die holländische, durch den tapfern und klugen König Willhelm, angeführt. Man kann also keinen andern Unterschied unter den Zeiten machen, als daß Frankreich in diesem letzten Kriege noch mit Spanien vereiniget war, welches Reich es vordem zum Feinde hatte.

So-

So bald aber der Herzog von Marlborough das Commando antrat, so änderte sich alles auf einmal, und Europa erhielt gleichsam eine neue Gestalt. Die französische Macht, welcher bisher niemand widerstehen können, ward gleich in ihren Siegen aufgehalten, u. fieng nicht nur an zu wanken, sondern war auch ihrem Untergange sehr nahe. Dadurch ward die Furcht andrer Nationen in Kühnheit, und ihr Haß in Mitleiden verwandelt. Die tapfersten französischen Truppen, welche bisher beständig zu siegen gewohnt waren, konten nirgends mehr Stand halten, und waren nicht mehr vermögend, sich in ihren fast unüberwindlich verschanzten Lagern zu halten. Marlborough überschwemmte, wie ein starker Strom, mit seinem mächtigen Kriegsheer alles, was sich ihm widersetzte, und ließ sich wie ein Blitz an solchen Orten sehen, wo man ihn am wenigsten vermuthete. Die Franzosen waren an keinem Orte mehr sicher; alle ihre Anschläge, wie klug sie auch ausgesonnen waren, wurden verrückt, und sie wußten nicht mehr, was sie anfangen sollten. Ja, es ist wahrscheinlich, wenn Marlborough das Commando noch einige Jahre behalten hätte, so würde er der französischen Monarchie einen tödtlichen Stoß versetzt haben. Wie aber die französische Sonne durch die Ankunft des englischen Generals verfinstert ward, so erhielt sie ihren völligen Glanz wieder, so bald dieser Feldherr von der Armee Abschied nahm. Dieses dient zu einem unwidersprechlichen Beweis von den grossen Eigenschaften dieses Herrn, und zeigt, daß er gleichsam die Seele der wider Frankreich verbundenen Macht gewesen. Man muß sich über die großen Kriegsunternehmungen dieses Helden um so

 viel

viel mehr wundern, da er vorher nicht sonderlich bekannt war, bis er an die Spitze der vereinigten englischen und holländischen Kriegsmacht gesetzt ward. Sein Exempel bestätigt dasjenige, was ich bereits an andern Orten in meinen Schriften angeführt, daß ein General mehr geboren, als gezogen werde. Denn die Kriegserfahrenheit war bey ihm in Absicht auf viele andere Generals zu den damaligen Zeiten nur mäßig. Die Natur aber that hier fast alles. Dieselbe hatte ihn mit der heldenmüthigen Seele begabet, die ein General haben muß, und seine Tapferkeit war mit einer solchen Kaltsinnigkeit vermengt, daß er mitten in der blutigsten Schlacht nicht das geringste von seiner Fassung verlohr. Denn sein Blut wallte nicht stärker, wenn er den Feinden ein Treffen lieferte, als wenn er mit seinen vertrauten Freunden in Gesellschaft war. Man sagt, daß der König Wilhelm diese Eigenschaft bey ihm bemerkt, und daraus geurtheilet, daß er dermaleins ein großer General werden würde. England bringt sonst nicht viel Feldherren hervor, und es scheint, daß die Natur sich deswegen hierinn so sparsam in Absicht auf England erweiset, damit sie etwas desto vollkommeners zu Stande bringen möge. Dieses ist übrigens ein poetischer Einfall. Die wahre Ursache aber besteht in der hitzigen Gemüthsart dieser Nation, welche macht, daß die Engländer mehr zu Soldaten, als zu Feldherren geboren werden. Denn eine mit Kaltsinnigkeit vermengte Tapferkeit ist in England nicht so gar häufig anzutreffen. Die Natur aber hatte bey dem Herzog von Marlborough die englische Tapferkeit und das spanische Phlegma, die französische Munterkeit, und die italienische Vorsichtigkeit mit einander

ver-

verbunden; und also waren hier alle Eigenschaften vereiniget, welche einen großen General ausmachen. So groß aber auch dieser vortrefliche Fürst im Felde war, eben so groß war er auch im Cabinet; und es ist schwer zu sagen, wo er sich am meisten hervor gethan. Alle diese Eigenschaften besaß indessen der kayserliche General auch, ob man sie aber auch in einem gleichen Grad bey demselben wahrgenommen, solches überlasse ich andern zu beurtheilen. Ich meines Theils gestehe, daß die Thaten des Herzogs von Marlborough mir jederzeit größer und wichtiger geschienen. Indessen entscheide ich in diesem Stücke nichts, sondern sage bloß, daß man an dem Eugen ein Beyspiel hat, was Kunst und Uebung auszurichten vermögen; an Marlborough aber, was die Natur allein wirken kann. Uebrigens ist dieser Streit also beschaffen, daß derselbe aus allerhand Ursachen wohl nicht so leicht dürfte entschieden werden. Ich bin rc.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Der neunte Brief.

Mein Herr,

Ich sende hierbey die Schrift des Tindals, welche den Titel führet: Das Christenthum, so alt als die Schöpfung, nebst der Fosterschen Refutation, wieder zurücke, und nehme mir die Freyheit, mein Bedenken über beyde Schriften hinzuzufügen. Ich halte das Buch des Tindals für eines der schädlichsten, welche ich jemals gelesen; indem Tindal, als einer der witzigsten Skribenten in England, alle Kräfte angestreckt, um die Schrift lächerlich zu machen, und

zu zeigen, daß keine Revelation nöthig sey. Meinem Bedünken nach ist Foster nicht unglücklich gewesen, die größten Schwierigkeiten zu heben, und seine Widerlegung kann, wenn man einige anabaptistische Principia an die Seite setzt, als ein sehr nützliches und erbauliches Werk angesehen werden. Er zeigt seinem Gegner, daß derselbe viele Dinge falsch erzählet, und die Worte verschiedener orthodoxen Geistlichen verdrehet. Er thut dar, daß alle diejenigen Umstände in der Schrift, woran sich Tindal stößt, durch eine gesunde Erklärung ganz wohl können geredet werden. Er beweist auch die Nothwendigkeit der Revelation, und sagt; Die Lehre eines Menschen, wie vortreflich dieselbe auch seyn mag, kann doch leicht versäumt, und mit Kaltsinnigkeit angesehen werdon, wenn sie sonst nichts aufzuweisen hat, wodurch sie sich einen Eingang in die Gemüther bahnen, und die Aufmerksamkeit anderer erwecken kann. Eine Lehre aber, welche durch Wunderwerke bestätiget worden, und von welcher man zeigen kann, daß sie von Gott herrühre, erwecket billig die Aufmerksamkeit der Menschen. Da demnach die Menschen nicht mit dem gehörigen Fleiß auf die natürliche Religion achten, so scheint es sowohl nöthig, als anständig zu seyn, daß sie von Gott durch gewisse Personen, die er durch die Gabe Wunder zu thun, gleichsam als durch ein Creditiv dazu autorisiret, zu einer größern Achtsamkeit ermuntert werden. Diese Argumente sind gründlich, und leiden keine Widerrede, wenn man es dabey bewenden läßt. Wenn man aber nach dem Beyspiel einiger Skribenten durch historische Exempel zu beweisen suchet, daß alle menschliche Lehren, wie vortreflich dieselben auch

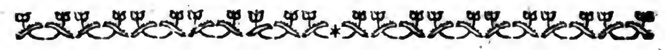
sind,

sind, keinen Bestand haben, sondern mit der Zeit nicht allein in die Vergessenheit gerathen können, sondern auch wirklich so sehr vergessen werden, daß nicht die geringste Spur und Vorstellung von dem Recht der Natur übrig bleibt; so giebt man dadurch Anlaß zur Verlängerung des Streites, welcher sonst ein Ende haben könnte. Die Naturalisten gestehen zwar, daß menschliche Lehrsätze aus Mangel der beständigen Aufmerksamkeit gänzlich können vergessen werden. Sie leugnen auch nicht, daß viele Exempel aus der Historie und Erfahrung können angeführet werden, daß ganze Nationen, bey denen sonst die Sittenlehre mit großem Eifer getrieben worden, mit der Zeit in die äusserste Barbarey und Unwissenheit verfallen sind. Sie sagen aber auch zugleich, daß eine jede Lehre, sie mag geoffenbaret oder bloß menschlich seyn, ein solches Schicksal haben könne, wenn die Menschen nicht täglich darinn geübt und unterwiesen würden. Denn man findet, daß die Juden sowohl als die Christen, aus Mangel der Catechisation und Lesung der Schrift, in eine eben so große Unwissenheit, wie die Heyden, gerathen sind, welches Foster auch selbst nicht leugnet. Die alten Philosophen haben gewisse Präcepta abgefaßt, um uns unsre Pflichten gegen GOtt und Menschen zu zeigen. Das Volk aber hat doch weder von dem rechten Gottesdienst, noch von der Moralität einen Begriff gehabt, weil die Obrigkeit keine Anstalt gemacht, dasselbe beständig hierinn zu üben, und zu unterweisen. Der Kayser Julianus bemerkte dieses, und faßte daher nach dem Exempel der Christen den Schluß, gewisse ordentliche philosophische Predigten und Catechisationes anzustellen, weil

er dafür hielte, daß die Lehre, aller von den Philosophen zusammen getragenen moralischen Sätze ungeachtet, doch keinen Bestand haben, und Wurzel schlagen könnte, wo das Volk nicht durch Gesetze und Anordnungen angehalten würde, sich zu gewissen Zeiten und an gewissen Orten zu versammlen, um diese Sätze vorlesen und erklären zu hören. Wenn dieses geschehen wäre, und man nicht die geringste Wirkung davon verspüret hätte; so hätte man sich dieses Arguments wider den Tindal mit einem sehr guten Erfolg bedienen können. Weil aber diese Probe des Juliani nicht ins Werk gesetzt worden, und man findet, daß verschiedene menschliche Lehren eben so wohl als die bürgerlichen Gesetze durch Aufmunterungen und tägliche Catechisationen erhalten worden; so giebt dieses nur Gelegenheit, den Streit in der allerdeutlichsten Sache fortzusetzen. Ich führe dieses bloß zu dem Ende an, um zu zeigen, daß man bey Widerlegungen nicht so stark auf solche Argumente dringen müsse, welche die Sache nicht heben, der Erfahrung entgegen laufen, wodurch man die beste Sache verdirbt, und sich dem Feinde ohne Noth bloß stellt. Die Göttlichkeit und Nothwendigkeit der Religion kann ohnedem durch andere, und ganz unwidersprechliche Gründe hinlänglich erwiesen werden. Was man am sichersten in diesem Stücke sagen kann, und was die Naturalisten nicht beantworten können, besteht darinn: daß die Revelation, welche durch göttliche Wunderwerke geschiehet, einen weit stärkern Grund zu einer Lehre legt, als alle philosophische Präcepta und menschliche Gesetze, und daraus muß man die Nothwendigkeit der Revelation beweisen. Die eine Lehre aber kann

so

so wenig als die andere erhalten werden, wo solche nicht durch beständige Catechisation und Predigten eingeschärft und fortgepflanzt wird. Ich bin rc.



Der zehnte Brief.

Mein Herr,

Ich hatte vor einigen Tagen Gelegenheit, mit einem reformirten Franzosen hier aus der Stadt zu sprechen, welcher heftig über das Verfahren der Regierung in Frankreich wider die Hugenotten erbittert war. Er zeigte unter andern, daß dieses Verfahren nicht nur dem Worte Gottes, und der Staatsklugheit entgegen sey, sondern daß Frankreich auch in diesem Stücke seine eigne Wohlfahrt aus den Augen gesetzet. Ich gab ihm, was das erste betrifft, völlig Recht, indem ich jederzeit dafür gehalten, daß der Gewissenszwang u. die Verfolgung derjenigen, die einer andern Religion zugethan sind, nicht nur dem Christenthum, sondern auch der Menschlichkeit entgegen sey. Was aber das zweyte Stück anlangt, so können von beyden Seiten wichtige Gründe beygebracht werden. Wenn man den Zustand von Frankreich zu den Zeiten Heinrich des IV. und auch noch eine Zeitlang unter der Regierung Ludewigs des XIII. betrachtet, so muß man gestehen, daß derselbe auf eine solche Art eingerichtet war, daß er keinen Bestand haben konnte. Denn was kann seltsamer seyn, als daß der dritte und vierte Theil der Unterthanen des Reichs gewisse Städte und Festungen in Händen hat, Armeen

en unterhält, eigne Reichstäge und Versammlungen anstellet, die der Regierung nicht unterworfen sind, mit ander Nationen, die Feinde des Reichs seyn können, in Bündniß stehet, u. dgl. m welche Umstände so beschaffen sind, daß man davon kein ähnliches Beyspiel in der Historie antrifft. Man kann es zwar dem Könige Heinrich dem IV, nicht verargen, daß derselbe eine solche Verfassung bestätiget, weil die langwierigen bürgerlichen Kriege durch kein andres Mittel konten beygelegt werden. Man kann es aber auch seinem Nachfolger nicht verdenken, daß derselbe darauf bedacht gewesen, eine ungereimte Stiftung wider aufzuheben, welche durch die Umstände der Zeit und durch die Noth erpresset worden. Denn Frankreich war, aller seiner Macht ungeachtet, nur in einem sehr schlechten Ansehen, so lange das Reich in dieser Verfassung war. Es hatte gleichsam nur eine Hand, und konnte nichts wichtiges vornehmen, weil die Regierung ein eben so wachsames Auge auf die eignen Unterthanen, als auf auswärtige Feinde haben mußte. Der berühmte Cardinal Richelieu, welcher sich vorgenommen hatte, Frankreich groß und ansehnlich zu machen, merkte leicht, daß er alle Mühe vergebens anwenden würde, wo er nicht dieses zweyköpfigte Regiment abschaffte, und alle Unterthanen auf einen gleichen Fuß setzte. Er ließ also verschiedene Anschläge fahren, die er sonst auszuführen gedachte, und richtete seine Gedanken einzig und allein auf diesen Vorwurf. Er drung auch endlich durch, und die Frucht von seiner Arbeit war, daß Frankreich, worauf man bisher nicht sonderlich geachtet hatte, in den folgenden Zeiten ganz Europa ein Schrecken geworden. Dieses fällt einem je-

jeden so deutlich in die Augen, daß auch unparteyische Reformirte die Nothwendigkeit dieser Sache erkennen, und die Vereinigung der getheilten Macht unter einem Haupte, als ein Meisterstück des Cardinals ansehen müssen. Dieses einzige kann man dagegen einwenden, daß das Edict von Nantes dadurch gebrochen ward, welches doch durch die heiligsten und kräftigsten Versicherungen bestätiget worden. Die französischen Catholiken aber antworten hierauf, daß eben dieselbe Noth, welche Heinrich den IV. veranlasset, einen independenten Staat mitten im Reiche zu stiften, auch seinen Nachfolger angetrieben, diese ungereimte Stiftung wieder über einen Haufen zu werfen, welche betrübte Folgen gehabt, und womit die Wohlfahrt des Reichs nicht bestehen konnte. Wenn man unparteyisch urtheilen will, so verdient das Vornehmen des Cardinals, die französischen Reformirten zu entwaffnen, und sie ihrer Festungen zu berauben, wo nicht gelobt, doch wenigstens entschuldiget zu werden. Denn wenn diese große Veränderung nicht geschehen wäre, so dürfte Frankreich, allem Vermuthen nach, noch in eben denselben Umständen, wie zu den Zeiten Ludwigs des XIII. seyn, da es nicht einmal gegen Spanien allein Stand halten konnte. Man hat sich übrigens des unzeitigen Uebermuths, den die Hugenotten zu verschiedenen malen gegen die Regierung blicken liessen, und ihres Pochens auf ihre große Macht, besonders bedienet, um das Edict von Nantes einzuschränken. Der berühmte Mornäus sahe schon zu seinen Zeiten die Folgen ein, die daraus entstehen würden, und ermahnte daher seine Reformirten beständig, wiewohl vergebens, zur Sanftmuth und zum

Nachgeben. Der berühmte Geschichtschreiber Bassov, welcher selbst reformirt war, gesteht gleichfalls, daß die Hugenotten durch verschiedene unzeitige Bewegungen und durch einen zur Unzeit angebrachten Trutz, zu den nachher erfolgten Tragödien Gelegenheit gegeben. Die Einschränkung des Edicts von Nantes, wodurch die Reformirten mit den andern Unterthanen gleich gemacht wurden, kann also noch einiger massen entschuldiget werden. Die folgende Execution aber unter Ludwig dem XIV. da das Edict von Nantes völlig aufgehoben wird, und die Reformirten ohne die geringste Ursache aufs grausamste verfolgt wurden, solches ist eine Sache, welches man auf keine Art entschuldigen kann. Dieses ist, in Absicht auf das Christenthum, eine ausgemachte Sache. Was die Politik und die Beschaffenheit des Reichs betrifft, so meynen einige zwar, daß es gefährlich gewesen, so viele mißvergnügte Unterthanen im Lande zu wissen, welche bey aller Gelegenheit dürften gesucht haben, die ihnen mit Gewalt abgenommenen Vorzüge wieder an sich zu bringen. Diesem Uebel aber hätte man auf eine andere Art, als durch Verfolgung und Landesverweisung vorbeugen können, wenn man nur den Verfolgungsgeist an die Seite gesetzt, und allen Unterthanen gleiche Rechte und Freyheiten gegönnt hätte. Denn auf solche Art würden sie alle, was vor einer Meynung sie auch sonst in der Religion hätten beypflichten mögen, der Regierung gleich treu und zugethan gewesen seyn. Man mag so viele Exempel von Unruhen und Unglücksfällen beybringen, als man will, welche aus streitigen Meynungen in Glaubenssachen enstanden; so wird man doch stets finden, daß

nicht

nicht die Religion, sondern die Verfolgungen, welche man der Religion wegen verhängt, daran schuld gewesen. Frankreich hätte durch eine christliche Toleranz solcher gewaltsamen Mittel entübriget seyn können, wodurch der Regierung nur ein übler Ruf zugezogen, und das Reich vieler tausend nützlicher und reicher Einwohner beraubt worden. Ich bin rc.

Der eilfte Brief.

Mein Herr,

Sie melden mir, daß unser gemeinschaftlicher Freund, Theodorus, seitdem er sich in die Gesellschaft der Freymäurer aufnehmen lassen, sehr verändert worden, und seine vorige Munterkeit fast gänzlich verlohren habe. Ich wundere mich darüber nicht. Denn was kann einem Manne, welcher sonst alle seine Freunde durch sein ewiges Geschwätze zu ermüden pflegte, empfindlicher und kränkender seyn, als wenn er zu einem immerwährenden Stillschweigen verbunden wird, insonderheit, wenn die Sache, welche zu verhelen er sich durch einen Eid anheischig gemacht, wie man fast glauben sollte, von einer geringen, oder gar keiner Erheblichkeit ist. Allem Vermuthen nach rührt demnach diese mit ihm vorgegangene Veränderung mehr aus diesem Grunde, als aus der Excommunication her, worinn alle Freymäurer von dem Pabst gesetzt worden. Sie verlangen übrigens meine Gedanken von dieser Societät zu wissen, und fragen mich, ob ich es nicht errathen könnte,

wor-

worinn das Geheimniß bestehe? Solches aber kann ich eben so wenig errathen, als was der Commandant morgen für eine Parole ausgeben wird. Wenn ich aufrichtig meine Gedanken eröfnen soll, so ist meine Neugierde niemals so weit gegangen, daß ich mich um die Entdeckung dieses Geheimnisses hätte bekümmern sollen, obgleich der tägliche Wachsthum dieser Gesellschaft allerdings vermögend ist, die Neugierde zu erwecken; insonderheit da man siehet, daß so viele ansehnliche Männer daran Theil nehmen. Weil aber die Historie zeigt, daß verschiedene dergleichen Societäten schon vorher gestiftet worden, von denen man mit der Zeit entdeckt, daß sie von keiner Wichtigkeit gewesen; so sehe ich diese Gesellschaft mit eben denselben Augen an, wie die Societät der Rosencreuzer, welche endlich auch auf nichts hinaus lief. Das sicherste Mittel, die Geheimnisse dieser Gesellschaft zu erfahren, bestehet darinn, daß man sich anstellet, als wenn man gar keine Nachricht davon zu haben verlangt. Denn es ist wahrscheinlich, daß sich die Verschwiegenheit der Freymäurer lediglich auf die Neugierde anderer Menschen gründet. Sie kennen unsern Theodorum. Stellen sie sich, als wenn Sie nichts zu wissen begehren, und vielleicht macht er es alsdenn wie jenes Frauenzimmer in der Comödie, welche sagte: nun will ich es ihnen erzählen, aus keiner andern Ursache, als weil Sie es nicht hören wollen. Man sagt, daß die Freymäurer, um ihr Geheimniß desto sicherer zu bewahren, kein Frauenzimmer in ihre Gesellschaft aufnehmen. Ich statte diesem ehrwürdigen Orden im Namen aller Mannspersonen deswegen den verbindlichsten Dank ab, und wünsche nur, daß die Freymäu-

rer sich in den hohen Gedanken, welche sie von dem männlichen Geschlechte hegen, nich betriegen mögen. Ich gratulire auch dem Frauenzimmer unserer Zeiten, weil man merkt, daß keine von ihnen sich bemühet, ihren Mann deswegen in Versuchung zu führen. Denn nichts fällt einer klugen Frau leichter, als ihren Mann dahin zu bringen, daß er das Band seiner Zungen löse, und aus der Schule schwatze. Weil das Geheimniß dieser Gesellschaft bis hieher verborgen gehalten worden, so bin ich auf die Gedanken gefallen, daß sie gar kein Geheimniß haben. Die Gesetze und Gewohnheiten, welche die Freymäurer angenommen haben, müssen entweder gut, oder böse, oder gleichgültig seyn, und auf nichts besonders abzielen. Wenn sie etwas böses zum Gegenstande haben, so ist es unbegreiflich, daß so viele rechtschaffene und kluge Leute sich ein Bedenken machen sollten, eine Verpflichtung zu brechen, welche sündlich und gottlos ist. Wenn sie aber löbliche Dinge zu befördern suchen, so kann man wieder nicht begreifen, warum sie dieses mit einer so großen Sorgfalt geheim halten sollten. Denn derjenige verdient billig getadelt zu werden, der sich entziehet, dasjenige öffentlich bekannt zu machen, was dem menschlichen Geschlechte zum Nutzen und Vortheil gereichen kann. Es scheint also, daß diese Gesellschaft aus keiner andern Ursache angerichtet worden, als, um nur eine Gesellschaft zu stiften, und daß die Mitglieder sich in keiner andern Absicht versamlen, als, um die Neugierde anderer Menschen zu erwecken, und denen, welche sonst nichts zu reden wissen, eine Materie zum Gespräch zu geben. Denn man findet, daß verschiedene Clubs oder Gesellschaften in England zu keinem

nem andern Ende errichtet werden. Man kann ein solches Vornehmen mit der Handlung des Alcibiades vergleichen, welcher einmal seinem Hunde den Schwanz abhauete, und seinen Freunden, die ihn um die Ursache fragten, zur Antwort gab, er thue es bloß zu dem Ende, um den Atheniensern eine neue Materie zur Unterredung zu geben. Die Herren Freymäurer werden so billig seyn, und mein Bedenken über ihren Orden nicht als eine Satyre ansehen. Denn ich vertheidige vielmehr dadurch ihre Gesellschaft, und gebe öffentlich zu erkennen, daß ich den Mitgliedern derselben weder Bosheit noch Mißgunst zutraue.

Es entstehet aber bey dieser Gelegenheit eine andere und sehr wichtige Frage: Ob dergleichen heimliche Societäten oder Gesellschaften in einem Reiche oder in einer Republik zu dulden sind? Ich erwähle auch hier, meiner Gewohnheit nach, die Mittelstraße. Ich behaupte, daß der Pabst sich übereilet, da er alle Freymäurer in den Bann gethan. Denn es ist etwas seltsames, Leute in den Abgrund der Hölle zu verdammen, von deren Handlungen und Absichten man keine zuverläßige Nachricht hat, und eine solche Excommunication kan daher nicht anders, als ein fulmen brutum angesehen werden, welches nicht die geringste Wirkung hat. Wenn die Societät der Freymäurer in dem bloßen Namen bestehet, und die Mitglieder dieses Ordens sonst keine Geschäfte haben, so wollte ich ihnen rathen, um nicht ganz müßig zu seyn, Repressalien zu gebrauchen, und den Pabst mit seinen Cardinälen wieder zu excommuniciren. Und alsdenn würde es sich zeigen, welche Excommunication die größte Kraft haben würde. An der andern Seite aber halte

ich

ich auch dafür, daß man es der Obrigkeit nicht verargen kann, wenn dieselbe dergleichen Gesellschaften zu hemmen suchet. Denn geheime Versammlungen geben Anlaß zum Mißtrauen, und werden insgemein in keinem Staate geduldet. Und wenn auch dergleichen heimliche Societäten gut und unschuldig sind, so geben sie doch Gelegenheit zu allerhand gefährlichen Zusammenrottungen und Unternehmungen, wovon die alten Historien sowol als die neuern, verschiedene merkliche Beyspiele an die Hand geben. Ich bin. ꝛc.

* *

Der zwölfte Brief.

Mein Herr,

Ich bezeuge Ihnen meine Verbindlichkeit, daß Sie mir den bewußten Tractat von den Pedanten zuschicken wollen. Meinem Bedünken nach hat der Verfasser die Materie, von welcher er geschrieben, nicht tief genug eingesehen; weil er glaubt, daß man die Pedanterey allein in den gelehrten Societäten antreffe, da doch der Pedant allenthalben zu Hause ist, und man Leute dieser Art sowol im geistlichen als weltlichen Stande, sowol bey Hofe, als unter den Soldaten antrifft. Ueberdem eifert der Verfasser gar zu heftig wider die Pedanten, und sieht dieselben als Monstra und im Grund verderbte Menschen an. Er giebt aber dadurch zu erkennen, daß das Werk vielmehr von einem Pedanten abgefaßt worden, als daß es von der Pedanterey handeln sollte. Denn es ist der Hauptcharacter und die vornehme Eigenschaft eines

nes

nes Pedanten, wenn man sich über gewisse Dinge gar zu heftig ärgert, die mehr verachtet zu werden verdienen, als daß sie einem zum Verdruß Anlaß geben sollten.

Das Wort Pedant kommt aus der französischen Sprache her, und bedeutet, wenn es in einem guten Verstand genommen wird, einen Lehrmeister. Wenn also Boileau der Erinnerungen erwehnet, welche die gesunde Vernunft den Menschen unaufhörlich ertheilet, so drückt er sich folgendergestalt aus:

C' est un Pedant qu'on a sans cesse a ses oreilles.

Wenn man dieses Wort aber in einer widrigen Bedeutung nimmt, so wird dadurch eine gewisse Gattung von Menschen bezeichnet, welche bey allerhand Kleinigkeiten die größte Sorgfalt anwenden, und sich in unnütze Dinge dermassen vertiefen, daß sie darüber ihre Hauptpflichten und andere höchst wichtige Dinge versäumen, welche allein auf die Schale sehen, den Kern aber nicht achten, und sich in ihre eigne Thorheiten verlieben. Dergleichen Menschen trifft man in allen Ständen an, und es fehlet so wenig an Staats- und Hof-, als an Schul- und Kriegs- Pedanten, welche alle, obgleich ein jeder auf seine Art, mit der Pedanterey behaftet sind. Ein Schul- Pedant ist derjenige, der von oben bis unten mit Distinctionen und Syllogismis bewafnet ist, der mit dem Thomas Diaphorius seine Meynung bis an die äussersten Gränzen der Logik verfolgt, der alle Sk   benten tadelt, auch diejenigen, die er bestiehlt; der sich heftig über die Kleidertracht, Moden und andre gleichgültige Dinge ärgert 2c. Von dieser Gattung der Pedanten will ich nicht weitläuftig

tig reden, weil keine Materie leichtlich öfterer und umständlicher abgehandelt worden. Ich will mich also bey den andern Arten der Pedanten aufhalten, und davon eine Beschreibung mitzutheilen suchen, weil deren Portrait nicht so gemein ist, und also genauer beschrieben zu werden verdienet. Ich werde mich aber, so viel es nur immer möglich seyn wird, kurz fassen, weil ich einen Brief, und keinen Tractat zu schreiben willens bin, und es auch eine Art der Pedanterey ist, weitläuftige Dissertationes in Briefen abzufassen, die mit der Post abgeschickt, und nach dem Gewichte bezahlet werden.

Es ist nichts gemeiners, als daß ein Pedant den andern durchzieht. Dieses kommt daher, daß man sich keinen rechten Begriff von der Pedanterey macht, und nicht bedenkt, daß sich die Herrschaft derselben viel weiter erstreckt, als man sich einbildet, und daß die Pedanterey in allen Ständen ihre Getreue hat. Ein Schulmeister hatte einmal bey einem Hofjunker ein Gewerbe abzulegen. Wie er aber schon eine halbe Stunde gewartet, und doch noch keine Audienz erlangen können, indem der Hofjunker so lange vor dem Spiegel stand, und seine Haare kräusete; so ward er ungeduldig, und ging weg, nachdem er noch vorher bey sich selbst gesagt. „Was ist das doch für ein Wohlgeborner Pedant!„ Wie der Hofjunker endlich seine Haare in die gewünschte Symmetrie gebracht, und solche nach geometrischen Regeln abgezirkelt hatte, so sagte er zu seinem Bedienten: „Laß nun den Pedanten herein kommen.„ Der eine Pedant aber war schon weg, und der andere war annoch da. Wenn dieser gute Herr sich selbst gekannt hätte, so würde er viel-

mehr gesagt haben: „Laß meinen Ordensbruder hereinkommen“. Und dieß hätte er mit Wahrheit sagen können, denn sie waren beyde Pedanten, wiewol auf eine ungleiche Art; denn der eine gehörte unter die schwarzen, der andere aber unter die rothen Pedanten, und es ist schwer zu unterscheiden, welcher Charakter die meiste Materie zum Lachen giebt. Mancher Schulmann vertieft sich dergestalt in alte und verrostete Schriften, daß ihm alles, was neu und zärtlich, und auch so gar seine eigne junge Frau zuwider ist. Er untersucht den Ursprung und die Abstammung der alten griechischen und lateinischen Wörter mit einem solchen Eifer, daß er darüber die Abstammung seiner eignen Kinder darzuthun nicht vermögend ist, sondern denjenigen, der ihn deswegen befragt, bitten muß, daß er sich desfalls bey seinem Gevollmächtigten erkundigen möge. Ein Hofmann aber bekümmert sich um andere Kleinigkeiten: Wenn seine Haare nicht recht gekräußt, oder die Falten in seinen Kleidern nicht zierlich genug gelegt sind, so geht ihm solches mehr zu Herzen, als der Untergang einer ganzen Bibliothek. Seine Autores Claßici sind die Parukenmacher und Schneider. Es ist ihm mehr darum zu thun, daß seine Haare nett gepudert sind, und sein Kleid ihm wohl passet, als daß ein Cicero oder Seneca noch so correkt gedruckt werde. Mancher Hofmann verachtet freylich dergleichen Dinge, und schäzt die Studien eben so hoch, als ein anderer, der den Namen eines Gelehrten führet. Eben dieses kann man auch an der andern Seite von manchem Schulmann sagen. Denn man findet viele, die sich nicht durch unnüze Wissenschaften hinreissen lassen, sondern eben so edel denken,

als

als andere, die lange am Hofe gewesen. Indessen aber steht doch der Satz fest, daß die Pedanten eben sowol in den Palästen grosser Herren, als in dem Schulstaube angetroffen werden.

Wie man aber Schul- und Hofpedanten hat, so fehlt es auch nicht an Staatspedanten. Man darf nur verschiedene Staatscongresse ansehen, so wird man finden, daß dieselben einem Schauspiel nicht unähnlich sind. Aristophanes scherzte ehedem über die Philosophen seiner Zeit, welche mit einem grossen Fleiße untersuchten, ob der Laut, den eine Mücke oder Fliege von sich giebt, aus dem Munde oder Bauche herkomme, und es kann auch noch einem Weisen nicht an Gelegenheit fehlen, über die Staatsleute der gegenwärtigen Zeiten zu scherzen. Ich übergehe, wie man in grossen Staatsversammlungen zu verfahren pflegt, wie ein jedes Wort abgewogen, wie ein jeder Schritt nach dem Takte abgemessen, und eine Fliege zu einem Elephanten gemacht wird. Die allenthalben eingeführte Staatspedanterey bringt dergleichen mit sich, und mancher vernünftiger Staatsmann lacht in seinem Herzen über dasjenige, was er mit der grösten Ernsthaftigkeit zu thun sich genöthiget siehet. Ja, wie man ehedem sagte: An augur augurem potest intueri sine risu, so sagt auch noch heutiges Tages mancher kluger Staatsmann. Kann auch ein Gesandter den andern ohne Lachen ansehen? Man findet aber ausserdem noch itzt unter den sogenannten Staatsleuten verschiedene, welche die geringsten Kleinigkeiten als die wichtigsten Geschäfte betrachen, welche die Eigenschaften, die einen Staatsmann zieren, so weit treiben, daß sie lächerlich werden, welche denjeni-

jenigen, was andre ihnen sagen, nicht den geringsten Glauben beylegen, weil das Mißtrauen in Staatssachen für eine Tugend gehalten wird, welche auch bey den allergleichgültigsten Dingen stumm sind, und das Stillschweigen ohne Unterscheid als eine unentbehrliche Eigenschaft eines Staatsmannes ansehen. Diese letztern sind jenem Schreiber ähnlich, welcher sich nicht erkühnte, jemanden zu sagen, daß der Bürgermeister sein Halstuch mit Dinte befleckt, weil er glaubte, daß die in der Rathsstube vorgegangenen Dinge müßten verschwiegen werden. Wer also beschaffen ist, der hat keine Ursache, sich über die Pedanterey bey einem Schulmanne aufzuhalten. Denn er mag ein Envoye, Ambassadeur, Plenipotentiarius, Minister oder Ambassadeur extraordinaire seyn, so ist er doch dabey ein ganz ausserordentlicher Pedante.

Es giebt noch eine andere Art Pedanten, welche die Franzosen Pedans de robe nennen und aus Richtern, Advocaten und andern Bedienten in den Collegiis bestehen, mit denen die Welt dermassen angefüllet ist, daß man daraus die fünfte Monarchie aufrichten könte. Es würde zu weitläuftig fallen, die Pedanterey, welche bey Leuten von diesem Stande angetroffen wird, umständlich zu erörtern. Diese Personen haben den Schulleuten nichts vorzuwerfen. Ein Jurist kann eben so viele Materie zu einem Schauspiel geben, als ein Grammatikus, und wenn man eine Musterung anstellen wollte, so würde man eben so viele unnütze Subtilitäten, und nichts bedeutende Distinctionen in der Rechtsgelahrheit, als in der Philosophie antreffen.

Sie halten es vielleicht für schwer, auch in dem Kriegsstande Pedanten anzutreffen, und glauben, daß

es

es mir wie jenem Prediger gehen werde, welcher seinen Text in drey Theile theilte, ob er gleich nur Materie zu zweyen hatte. Obgleich der Kriegsstand sonst allerhand Fehlern unterworfen ist, so hält man doch insgemein dafür, daß er von der Pedanterey frey sey; und daher wird sich auch nicht leicht jemand mehr über die Pedanten aufhalten, als ein Kriegsmann. Ich habe aber bereits oben beygebracht, daß nichts gewöhnlicher ist, als daß ein Pedant sich über den andern aufhält, welches lediglich daher rühret, das man seine eignen Fehler nicht siehet, wohl aber die Fehler andrer Leute erkennet. Wenn man die Sache etwas genauer überlegt, so wird man finden, daß es auch diesem Stande nicht an Pedanten fehle. Ein Harnisch verändert die Natur des Menschen nicht. Man mag einen Pedanten in eine Löwenhaut wickeln, und ihm die Keule des Herkules in die Hand geben, so bleibt er doch ein Pedant. Man sagt zwar, daß der Stand die Leute verändert, welches ich gegenwärtig dahin gestellt seyn lasse. Was werden sie aber sagen, wenn ich ihnen zeige, daß der Kriegsstand selbst etwas pedantisches an sich habe. Ich darf nur zum Beweis einige bey dem Kriegswesen angenommene Gewohnheiten, Regeln und Gesetze anführen. Was kann ungereimter seyn, als das eingebildete Point d'honneur, wodurch die Kriegsleute verbunden zu seyn glauben, mit einander zu duelliren, oder welches einerley ist, Leib und Seel aufs Spiel zu setzen, und zwar entweder wegen eines Worts, wegen einer Mine oder einer andern Sache halber, die nicht von der geringsten Wichtigkeit, und mehr einer Verachtung als eines Zorns, oder einer tödlichen Rache würdig ist, oder eines wirklichen Un-

Unrechts halber, wovon der Obrigkeit die Ahndung zustehet. Indessen geschiehet dieses doch täglich, weil man es für eine Schande hält, der Obrigkeit einen Streit zu übergeben, damit solcher nach den Gesetzen des Landes möge entschieden werden. Dieses ist aber noch nicht genug. Dergleichen barbarische Handlungen geschehen mit grosser Politesse, und nach vielen vorher gegangenen Formalitäten, daß man also wohl mit dem Poeten sagen kann:

C'est avec Respect enfoncer le poignard.

Eine solche Beschaffenheit hat es mit ernsthaften Duellen. Andere Duelle sind nicht so tadelnswürdig, sondern mehr pedantisch, und können mit den Schuldisputationen verglichen werden, welche sich, nach einem Gezänke von einigen Stunden, mit Ruhm und Glückwünschungen von beyden Theilen endigen. Und wie man hier einen Respondenten annimmt, welcher wohl Acht geben muß, daß der Opponens dem Präses nicht zu nahe komme, so nimmt man dorten Secundanten an, welche verhüten müssen, daß die Parteyen kein Blut vergiessen, sondern den entblößten Degen wieder ganz trocken in die Scheide stecken, und nach abgelegten tiefen Complimenten von der Wahlstatt in ein Weinhaus gehen. Was erhellet anders daraus, als daß Mars unter seinen Kindern eben so viele Pedanten zählen könne, als Apollo, und daß ein Stand dem andern wenig vorzuhalten habe. Man entdeckt aber auch noch in verschiedenen andern Dingen Beyspiele und Exempel einer militarischen Pedanterey. Ich will blos der Kriegsexercitien erwehnen, wobey alles nach einem gewissen Tempo und andern festgesetzten Regeln geschehen muß. Man frägt

nicht,

nicht, wie bald ein Soldat sein Gewehr zu laden vermögend sey, sondern ob er dasselbe nach dem Takt laden könne. Die Arme müssen vom Leibe gehalten werden, und die Füße müssen in einer gewissen Positur stehen. Ein jeder Schritt muß gleichsam nach Noten, und nach einer gewissen Cadance geschehen, und eine jede Bewegung wird in drey Tempo eingetheilt; „Ein, Zwey, Drey". Ein commandirender Officier hat demnach mit einem Tanzmeister, der seinen Scholaren Lectiones giebt, viel Aehnliches, und es fehlt nichts weiter, als daß er auch eine Violine in der Hand haben solte. Ich gedenke bey dieser Gelegenheit an einen gewissen Bürger-Capitain in meiner Vaterstadt, der ein mäßiger Officier, aber ein vernünftiger Kaufmann war. Wie derselbe einmal die Bürgerschaft exercirte, und ihm in der Geschwindigkeit das gewöhnliche: „Rechts um stellt euch", nicht beyfallen wollte, so sagt er: „Kehrt den Rücken wieder nach „dem Rathhause". Er ward zwar von einigen desfalls ausgelacht; er entschuldigte sich aber dadurch, daß es auf eines hinaus liefe, wenn der Zweck nur erhalten würde. Wenn dieser Mann also gleich kein Soldat war, so war er doch auch kein Pedant. Die Exercitia sind nothwendig, aber die vielen Umstände, welche dabey vermacht sind, könnten eingeschränkt und vermindert werden. Ich enthalte mich weiter hiervon zu reden. Die angeführten Stücke sind hinlänglich, zu beweisen, daß dieser Stand sich eben so wenig, wie die übrigen, von diesem Laster frey sprechen könne, und daß die Herrschaft dieser Göttin sich weiter erstrecke, als man insgemein denket. Kein Stand aber ist unter allen Ständen der Pedanterey weniger unterwor-

ſen, als der Baurenſtand. Die Bauren bekümmern ſich um nichts, als um ihre Arbeit, und ſuchen den kürzeſten Weg, ihre Abſicht zu erreichen. Sie wiſſen zwar nicht ſo viel, als andere, ſie wiſſen aber auch nicht ſo viele unnütze Dinge. Ihre tägliche Arbeit beſtehet darinn, daß ſie dem Ackerbau obliegen. Sie überlaſſen es den Gelehrten, die alten Schriften von den Schreibfehlern zu reinigen. Sie reinigen ihren Acker inzwiſchen vom Unkraut. Sie laſſen andre Bücher ſchreiben, ſie zeugen Kinder, und verrichten das eine ſo wohl als das andre, ohne viele unnöthige Formalitäten. Ich will meinen Brief mit einer Betrachtung endigen, die ein berühmter franzöſiſcher Skribent über die Hofleute und Bauren anſtellet: „Ich „weis nicht, ſagt er, wer dem Staate am nützlich„ſten iſt, ein gepuderter Herr, welcher auf das genaue„ſte weis, wenn der König ſich niederlegt, und auf„ſtehet, oder ein Bauer, welcher das Land ernähret „und bereichert„. Ich bin ꝛc.

* * * * * * * * * * * * * *

Der dreyzehnte Brief.

Mein Herr,

Sie melden mir den Tod des Cardinals Fleury, und meynen, daß Frankreich mit demſelben ſehr viel verloren. Ich glaube es auch, und halte die Satyren, welche man vor kurzer Zeit über ſeine Perſon gemacht, für ungegründet. Wenn er nicht der anſehnlichſte Miniſter geweſen, den Frankreich gehabt, ſo iſt er doch für den nützlichſten zu halten.

Denn

Denn er besaß die Eigenschaft, die besonders von einem Staatsmanne erfordert wird, daß er andern sehr erhabene Gedanken von seiner Treue und Redlichkeit beyzubringen wuste. Wenn sein Herz mit seinen Werken und Thaten übereingestimmet, so ist er nicht nur ein geschickter, sondern auch ein tugendhafter Minister gewesen. Wenn er sich aber nur so gestellt, so kann man ihm den Namen eines ächten Politici nicht streitig machen, und er hat also den Richelieu und Mazarin weit übertroffen, auf deren Wort und Versprechungen sich niemand mehr verließ, und unter deren Ministerio Frankreich eben so viel von dem öffentlichen und guten Glauben einbüste, als es an Macht zunahm. Man kann einem Menschen nicht ins Herze sehen, sondern man muß denselben blos nach seinen Thaten beurtheilen. Wenn man aber auf die Handlungen des Cardinals Fleury siehet, so muß man denselben für einen ehrlichen und aufrichtigen Minister halten, weil man in seinem ganzen Leben, und zwar so wenig vorher, ehe er Minister ward, als auch nachher, da er die Stelle wirklich bekleidete, kein Merkmahl einiger Falschheit bey ihm wahrgenommen. Ob er durch seine Rathschläge den großen Krieg veranlasset, der nun geführet wird, solches kann niemand mit Gewißheit behaupten. Dieses ist aber gewiß, daß er sich seit einigen Jahren alle Mühe gegeben, diese gefährliche Unruhe zu stillen, und nicht nur die Hitze der Franzosen zu dämpfen, sondern auch einen allgemeinen Frieden in Europa zu Stande zu bringen. Weil er währender seiner ganzen Ministerschaft nichts so sehr als die Erhaltung des Friedens suchte, so brachte er es dahin, daß der französische Hof,

den man vorher stets als eine Quelle und Hauptursache aller Unruhen angesehen, zu seinen Zeiten für ein allgemeines und unparteyisches Tribunal und Richthaus gehalten ward, wohin die andern Potentaten appellirten. Dadurch verwandelte er den Haß und das Mistrauen gegen Frankreich bey andern Völkern in Hochachtung und Vertrauen, und das französische Reich nahm auf solche Art nicht allein an Ruhm, sondern auch an Macht überaus merklich zu. Denn der itzt regierende König konnte gleichsam durch einen Wink andern Gesetze vorschreiben, und das Reich war wirklich mächtiger, als es jemals unter Ludwig dem XIV. gewesen. Es ist daher nicht wahrscheinlich, daß ein Herr, welcher beynahe 90 Jahre erreicht, und den einen Fuß schon im Grabe hatte, vor seinem so nahen Ende noch ein Gebäude wieder sollte umgeworfen haben, welches er mit so großer Mühe aufgerichtet. Es ist vielmehr glaublicher, daß er den Meynungen der jüngern Räthe weichen, und geschehen lassen müssen, was er durch seine Macht, und durch sein Ansehen nicht mehr hindern können. Man kann dieses aus einem artigen Briefe abnehmen, den er an den Herrn Fontenelle abgehen ließ, welcher ihn aufgemuntert hatte, daß er als ein Staatsmedicus die zwischen Spanien und England entstandenen Unruhen stillen möchte. Denn er antwortete demselben: „Es „ist nöthig, daß die Könige von beyden Reichen etwas „von den Arzeneyen des Abts von Saint Pierre ein„nehmen“.

Sie machen übrigens bey diesem Todesfall die Anmerkung, daß dieses Seculum weder so viele grundgelehrte Männer, noch auch so viele große Staatsminister,

nister, wie das vorige, aufweisen könne. Denn wo findet man, wie sie sich ausdrücken, nun einen Richelieu, einen Mazarin, einen Cromwell, einen Uhlefeld, einen Greifenfeld, einen Oxenstierna, einen de Witt, und andere, welche das vorige Alter hervorgebracht. Sie meynen, daß Fleury der einzige zu unsern Zeiten sey, welcher mit den oben angeführten Männern könne verglichen werden. Ich gebe ihnen in diesem Stücke Beyfall; ich glaube aber, daß dieses nicht von der Unfruchtbarkeit unserer Zeiten, sondern lediglich von dem Mangel der Gelegenheit herrühret. Denn die in vorigen Zeiten unter den Regenten eingeführte Gewohnheit, die ganze Regieruns-Last gewissen Personen aufzulegen, höret gegenwärtig au den meisten Orten völlig auf. Die Könige und Fürsten legen itzt insgemein selbst die Hand an das Ruder, und wollen von keinem Premier-Minister etwas wissen. Wie also der Mond keinen Glanz von sich geben kann, so lange die Sonne zugleich am Himmel ist, so wird auch der Glanz unserer heutigen Staatsminister durch ein höheres Licht verdunkelt. Daß Richelieu und Mazarin zu ihren Zeiten in einem so großen Ansehen waren, solches rührte daher, weil der erste unter einem Könige lebte, der nicht ohne einen Premier-Minister regieren konnte, der andere aber, weil der König noch minderjährig war. Man hat zwar auch verschiedene berühmte Staatsminister unter solchen Königen und Fürsten gefunden, welche selbst arbeitsam gewesen, und sich der Regierungsgeschäfte mit großem Eifer angenommen, wovon man einen Uhlefeld, einen Greifenfeld, und einige andere zu Beyspielen anführen kann. Dieses ist aber etwas seltenes,

tenes, und wenn es geschehen, so hat eine ganz ausnehmende Liebe, welche die Regenten zu gewissen Personen getragen, daran Theil gehabt. Denn man findet sonst, daß die europäischen Potentaten vielmehr einige hohe Aemter eingehen lassen. So ist in Frankreich kein Maire du Palais oder Connetable, in England kein High Stewart, und in den nordischen Reichen kein Drost, kein Reichshofmeister, und bisweilen kein Großkanzler mehr. Das die Großveziers in der Türkey, ungeachtet ihnen eine große Gewalt übertragen wird, nicht das Ansehen, wie einige europäische Premier Minister besitzen, solches rührt theils daher, weil ihre Regierung selten lange dauret, theils auch, weil sie insgemein aus dem Schaum des Pöbels genommen, und in diese wichtige Stelle gesetzt werden. Wenn Richelieu unter Ludwig dem XIV. gelebt hätte, so dürfte sein Name nicht sonderlich bekannt geworden seyn, und der Ruhm des Mazarins würde sehr abgenommen haben, wenn er noch einige Zeit nachher gelebt hätte, nachdem dieser König die Regierung selbst angetreten. Die Umstände der damaligen Zeiten aber gaben diesen Männern Anlaß, ihr großes Talent zu zeigen, und ihren Ruhm auf den höchsten Gipfel zu bringen. Sie waren beyde mit großen Eigenschaften ausgerüstet, obwol nicht auf gleiche Art, und es scheint, wenn man einen vollkommenen Staatsminister hätte bilden wollen, daß man sie beyde mit einander hätte vereinigen, und das Feuer des Französischen Cardinals mit der Kaltsinnigkeit des italienischen Prälaten hätte vermengen müssen. Denn der erste war kühn und dreist. Der letzte aber furchtsam und vorsichtig. Richelieu unternahm große

und

und höchstgefährliche Dinge, und setzte solche mit einer ganz ausnehmenden Hurtigkeit und Geschicklichkeit ins Werk. Mazarin folgte zwar seinem Exempel, jedoch mit der größten Behutsamkeit. Der eine lief also, der andre aber kroch zum Ziele, sie erreichten es aber beyde glücklich. Der letzte brachte dasjenige zur Vollkommenheit, was der erste angefangen hatte, nämlich Frankreich groß und ansehnlich zu machen, und die Königliche Gewalt zu vermehren. Richelieu besaß alles, was Frankreich nur an großen Gemüthsgaben hervor zu bringen fähig ist. Er faßte und begriff alles ungemein wohl und geschwinde, es fehlte ihm nicht an Rathschlägen, er wußte alles überaus klug auszuführen, und besaß Herz und Muth, seine Handlungen zu vertheidigen, und seinen Feinden die Stange zu halten. Bey dem Mazarin aber bemerkte man diejenigen Eigenschaften, welche man insgemein an den Italienern wahrzunehmen pflegt. Er war vorsichtig, listig, und ein Meister in der Kunst, sich zu verstellen. Denn er wich klüglich aus, wenn er sahe, daß er nicht durchkommen konnte, und nahm gerne einen Schlag an, um bey einer sichern Gelegenheit zweene wieder austheilen zu können. Er pflegte insgemein zu sagen: Laischons les dire, pour vou qu'is nous laischent faire. Was also Richelieu durch sein Feuer zu Stande brachte, daß erhielt Mazarin durch sein Nachgeben. Dieser letzte wußte die Seegel einzuziehen, wenn der Sturm gar zu stark rasete, und ließ seine Feinde so lange reden, bis sie müde wurden. Man darf sich also nicht wundern, daß der Schüler sich bey solchen Eigenschaften länger als der Meister erhalten. Denn der eine war ein größerer Staatsmann, der an-

dere

dere aber ein größerer Hofmann. Der eine hatte die Umstände des französischen Staats, und worinn die Schwäche und Stärke des Reichs bestand, auf das genaueste ausgeforschet. Der andere aber kannte den Hof besser, und richtete sich nach den Aspecten und Veränderungen desselben. Sie waren beyde listig und verschlagen. Richelieu aber war doch noch ehrlicher, als Mazarin. Denn dieser war stets ein Fuchs, und blieb sich immer ähnlich. Daher konnte man bisweilen auf die Zusagen des ersten, niemals aber auf die Worte des letztern bauen. Sie waren beyde Geldgeizig. Die Begierde des letztern aber, große Schätze zusammen zu scharren, hatt keine Gränzen. Denn er schämte sich nicht, Ehrenstellen, Aemter, und alles für Geld zu verkaufen. Wenn ihm dieses von einigen vorgerückt ward, so beantwortete er solches mit Lachen. Wie man ihm einmal vorstellte, daß er so viele Ducs in Frankreich machte; so antwortete er lächelnd: je ferai tant de Ducas, qu'il sera honte de l' être & de ne l' être du pas. Er war im Gegentheil nicht so rachgierig als Richelieu. Denn er war stets willig, sich mit seinen Feinden wieder auszusöhnen, woran aber seine natürliche Gemüthsbilligkeit und Frömmigkeit nicht so vielen Antheil hatte, als weil er von Natur furchtsam war. Ich bin 2c.

Der vierzehnte Brief.

Mein Herr,

Ich nehme mir die Freyheit, Ihnen die von Na-

than

than Ben Saadis geschriebene Kronike der englischen Könige zuzusenden. Das Werk ist sinnreich. Ich wünschte aber, daß der Verfasser seinen Witz auf eine andre Art hätt blicken lassen. Ich habe ein grosses Mitleiden mit den Irrenden, insonderheit wenn sie nicht aus Bosheit und Vorsatz irren. Zu diesem Mitleiden werde ich durch eine gedoppelte Ursache angetrieben: 1) weil irren menschlich ist, und man unzählige Exempel anführen kan, daß viele wohlgesinnte und redliche Männer, indem sie sich gar zu sehr in eine Sache vertiefet, sowol in der Theologie als in der Moral, auf wunderliche Meynungen gerathen sind. 2) Weil die Wissenschaften dadurch ausgebreitet und erweitert werden. Denn wenn wir nicht so viele Ketzer gehabt hätten, so würden wir auch nicht so viele große Gottesgelehrte und Philosophen gehabt haben. Wie also Carneades ehedem bekannte: wenn er den Chrysippum nicht zum Gegner gehabt hätte, so würde er nicht so gelehrt geworden seyn, so kann auch mancher Lehrer sagen: Wenn keine Ketzereyen gewesen wären, so wäre ich auch nicht ein so großer Theologus geworden. Denn die Ketzereyen sind gleichsam der Schleifstein, woran die Geistlichen ihr Schwerdt wetzen, welches sonst leicht stumpf werden, und verrosten würde. Aus dieser Ursache vergönnt man auch an gewissen Orten, insonderheit in England, daß die Verfasser so frey schreiben dürfen. Denn wie die Religion an keinem Orte leicht heftiger angefochten worden, so hat man solche auch an keinem Orte stärker vertheidiget. Unter dieser Toleranz aber begreife ich solche Skribenden und Irrende nicht, die wie der Verfasser der oben angeführten englischen Kronike beschaffen

fen sind. Denn ein anders ist, wider die Religion schreiben, ein anders aber, über dieselbe spotten. Das erste kann aus einer aufrichtigen, obgleich irrigen Absicht geschehen; das andere aber legt von dem Muthwillen der Bosheit und der Gottlosigkeit des Verfassers ein Zeugniß ab. Die Irrenden muß man durch Ermahnungen wieder auf den rechten Weg zu bringen suchen. Die Spötter aber muß man weit schärfer angreifen. Dieses aber wird nicht beobachtet. Denn die ersten werden ins Gefängniß geworfen, excommunicirt, und mit andern Leibesstrafen belegt. Die letzten aber hält man für beaux Esprits, und läßt sie ungestraft hingehen. Wie oft höret man nicht, daß einige mit den biblischen Worten und Redensarten ein Gespötte treiben; wie viel ärgerliche Parodien sind nicht über das Gebet des HErrn, und über die Paßions-Historie gemacht worden! So viel mir aber wissend ist, so hat man niemals jemanden deswegen zu Rede gesetzet. Ich sehe die Kronike des Ben Saadis eben mit denselben Augen an; und wenn daher der Verfasser derselben, nebst andern Ketzern gefangen wäre, und man mich fragte, welchen ich los haben wollte; so würde ich ohne Bedenken antworten, daß man die Ketzer loslassen, den Kronikenschreiber aber gefangen behalten möchte. Ein Ketzer fehlet, und befindet sich auf einem Irrwege, weil er den rechten Weg nicht finden können, den er doch vielleicht mit Fleiß gesuchet. Ein Atheist enthält sich des Gottesdienstes, weil er keinen GOtt glaubt. Ein Spötter aber erkennt einen GOtt, den er doch zugleich verlacht. Der erste ist einem schwachen, der zweyte einem fremden, und der dritte einem schädlichen Bürger in einer Stadt ähnlich.

lich. Man kann solche Leute mit niemanden besser vergleichen, als mit dem Caligula, welcher den Jupiter bald verehrete, und bald über denselben spottete, bald sich für seinen Zorn fürchtete, und bald ihm wieder drohete. Wenn es donnerte, so glaubte er, daß Jupiter erzürnt sey, und verbarg sich deswegen bisweilen aus Furcht. Zu einer andern Zeit aber äfte er durch eine gewisse Maschine dem Donner nach, und bediente sich dabey der Worte des Homers ἤ μ᾽ ἀνάειρ᾽, ἢ ἐγὼ σέ. Entweder du must mich umbringen, oder ich will dich tödten. Ich urtheile daher gelinder von dem Diagoras, als von dem Lucian. Beyde fochten die Religion an; der letzte aber spottete über die Götter, welche er doch, seinem eigenen Geständnisse nach, glaubte. Es ist kein guter Character eines Menschen, weñ er mit der Religion ein Gespötte treibt, auch wenn er dieselbe für falsch hält. Denn andere zu verhöhnen, welche in ihrer Andacht begriffen sind, sie mag übrigens wahr oder falsch seyn, solches kann Gott nicht gefallen. Es fehlt nicht an Beyspielen in der Historie, daß Gott auch diejenigen gestraft, welche aus Bosheit oder Muthwillen die heydnischen Tempel beraubet. Man hat Ursache zu glauben, daß diese Strafe nicht sowohl wegen der That an sich selbst, als vielmehr wegen des Muthwillens und der bösen Absicht über die Thäter verhängt worden. Wenn dieses sich aber also verhält; was soll man denn von denen urtheilen, welche mit ihrer eignen Religion und mit ihren eignen heiligen Schriften ein Gespötte treiben. Der Verfasser der oben angeführten englischen Kronike mag sein Vorhaben durch hundert Vorreden zu beschönigen suchen, so siehet man doch, daß er die Ab-

sicht gehabt, die biblischen Redensarten, und die in der heiligen Schrift vorkommende Ausdrücke hönisch durchzuziehen, aus keiner andern Ursache, als bloß, um fürwitzig und aufgeweckt gehalten zu werden. Aber auch diesen Zweck, welcher sehr eitel ist, hat er nicht einmal erhalten. Denn ein jedes Seculum und ein jedes Land hat seine besondern Redensarten, und es ist wahrscheinlich, daß, wenn man auch die zierlichste europäische Schrift von Wort zu Wort in das Persische oder Chinesische übersetzen wollte, solche dennoch den Persern und Chinesern sehr rauh und widrig klingen würde. Ich bin ꝛc.

* *

Der funfzehnte Brief.

Mein Herr,

Sie wunderten sich, da wir letzthin von den alten römischen Kaysern redeten, daß ich den Kayser Claudius vertheidigte, und behauptete, daß derselbe weder unter die bösen noch unter die unvernünftigen Regenten könne gerechnet werden. Ich habe nachher die Historie dieses Kaysers mit grossem Bedacht durchgelesen, und bin dadurch in meiner Meynung bestärket worden. Ich glaube, daß das Böse, welches er begangen, mehr den verderbten Zeiten, als ihm selbst, müsse zugeschrieben werden. An den Höfen Tiberii und Caligulä sahe man nichts, als was ärgerlich und gottloß war, und weil Claudius an denselben erzogen worden, so muß man ein gelindes Urtheil über seine Fehler fällen, über seine gute Eigenschaf,

schaften aber sich destomehr wundern, weil solche von einem besonders löblichen Naturell herrühren, welches durch die Bosheit der damaligen Zeiten nicht mit hingerissen worden. Diejenigen, welche ihn tadeln, läugnen zwar nicht, daß er bisweilen einige gute Handlungen ins Werk gesetzt. Sie legen aber solche andern bey, und sprechen ihm alle Vernunft ab. Ich hege in diesem Stücke ganz andre Gedanken. Pallas, Narcissus, Calistus, Messalina, und Agrippina, in deren Hände er zu fallen das Unglück hatte, waren gewis nicht fähig, ihm eine gute Erziehung zu geben, und daher muß man das Gute, welches er verrichtet, lediglich seinem guten Naturell zuschreiben. Zeigen gleich einige von seinen Verordnungen, daß er nicht der Aufgeweckteste gewesen, so bemerkt man doch, daß es ihm nicht an einer gewissen Ueberlegung gefehlet. Die Bescheidenheit, welche er gleich bey dem Antrit seiner Regierung blicken lies, da er sich wegerte, die Ehrentitel seiner Vorfahren anzunehmen, ist billig zu rühmen. Er verbesserte hiernächst verschiedene Fehler, welche sich unter der vorigen Regierung eingeschlichen hatten. Er ermahnte die römischen Rathsherren unabläßig, ihre Pflichten wohl zu beobachten; ja er wohnte selbst beständig den Gerichten bey, und entschied viele Sachen in eigner Person auf eine sehr vernünftige und billige Art. Dieses wird von allen einhellig bestätiget, und daher kann man das Urtheil des Seneca mit Recht für parteyisch halten. Von seiner Geschicklichkeit, eine verborgene Sache im Gericht an den Tag zu bringen, zeugt folgende Historie. Eine Frau wegerte sich, einen jungen Menschen für ihren Sohn zu erkennen und anzunehmen, sondern betheuerte

erte stets, daß es ein fremder Mensch sey, den sie sonst niemals gesehen. Weil man sie nun nicht bewegen, noch durch andre hinlängliche Beweise überführen konnte, so befohl Claudius, daß sie diesen Menschen heyrathen sollte, wodurch er dieselbe endlich dahin brachte, die Wahrheit zu bekennen. Dieses ist fast eben ein solches Urtheil, als was in der heiligen Schrift von der Weisheit des Königs Salomons angeführt wird. Zu einer andern Zeit entsetzte Claudius einen Richter seiner Würde, weil er sich mit einem gar zu grossen Eifer um dieses Amt bemühet hatte, welches doch niemand, wie der Kayser sagte, anders, als mit Furcht und Zittern übernehmen müßte. Wenn ihm andere dankten, die durch seine Güte zu hohen Aemtern befördert worden, so antwortete Claudius, daß es ihm vielmehr zukäme, ihnen Dank abzustatten, daß sie sich entschliessen wollen, ihm seine Würde zu erleichtern; wobey er zugleich sagte, daß ihm nichts angenehmer seyn würde, als wenn sie ihren Pflichten in den ihnen anvertrauten Aemtern stets nachkommen würden. Ich finde nichts schöners u. prächtigers in der Historie der besten Kayser. Er befohl auch, daß eine Person nicht drey Aemter zu gleicher Zeit bekleiden sollte, welches eine sehr vernünftige Anordnung war, indem das geringste Amt schon einen Mann hinlänglich zu beschäftigen vermögend ist, wenn er dasselbe recht besorgen will. Er verordnete ferner, daß kein Freygelassener mit seinem vorigen Herrn einen Proceß führen sollte, und daß diejenigen, welche sich undankbar gegen ihre alte Herren bezeigen würden, in die vorige Knechtschaft sollten gesetzt werden. Nach seiner Verordnung mußte auch ein jeder seine Sache selbst führen, ohne sich eines Advocaten zu bedienen, weil er viel-

leicht

leicht gemerkt hatte, daß die Advocaten durch ihre Beredsamkeit das Recht bisweilen zu verkehren pflegten. Und weil er die Sachwalter nicht gänzlich abschaffen, noch ihnen verbieten konnte, sich für ihre Mühe bezahlen zu lassen; so schrieb er ihnen eine gewisse Taxe vor, die sie nicht überschreiten durften. Kurz, alle gute Verordnungen, die zu seinen Zeiten gemacht wurden, rührten von ihm selbst her, die bösen aber sind seinen Bedienten zuzuschreiben. Man siehet also hieraus, daß diejenigen zu weit gehen, welche ihm eine ganz unmenschliche Einfalt beylegen. Er war der lateinischen und griechischen Sprache vollkommen mächtig, und legte in beyden zierliche Reden ab. Er liebte auch die Gelehrsamkeit, und ging gerne mit gelehrten Männern um. Zu den Zeiten Caji war er freylich mehr einer leblosen Statue als einem Menschen ähnlich. Er stellte sich aber einfältiger, als er wirklich war, und legte dadurch von seiner Einsicht und von seinem Verstande ein deutliches Zeugniß ab, weil er sein Leben unter seinem gottlosen Vorfahren sonst unstreitig würde haben einbüssen müssen.

Uebrigens war er von Natur furchtsam, und dieser Furchtsamkeit bedienten sich diejenigen, welche um ihn waren, ihre Feinde zu fällen. Denn weil sie ihm einbildeten, daß dieselbe eine Conspiration wider ihn angestiftet, so ließ er alle diejenigen, welche man ihm nannte, seiner eignen Sicherheit halber, hinrichten. Dieses ist es, was man unparteyisch von dem Claudio sagen kann. Ich will übrigens keine Schutzschrift für ihn schreiben, sondern füge nur noch bloß dieses hinzu, daß er ein besserer Regent würde gewesen seyn, wenn er nicht so gar fromm, gütig und gefällig gewesen wäre. Ich bin ꝛc.

Der sechszehnte Brief.

Mein Herr,

Ich danke Ihnen für die Anmerkungen, welche Sie über meine jüdische Historie haben machen wollen. Ich nehme sehr gerne Erinnerungen an, und suche meine Gedanken und Handlungen beständig darnach einzurichten. Sie meynen, daß dasjenige, was ich von dem Sündenfall geschrieben, mit der gewöhnlichen Lehre unserer Orthodoxen nicht völlig übereinstimme, indem es schiene, als wenn ich behauptete, daß die Erbsünde, welche von den ersten Eltern auf die Nachkommen fortgepflanzt wird, nicht sowol eine Strafe der Sünde, als vielmehr eine natürliche Folge der Geburt zu nennen sey. Wo ich in diesem Stücke geirret, so will ich mich gerne eines bessern belehren lassen. Denn niemand hat wohl von je her lieber Unterricht von andern angenommen, als ich; und wenn ich ja bisweilen einige besondere Meynungen vorgebracht, so habe ich doch dieselben allemal dem Urtheile anderer unterworfen. Uebrigens habe ich bereits an verschiedenen Orten in meinen Schriften die Erklärung von mir gegeben, daß ich nichts glaube oder annehme, was mit den göttlichen Eigenschaften streitet. Von diesem Grundsatz weiche ich nicht ab, um den Feinden der Religion nicht das Schwerdt in die Hände zu geben. Und daher sind mir die Gedanken anderer immer sehr angenehm, welche hierauf gleichfalls abzielen. Einige gelehrte und rechtschaffene Männer haben desfalls, um sich wider dergleichen

Fein-

Feinde desto stärker zu bewafnen, hierüber eine solche Erklärung gemacht, daß die Strafe, welcher die Kinder Adams durch den Sündenfall unterworfen worden, nicht sowol eine Strafe, sondern als eine mit der Geburt verbundene Folge anzusehen, und zwar theils, weil es mit der Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes streitet, die Kinder bis in das hundert und tausendste Glied wegen der Missethat der ersten Eltern zu strafen, theils auch, weil man von kleinen Kindern, die keinen rechten Begriff haben, und nicht wissen, was gut oder böse ist, nicht eigentlich sagen kann, daß sie Sünde begehen. Sie halten es also, um sich aus diesem Labyrinth heraus zu wickeln, für das sicherste, zu behaupten, daß alle Kinder Adams für verdorbene Pflanzen zu achten, welche mit der Neigung zur Sünde und Bosheit und in eben demselben Zustande, wie ihre Eltern, geboren werden, und daß demnach darinn die Sünde bestehe, welche den Kindern bey der Geburt beygelegt wird. Durch diese Erklärung meynen sie die Feinde der Religion zum Stillschweigen zu bringen. Denn auf solche Art kann niemand sagen, daß die Kinder mit der Schuld ihrer Eltern geboren werden, sondern bloß, daß sie verderbt, und mit der Neigung zu sündigen in die Welt kommen, und daß das Sündige, welches bey allen angetroffen wird, eine natürliche Folge der Geburt sey, so wie einer, der von aussätzigen Eltern geboren wird, auch aussätzig ist, und ein böser Baum nichts anders als böse Früchte hervorbringen kann. Niemand kann sich in dieser Absicht hierüber beschweren, sondern ein jeder muß gestehen, daß wie ein verfaulter Stamm keine frische Aeste zu treiben vermögend ist; so kann auch aus dem sündli-

 chen

chen Saamen Adams natürlicher Weise nichts anders, als was verderbt u. ungesund ist, hervorkommen. Einige Kirchenväter haben dieses bereits auf solche Art erkläret. Insonderheit redet Chrysostomus folgendergestalt davon: „Man pflegt die Frage aufzuwerfen, „wie es zu verstehen sey, daß durch eines Ungehorsam „viele Sünder geworden? Es ist leicht zu begreifen, „daß, wenn jemand wegen seiner Missethaten sterblich „geworden ist, dessen Nachkommen auch sterblich sind. „Wenn man aber sagt, daß durch seine Sünde ein an„derer auch ein Sünder geworden; so ist es unver„ständlich. Denn es scheint, daß derjenige, der nicht „selbst gesündiget, auch nicht könne gestraft werden.“ Ich weiß wohl, daß einige die Erklärung nicht für annehmlich halten, weil sie glauben, daß das Werk der Erlösung dadurch geschwächt werde. Andere aber sagen, daß die Nothwendigkeit der Erlösung dadurch nicht geleugnet werde. Denn da alle Kinder mit einer Neigung und einem Zunder zur Sünde geboren werden, und daher alle wirkliche Sünde an sich haben; so bleibt die Erlösung, was man auch für eine Meynung annimt, gleich nothwendig. Ich entscheide indessen doch in diesem Stücke nichts. Ist aber diese Erklärung irrig, so ist dieser Irrthum, meinem Bedünken nach, also beschaffen, daß er Gott nicht mißfallen kann; weil solche Anmerkungen einzig und allein dahin abzielen, die heiligen Eigenschaften Gottes zu erheben, und zu zeigen, daß dieselben nicht mit einander streiten. Ich glaube, daß derjenige, welcher sich bemühet zu zeigen, daß die Revelation in allen Stücken mit der gesunden Vernunft übereinstimme, die Pflicht eines Christen erfülle, und eben so sehr zu rühmen sey,

als

als derjenige getadelt zu werden verdienet, welcher lieber alles aufopfern, als von seiner einmal angenommenen Meynung weichen will. Das eine rührt aus Liebe der Religion, das andere aus Liebe zu sich selbst her. Aus der ersten Aufführung leuchtet eine heilige Demuth, aus der andern aber Hartnäckigkeit u. Hochmuth hervor. Aus dieser Ursache freue ich mich oft über solche Meynungen, welche von den bisher angenommenen allgemeinen Sätzen in einer so lautern Absicht abweichen; und die oben angeführte Erklärung gefällt mir, daß die kleinen Kinder nicht eigentl. selbst Sünder; sondern nur verderbte Pflanzen sind, welche mit den Sünden der Eltern beschmitzt auf die Welt kommen. Non tam peccatores, quam peccaminosi. Dieser Erklärung aber trete ich deswegen bey, weil ich mich von meinem Hauptsatz in Absicht auf die göttlichen Eigenschaften nicht abwendig machen lasse. Und daher billige ich die Erklärungen nicht, wodurch GOtt zu einem willkührlichen Richter gemacht wird, der die Kinder bis ins tausende Glied wegen des Versehens der Eltern strafet, und also dasjenige selbst thut, was er doch allen Menschen aufs strengste verbietet. Ich unterwerfe übrigens diese Meynung herzlich gerne dem Urtheile anderer Gottesgelehrten, und will solche gleich fahren lassen, wenn ich des Gegentheils überführt werde. Die Ueberzeugung aber muß also beschaffen seyn, daß die allgemeine Erklärung mit der göttlichen Gerechtigkeit bestehen kann. Auf diese Bedingung will ich meine Festung übergeben, und ihr Proselyt werden. Wenn man sich aber, wie oft geschiehet, nur auf die von andern beygebrachten Erklärungen und Zeugnisse beruft, so nehme ich

meine weiße Fahne wieder ein, und bereite mich zu einer neuen Gegenwehr. Ich wünschte, daß die gelehrten Theologi möchten angehalten werden, die Uebereinstimmung der Revelation mit der gesunden Vernunft durch gründliche Schriften darzuthun, und darnach ihre Erklärungen auf eine solche Art einzurichten, daß sie, so oft ein Ort in der Schrift vorkommt, der schwer zu seyn scheinet, lieber von den Buchstaben, und von den allenthalben angenommenen Meynungen abwichen, als sich auf die Unvollkommenheit der Vernunft und GOttes unbegreifliche Wege beriefen, wodurch alle Religionen können autorisiret werden, und wodurch gewissen Männern ein gewünschter Vorwand gegeben wird, die nicht Lust haben, ihre Kräfte anzustrecken, und eine Stelle der Schrift mit der andern zu vergleichen, um endlich die gründlichste und beste Meynung zu entdecken. Ich bin ꝛc.

❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀ ❀

Der siebzehnte Brief.

Mein Herr,

Ich sehe aus dem an mich vor einigen Tagen abgelassenen Schreiben, daß sie meinen Satz von der Erbsünde, welchen ich ihnen letzthin eröfnet, noch nicht recht fassen können, und daß sie daher ihr Urtheil so lange aufzuschieben für gut befunden, bis ich mich deutlicher erkläret. Sie eröfnen mir vielmehr ihre Gedanken über einen andern Satz, den ich in meinem Briefe nur oben hin berührt, von dem ich aber in dem LXXXIV. Stück meiner moralischen Gedanken

ken ausführlicher gehandelt, und meynen, daß dasjenige, was ich von dem Licht der Natur beygebracht, etwas anstößig sey, indem es scheine, als ob ich demselben die Revelation gleichsam unterwerfen wollte. Diejenigen, welche diese Lehre aus meinen Schriften ziehen, haben solche niemals mit der gehörigen Achtsamkeit gelesen. Denn ich erwähle die Mittelstrasse zwischen den Naturalisten und den mährischen Brüdern, zwischen denen, welche die Vernunft gänzlich verwerfen, und welche ihr gar zu viel einräumen. Man hat gegenwärtig zwo zahlreiche Secten, welche beyde eine gleich schädliche Lehre führen, weil sie beyde auf schädliche Extremitäten verfallen. Die ersten verbannen die Vernunft gänzlich, unter dem Vorwand, daß dieselbe zu nichts anders diene, als die Menschen zu verführen, und in allerhand schädliche Irthümer zu stürzen. Sie bedienen sich, um ihre Meynung zu behaupten, gewisser Schriftstellen, worinn die Weisheit dieser Welt eitel genannt, und den Menschen befohlen wird, die Vernunft unter dem Gehorsam des Glaubens gefangen zu nehmen. Es scheint, daß sie diese Stelle also erkläret wissen wollen, daß ein Mensch sich in Religionssachen des Gebrauchs seiner Vernunft gänzlich entsagen solle, da doch Gott selbst uns befohlen, nachzuforschen und zu untersuchen, um das Beste zu erwählen, und uns zu dem Ende eine vernünftige Seele gegeben, wodurch wir von allen andern Creaturen unterschieden sind. Der Verstand muß sich allerdings mit einer frommen Lehrbegierde dem geoffenbarten Worte unterwerfen. Wenn man aber behauptet, daß man die Vernunft solchergestalt unter dem Gehorsam des Glaubens gefan-

fangen nehmen müsse, so verwirft man dadurch den Glauben selbst, weil es unmöglich ist, ohne Beyhülfe der Vernunft zu glauben. Denn ohne dieselbe kann ich keine Versicherung von der geoffenbarten Wahrheit erhalten; und die Vernunft ist niemals gehorsam, wo sie nicht selbst urtheilet, daß sie zum Gehorsam verpflichtet sey. Daher sagt ein gewisser Schriftsteller, (Essay de l'entendement). „Wer der Vernunft entsagt, um der Revelation Platz zu machen, „der löschet beyde Lichter auf einmal aus". Es ist nicht zu beschreiben, wie viel Nachtheiliges durch eine solche Lehre gestiftet worden. Denn obgleich verschiedene in einer redlichen Absicht diesen Satz annehmen, weil sie die Vernunft für verführerisch halten, und meynen, je schwerer und unbegreiflicher eine Sache zu glauben sey, desto größer sey das Verdienst desjenigen der da glaubt, so es für ein unstreitiges Merkmahl eines wahren Christen ansehen, sich gegen die Vernunft zu bewafnen, und sich zu bemühen, daß derselben Fesseln mögen angelegt werden; so haben doch an der andern Seite einige diese Lehre auf eine strafbare Art gemißbraucht, und sich des Satzes der ersten bedienet, um die Religion zu untergraben, und derselben alle Vorzüge abzuschneiden. Niemand hat sich dieses in neuern Zeiten besser zu Nutze zu machen gewußt, als der Herr Bayle, welcher alle Kräfte angewandt, um zu zeigen, daß die Schrift der Vernunft u. den allgemeinen Begriffen widerspreche. So oft er wegen dieser Kühnheit von einigen Geistlichen zu Rede gesetzt ward, so suchte er sie mit ihren eignen Waffen zu bestreiten, und hielt ihnen den Schild entgegen, den sie ihm selbst in die Hände gegeben hatten. Denn

es

es mußte stets heissen; daß sein Satz bloß dahin abziele, die Vernunft zu demüthigen, und daß das Verdienst eines Christen darinn bestünde, der Revelation zu glauben, ungeachtet dieselbe mit der Vernunft und den allgemeinen Begriffen nicht übereinkomme. Dieses war seine Hauptschanze, worinn er gegen alle Anläufe seiner Feinde sicher zu seyn glaubte. Und die Gottesgelehrten, welche so heftig auf einen blinden Glauben und auf die Gefangennehmung der Vernunft dringen, haben ihn auch nicht mit Nachdruck widerlegen können. Denn er bediente sich eben derselben Redensarten, welche sie gebrauchten, ungeachtet er andre Folgen daraus zog, und die christliche Religion mit andern falschen Religionen in eine Classe setzte, welche nicht durch vernünftige Gründe, sondern allein durch die Macht vertheidiget werden. In dieser Absicht hat auch ein englischer Skribent vor nicht gar langer Zeit eine Schrift unter dem Titel ans Licht gestellet: *Christianity not founded on arguments*. Der Verfasser stellt sich wie Herr Bayle, daß seine Absicht bloß dahin gerichtet sey, die Vernunft zu demüthigen, und zu zeigen, daß der Glaube allein eine Gabe Gottes sey, und durch Studiren und Nachsinnen nicht könne erlangt werden. Es zeigt sich aber nichtsdestoweniger der Naturalist auf allen Blättern, und seine Schrift kann mit Recht für die giftigste gehalten werden, welche jemals ans Licht getreten. Er scheint den Glauben eine heftige Bewegung der Seele zu nennen, welche den Glaubenden gleichsam mit Gewalt zwinge, die Religion anzunehmen. Er sagt: Wenn der Glaube durch Studiren und Nachforschen könnte erhalten werden; so wäre es ungereimt, denjeni-

jenigen einige Belohnung zu versprechen, welche sich einen Glauben erworben, den doch die eigne Vernunft der Gläubigen nicht zugelassen zu verwerfen. Ferner sagt er: Weil der Glaube durch die Untersuchung nicht auf einmal erhalten wird, was soll man denn von denen, die noch in ihren Lehrjahren sind, oder von Kindern und gewissen andern Menschen urtheilen, welche nicht das Vermögen haben, eine Sache zu untersuchen. Endlich drückt er sich folgendergestalt aus: „Die einfältigsten Menschen sind die besten Christen, „und die Unwissenheit ist eine Mutter der Andacht rc." Einige haben sich Mühe gegeben, diese Schrift zu widerlegen, ungeachtet es nicht der Mühe werth ist. Denn sie enthält nichts, als lauter Ironien, und die Worte des Verfassers stimmen nicht mit seinen Gedanken überein. Seine Absicht ist lediglich dahin gerichtet, die heilige Schrift und das geoffenbarte Wort GOttes zu schwächen, wovon man, wie er sagt, durch die Vernunft und durch das Nachforschen keine Erkenntniß erlangen kann, und aus dieser Ursache sind, seinem Vorgeben nach, die blinden Menschen und andere Ignoranten die besten Christen. Wenn unsere Mißionarien sich solcher Predigten bedienen wollten, so würden sie gar keine Proselyten machen. Denn die Catechisation würde also lauten: „Wir sind hieher gekommen, um euch zu überreden, eine Religion „anzunehmen, welche der gesunden Vernunf entgegenist". Ein jeder kann leicht gedenken, was ein solches Exordium für eine Wirkung haben würde. Eine andere Secte begreift diejenigen Menschen, welche gar nichts annehmen wollen, was über die Vernunft ist, und diese verfallen dadurch auf das andere Extremum,

mum, welches eben so schädlich ist, als das erste. Denn wie die ersten die Menschen in geistlichen Dingen zu Maschinen machen, so machen diese solche zu gewissen Wesen, welche berechtiget sind, alle göttliche Geheimnisse einzusehen, und von dem Schöpfer zu fordern, daß er ihnen von seiner Lehre Gründe und Ursachen angeben, und solche auf eine mathematische Art beweisen soll. Ein jeder sieht leicht, daß man bey solchen Umständen den Mittelweg ergreifen müsse, um nicht in die Brutalität, oder in den Hochmuth zu verfallen, um den Menschen nicht mehr oder weniger beyzulegen, als sie wirklich fordern können, und um dieselben nicht zu Thieren, aber auch nicht zu Beysitzern in der geheimen Raths-Stube Gottes zu machen. Man muß daher einen Unterscheid machen unter den Dingen, welche über die Vernunft sind, und welche mit den menschlichen allgemeinen Begriffen streiten. Die ersten sind geistlich, die andern leiblich. Geistliche offenbarte Dinge, welche über die Vernunft gehen, müssen wir glauben, ungeachtet wir dieselben nicht begreifen. Denn solche Dinge stossen nicht an unsere Sinnen an, sondern zeigen allein, daß die menschliche Vernunft ihre Gränzen habe, und weil wir davon nicht urtheilen können, was recht oder unrecht ist; so müssen wir blindlings glauben, was uns zu glauben befohlen worden. Hieher sind die Lehren von der heiligen Dreyeinigkeit, von der Annehmung der menschlichen Natur Christi, von dem göttlichen Wesen, von den Geistern und der Seele zu rechnen. Solche Dinge sind ausserhalb der Sphäre der menschlichen Sinne, weil sie geistlich, die Sinne aber leiblich sind. Was also davon gelehrt wird, dem muß man nicht widerspre-

sprechen, sondern man ist verbunden, solches mit Gehorsam und Demuth anzunehmen. Man muß dabey bedenken, daß wir Menschen seyn, deren Verstand der Schöpfer auf eine solche Art eingeschränkt, daß wir die geistlichen Dinge wahrnehmen sollen, bloß, um dieselben zu bewundern, nicht aber, um sie zu begreifen. Ein Mensch kann sich eben so wenig darüber beschweren, als daß ihm Gott keine Flügel zum Fliegen, keine Augen, um die Sonnenstäubgen zu sehen, und keine Ohren gegeben, um zu hören, was in einem andern Planeten geredet wird. Eine solche Forderung ist in der That nichts anders, als wenn jemand sagen wollte: Warum bin ich nicht mehr, als ein Mensch? Dieses ist aber ein Hochmuth und eine Rebellion wider den Schöpfer, und eben so viel, als wenn ein Unterthan sagen wollte: Warum bin ich nicht König? Ganz anders aber verhält es sich, wenn von leiblichen Dingen die Rede ist, die in die Sinne fallen. Darüber zu urtheilen, haben wir nicht nur das Vermögen, sondern Gott hat uns auch befohlen, uns unsrer Sinnen zu bedienen, um das Gute von dem Bösen zu unterscheiden, um die Wahrheit anzunehmen, und die Lügen zu verwerfen. Man sieht daraus, daß unsre Sinnen in solchen Dingen nicht allein berechtiget sind, das Richteramt zu übernehmen, sondern daß wir auch unbillig handeln, wenn wir ihnen dieses versagen. Gott könnte auch sonst die gröbsten Irrthümer nicht bestrafen, und die Creaturen könnten ihren Unglauben und Aberglauben, und alle ihre Handlungen durch den Betrug der Sinne entschuldigen, und sagen: Wir haben gesehen, gefühlt, und geschmeckt, weil aber die Sinnen uns immer betrie-

triegen, so haben wir uns nicht darnach richten können. Denn ob wir gleich sehen und hören, so sind wir doch tumm und blind. Wir hören die kräftigsten Beweise, wir können uns aber nicht auf unser Gehör verlassen, wir sehen Zeichen und Wunder, wir dürfen aber unsern Augen nicht trauen. Ein solcher Pyrrhonismus aber kann uns nicht entschuldigen. Denn GOtt selbst sagt: Ihr habt gesehen und gehört, und doch nicht glauben wollen, wodurch er ausdrücklich anzeigt, daß wir die Sinnen nicht allein gebrauchen können, sondern auch sollen, und zwar als ein Mittel die Wahrheit ausfündig zu machen, und die Lügen zu verwerfen. Ja Gott hat uns befohlen nichts zu glauben, was den allgemeinen Begriffen entgegen ist, weil auf solche Art alles aufs ungewisse hinaus laufen, und kein Glaube auf Erden statt haben würde. Man nennet diejenigen Dinge streitig, welche nicht mit einander bestehen können, als ein Quadratcirkel und ein Berg ohne Thal; Wenn wir sie selbst widersprechend nennen, so gestehen wir ja, daß sie nicht möglich sind. Es ist thöricht, sich in diesem Fall auf die Allmacht Gottes zu berufen. Denn dieses ist eben so viel, als wenn man sagen wollte, Gott kann machen, daß ein Ding zugleich sey, und nicht sey. Wenn wir Dinge glauben, die einander gerade entgegen stehen, so glauben wir, und glauben auch nicht, und zwar zu gleicher Zeit. Wer sagt, daß er glaube, ein Zirkel sey ein Quadrat, der giebt dadurch zu erkennen, daß er nicht glaubt, was er sagt. Denn wer einen Zirkel nennet, der läugnet, daß es ein Quadrat sey, und wer einen Quadrat nennet, der läugnet, daß es ein Zirkel sey. Hieraus erhellet, daß diejenigen irren, welche sich in

meiner Schrift daran gestossen haben, was ich von den Sinnen beygebracht, nämlich, daß wir bey allen Dingen, welche in die Sinnen fallen, dieselben zu Richtern gebrauchen, und alles verwerfen müssen, was dagegen streitet. Wenn also jemand sagt: Das Feuer ist Wasser, das Fleisch ist Brod 2c. so kann uns niemand zwingen, dieses zu glauben. Denn man würde widrigen Falls seinen und andrer Menschen Geschmack, Gesicht und Empfindung verläugnen, und sich lächerlich, und der Gesellschaft andrer Menschen unwürdig machen. Aus diesem Grunde verwerfen sowohl die Lutheraner, als die Reformirten die Transsubstantiation, weil sie sehen, fühlen, schmecken, und riechen, daß dasjenige Brod ist, was die Römischcatholischen für Fleisch ausgeben. Man muß hiebey folgende Regel festsetzen. Wir müssen alles glauben, was die Vernunft sagt: Kommt aber eine Redensart vor, die nach den Buchstaben nicht kann verstanden werden, wo wir nicht unsre eigne Sinnen verläugnen wollen, so müssen wir von den Buchstaben abweichen, und eine andre Erklärung annehmen. Ganz anders ist es mit geistlichen Dingen beschaffen, welche über die Vernunft gehen, und die wir glauben müssen, ungeachtet wir dieselben nicht begreiffen. Wenn z. E. die Schrift uns befiehlt, die heilige Dreyeinigkeit zu glauben, so sind wir doch nicht berechtiget, dagegen zu disputiren, ungeachtet wir nicht begreiffen, wie eins drey, und drey eins seyn könne. Denn dieses ist eine geistliche Lehre, welche mit den Sinnen keine Verwandschaft hat. Denn in diesen und in andern dergleichen Dingen können wir nicht sagen, daß wir sehen und erkennen, daß sich die Sache anders verhält,

son

sondern bloß, daß es ein Geheimniß ist, welches wir nicht begreifen können, und für ein non plus vltra des menschlichen Verstandes halten müssen. So diese Untersuchungen auch bereits angestellet worden: so kennen wir unsre eigne Seele noch nicht recht, sondern glauben, daß dieselbe ein von dem Leibe abgesondertes Wesen sey, und dieses, ohne auf unsre Sinnen Verzicht zu thun, weil die Lehre, welche wir von der Seele haben, nicht den allgemeinen Begriffen widerstreitet, sondern bloß der Vernunft verborgen ist. Wenn wir die Seele mit Augen sehen und mit Händen greifen könnten, und gewisse Lehrer uns alsdenn sagen wollten, daß dieselbe eine Gestalt habe, die der Gestalt, die wir sehen und fühlten, gerade entgegen wäre, so könnten wir uns mit Recht dagegen setzen, und uns auf unsre Sinne berufen. Weil aber die Seele ein Geist, und folglich unsichtbar ist, so müssen wir glauben, was uns davon offenbaret worden. Denn wir können keine Einwendung dagegen machen, weil wir uns nicht auf die Sinne beruffen können, unter deren Gerichtsbarkeit die geistlichen und unsichtbaren Dinge nicht gehören. Dieses ist meine Meynung. Anders habe ich nichts geschrieben, und die Geheimnisse habe ich allemal ausgenommen. Wenn man sich solchergestalt erklärt, so hoffe ich, daß ein ehrlicher Ketzer wieder für orthodox kann gehalten werden. Ich bin 2c.

Der achtzehnte Brief.

Mein Herr,

Ich habe bereits aus einer langen Erfahrung angemerkt, daß es fast nicht möglich ist, von theologischen oder philosophischen Materien zu reden, oder zu schreiben, ohne gleich allerhand Irrthümer beschuldiget zu werden. Ich ersehe mit Vergnügen aus Ihrem letzten Briefe, daß sie mit der Erklärung zufrieden sind, die ich ihnen über dasjenige mitgetheilet, was ich in meinen Schriften von den menschlichen Sinnen angeführet. Ich merke aber auch zugleich, daß Ihnen der Ausdruck anstößig gewesen, da ich gesagt: daß wir aus der Philosophie die Immaterialität der Seele, und daß dieselbe ein von dem Leibe abgesondertes Wesen sey, noch nicht demonstriren können. Sie meynen also, daß ich wider die philosophische Orthodoxie angestossen. Es ist mir überaus lieb, zu vernehmen, daß Sie mich für kein theologisches Gericht fordern, sondern mich nur mit gewissen Philosophen in einen Streit verwickeln wollen. Ich sage nicht ohne Ursache, mit gewissen Philosophen; denn die meisten und gründlichen bekennen aufrichtig, daß sie, je mehr sie dieser Materie nachgedacht, desto weniger davon ergründen können, und daß also ihr Nachsinnen ihnen keinen andern Nutzen gebracht, als sie von ihrer Unwissenheit zu überzeugen. Ich meines Theils glaube, daß die Seele ein Geist, und ein von dem Leibe unterschiedenes Wesen sey. Ich gründe aber meinen Glauben auf die Offenbarung, welche dasjenige demon-

strirt,

strirt, was die Philosophie allein möglich und wahrscheinlich machet. Ich gestehe, daß es der Vernunft schwer fällt, zu begreifen, wie eine Materie denken könne. Der große englische Philosophus, Lock, welcher in dem Streit mit Doctor Stillingfleet, die Möglichkeit der Materialität der Seele zuläßt, hat auch zugleich gestanden, daß ein Mensch nicht begreifen könne, wie eine todte Materie durch die Organisation lebendig werden, und denken könne. Er sagt bloß, daß man doch daraus nicht schliessen könne, daß Gott, welcher allmächtig ist, nicht einen gewissen Grad der Gedanken und des Begriffs einer Sammlung der Materie geben könne, wenn er es für gut findet. Er sagt: daß alle Schwierigkeiten, welche dagegen können gemacht werden, aus unserer Unwissenheit und eingeschränkten Begriffe herrühreten, wodurch man aber die Allmacht Gottes nicht einschränken könne rc. Das Bekenntniß eines so ansehnlichen Mannes von der Unbegreiflichkeit dieser Sache, giebt übrigens der Meynung derjenigen ein grosses Gewichte, welche die Materialität der Seele läugnen, wesfalls man ihn auch unter die orthodoxen Philosophen rechnen kann. Ich trete dieser Partey gerne bey, und behaup e mit derselben, daß die Philosophie uns wahrscheinliche Beweise an die Hand giebt, daß die Seele ein Geist sey, die Demonstration aber muß alleine aus den geoffenbarten Worte hergenommen werden. Denn die großen Streitigkeiten, welche desfalls enstanden, und auch noch nicht beygelegt sind, zeigen, daß die Sache aus philosophischen Gründen noch nicht entschieden worden, und daß es daher nothwendig sey, seine Zuflucht zu der Offenbarung zu nehmen. Hier haben

Sie mein Bekenntniß von dieser Sache, welches Sie als ein Theologus nicht tadeln können, weil ich dafür halte, daß dasjenige, wesfalls man so lange gestritten, durch die Lehre Christi demonstrirt worden. Ich habe die Gründe der Philosophen von beyden Seiten gelesen, und befunden, daß die Argumente derjenigen, welche die Immaterialität der Seele, und das von dem Leibe unterschiedene Wesen derselben behaupten, die andern weit übertreffen, welche solche mit dem Leibe vermengen, ob ich gleich dabey gestehen muß, daß verschiedene Gründe, welche von den erstern angeführt werden, nicht so unüberwindlich sind, als sie insgemein selbst vorgeben. Die Kürze des Briefes erlaubt mir nicht weitläuftig zu seyn, und ich will daher nur zwene anführen. Herr Bayle, welcher sonst in der Philosophie nicht allzu orthodox ist, und insgemein die herrschenden Meynungen zu bestreiten suchet, hat auch unter andern den Dicäarchum widerlegt, welcher sagt: daß die Seele nichts anders sey, als ein bloßer Name, und daß die Kraft, wodurch wir bewegt werden, und wodurch wir urtheilen, sich durch alle Glieder ausbreite, und davon nicht könne wieder geschieden werden ꝛc. Diese Lehre kann durch philosophische Gründe widerlegt werden. Herr Bayle bedient sich hier eines besondern Arguments, welches er für unüberwindlich, und ohne Widerrede hält. Er sagt: Wenn die Seele, wie Dicäarchus vorgiebt, nicht ein von dem Leibe unterschiedenes Wesen, und nichts anders als eine Kraft ist, welche sich über alle lebendige Dinge ausbreitet, und also nur ein Wesen mit den Leibern ausmacht, die man lebendig nennt; so führt er entweder eine Lehre, welche einen Philosophen unanständig

ständig ist, und zeigt, daß er selbst nicht weis, was er sagt; oder er behauptet auch, daß diese Kraft stets mit dem Leibe verbunden sey. Daraus aber folgt, daß die Kraft zu fühlen und zu erkennen in den todten Leibern nicht aufhöret, sondern daß der geringste Theil des Leibes, nachdem solcher durch die Fäulniß davon abgesondert worden, eine Seele und einen Leib mit sich nimmt. Dieses Argument ist indessen doch nicht so stark, daß nicht Dicäarchus noch verschiedenes darauf antworten könnte. Es scheint, daß derselbe durch die Kraft, welche sich über alle Leiber ausbreitet, oder dieselben erfüllet, dasjenige verstanden, was andere die Seele der Welt nennen, welche todte Leiber lebendig machen, und ihnen nach Maaßgebung der Beschaffenheit der Leiber, oder wie die Theile derselben mehr oder weniger künstlich zusammen gesetzt sind, Gefühl und Erkenntniß verleihen kann, welches sie aus der Erfahrung glauben beweisen zu können, weil eine Creatur, nachdem solche mehrere und bessere Organa, als eine andere hat, auch mehr Lebhaftigkeit, Begriff und Verstand besitzet. Wenn aber die Organa beschädigt werden, und aus ihrer Ordnung kommen, so höret das eine mit dem andern auf, und die Creatur wird gleichsam todt und fühlloß. Aus diesem Grunde, welcher zwar an sich selbst falsch ist, aber doch von großen Philosophen angenommen worden, könnte Dicäarchus die Einwendung des Herrn Bayle solchergestalt beantworten, daß die bemeldete Kraft, oder die Seele der Welt, keine Wirkung haben könne, wo sie nicht in solche Leiber wirke, deren Organa in der rechten Ordnung sind: und wenn dieses sich also verhält, so folgt es nicht aus dem Lehrbegriff des Dicäarchs, daß ein

jedes Stück des Leibes, welches von demselben abgesondert worden, seine Seele, oder eben dieselbe Kraft behalten müsse, welche in dem ganzen organisirten Leibe, oder in der ganzen Maschine befindlich ist, sondern die Stücke sind todt, weil die bemeldete Kraft, welche durch Hülfe der Organisation ganzen Leibern Leben und Bewegung giebt, zugleich mit der Entstehung der Mittel aufhören muß. Meiner Meynung nach triumphirt also Herr Bayle zu früh, und pocht zu viel auf dieses Argument, insonderheit da man viele bessere hat, wodurch das Systema des Dicäarchus kann bestritten werden. Das andere Argument, dessen sich fast alle bedienen, wenn sie beweisen wollen, daß die Seele ein von dem Leibe unterschiedenes Wesen sey, und worinn sie sich dergestalt verliebt haben, daß sie es für unüberwindlich ansehen, besteht darinn: Um zu zeigen, daß der Leib mit aller seiner künstlichen Organisation kein Leben habe, oder bekommen könne, so vergleichen sie denselben mit einer Orgel, und die Seele mit einem Organisten. Sie sagen: Gleichwie eine Orgel, und wenn dieselbe auch noch so künstlich eingerichtet ist, keinen Laut, geschweige denn eine Harmonie hervorbringen kann, wo sie nicht von dem Organisten gerührt wird: so wird auch die Maschine des Leibes, welche an sich selbst todt ist, durch die Seele in Bewegung gesetzt. Dieses Argument wäre vortreflich, und das Gleichniß sehr wohl ausgesonnen, wenn man nicht aus der Erfahrung bemerkt hätte, daß, so bald die Organa in einem Leibe beschädiget werden, und der Leib in eine Verwirrung und Ohnmacht geräth, die Seele auch gleich auf-

aufhört zu wirken, und gleichsam mit dem Leibe in die Ohnmacht fällt, da im Gegentheil der Organist, in was für eine Verwirrung und Unordnung auch seine Orgel gerathen mag, nichts von seiner Wissenschaft in der Musik verlieret. Niemand darf mich beschuldigen, als ob ich bloß solches zu dem Ende anführte, um das Systema der Materialisten dadurch zu bestärken: Ich habe bloß die Absicht, zu zeigen, daß man sowol hier, als in der Theologie bisweilen mit solchen Argumenten sich brüstet, welche doch bey einer genauen Untersuchung nicht bestehen können, und zu nichts anders dienen, als eine gute Sache verdächtig zu machen. Derjenige vertheidigt eine Sache am besten, welcher wenige, aber kräftige Beweise anführet, und da wir andere Beweise von der Immaterialität der Seele haben, und die Philosophie lehret, daß dieselbe ein besonders Wesen seyn muß, welches dem Leibe und Leben gibt, und solchen in Bewegung setzt, indem todte Partikuln, wie sie auch gesammlet, und in welche Ordnung sie auch gesetzt werden, dadurch kein Leben erhalten können, denn aus nichts kann nichts entstehen; so handelt man nach meiner Einsicht am besten, wenn man sich an ein solches Argument hält, welches niemand leicht umstossen kann, wo er nicht zugleich seine eigne Philosophie umstossen will. Man kann sich ausserdem auch noch anderer Argumente bedienen, und zeigen, daß, weil die Menschen nicht allein lebendige, sondern auch vernünftige Creaturen sind, und einen freyen Willen haben, eine solche Schöpfung nicht zum Mechanißmo gerechnet werden, oder eine Wirkung einer subtilen Materie, oder wie sich andere ausdrücken, des allgemeinen Weltgeistes seyn könne. Wenn

aber alles fehl schlägt, und die Materialisten sich nicht durch philosophische Gründe wollen überführen lassen, so thut man am besten, wenn man zu der Offenbarung seine Zuflucht nimmt, welche uns in diesem Stücke eine vollkommene Ueberzeugung verleihet. Dieses ist der Weg, den ich erwählet, und für den sichersten befunden habe, und von dem ich auch nicht glaube, das er zu einer Ketzerey führet. Denn mein Bekenntniß besteht darinn: was die Philosophie wahrscheinlich macht, das macht die heilige Schrift gewiß. Ich bin rc.

Der neunzehnte Brief.

Mein Herr,

Bey unserer letzten Unterredung waren wir wegen der Regierungsform in England nicht völlig einig. Sie sagten: daß Sie lieber eine mäßige Grafschaft besitzen, als über die drey Reiche England, Schottland und Irrland herrschen wollten, wo man sich täglich mit einem Parlament herum zu zanken, und allerhand Gefahr zu besorgen hätte, welche sich, wie die Historie zeigte, bisweilen so weit erstreckt, daß die Könige das Leben lassen, oder das Land räumen müssen. Ich glaube aber doch, wenn man Ihnen die Wahl liesse, ob Sie lieber eine mäßige Grafschaft regieren, oder eine solche Herrschaft annehmen wollten, Sie würden das letztere vorziehen Das Amt ist in der That nicht zu verachten, wobey man 1000000 Pfund Sterling jährlich zur Unterhaltung des Hofes geniesset. (Denn so hoch geht die

die so genannte civile Liste, und bisweilen noch höher.) Und wo wird man doch jemals ein Amt finden, welches nicht mit Gefahr und Verdruß verbunden wäre. Die Gefahr, worinn die Könige von England sich befinden, ist bey weiten so groß nicht, als man sich solche insgemein vorstellet. Die widrigen Fälle, welche das Geschlecht der stuartischen Könige erfahren müssen, können in diesem Fall nicht zum Beweise dienen, weil daran bekannter massen die Verfassung der Regierung keinen Theil gehabt. Wenn nur ein König in England nicht den Grundsätzen Jacobs des Ersten folgt, sondern sich beständig vorstellt, daß die Monarchie durch gewisse Gesetze eingeschränkt worden, so ist er fast ein absoluter Monarch. Denn der Unterschied unter einem ganz souverainen Herrn, und unter einem durch gewisse Gesetze eingeschränkten König von England, besteht fast allein darinn, daß, wenn der erste alles durch seine Befehle auszurichten vermögend ist, so erhält der andere alles durch seine Vorstellung. Beyde erreichen demnach ihre Absicht, wiewol auf eine ungleiche Art. Denn ein König von England, der die Regierungskunst verstehet, kann allezeit der meisten Stimmen im Parlament versichert seyn, und daher alles erlangen, was er begehret. Ein Parlaments-Schluß ist ihm eben so nützlich, wenn derselbe gleich nicht einhellig abgefaßt worden, und die Subsidien sind gleich groß, wenn gleich der dritte oder vierte Theil der Parlamentsglieder dagegen protestiret. Hauptsächlich aber wird die Macht eines Königs von England durch folgende zwey Stücke bestärket: 1) Weil der König freye Macht hat, alle hohe Aemter, Würden und Ehrentitel auszutheilen, so ist er vermögend,

sich

sich Freunde insonderheit in dem Oberhause, zu erwerben, woselbst die königliche Parten insgemein durch solche Mittel die stärkste wird. 2) Weil der Hof bey der Wahl der Glieder des Unterhauses sich stets bemühet, daß solche Männer mögen erkohren werden, welche der Parten des Hofes zugethan sind. Das Parlament hat zwar schon zu verschiednen malen getrachtet, den König dieser beyden Vortheile zu berauben. Man hat gesucht, alle Hofbediente und Pensionairs von dem Parlamente auszuschliessen. Man hat auch aufs genaueste nachgeforscht, ob jemand Geld gegeben, oder andere Mittel angewand, um zu einem Deputirten im Unterhause erkohren zu werden, und die Stimme einer Stadt oder Provinz zu führen. Das erste, welches zu Cromwels Zeiten Self Denying genannt ward, ist oft vorgestellt, aber auch jederzeit von den meisten verworfen worden. Das andere aber hat man für unnütz gehalten, weiter zu treiben, weil es doch nicht möglich seyn würde, solches zu verhindern. Ich weis nicht, ob man jemals das Loß bey dieser Gelegenheit in Vorschlag gebracht hat. Ich finde wenigstens nichts davon in der englischen Historie aufgezeichnet. Wenn man aber auf die Gedanken fiele, durch die meisten Stimmen eine gewisse Anzahl Personen zu erwählen, und durchs Loß hernach wieder denjenigen auszumachen, der im Unterhause sitzen sollte, so wäre diese Sache noch eher möglich. Denn die Historie zeigt, daß bey den gegenwärtigen Umständen, so oft der Hof sich nur Mühe geben will, als nach dessen Wunsch ausfällt. Zu den Zeiten Henrichs des VIII. hatte das Parlament eben denselben Glauben, wie der König, und hielt dafür, daß man zwar die Gewalt

des

des Pabstes abschaffen, die Religion des Pabstes aber beybehalten müste. Unter der Regierung Eduard des VI. war das ganze Parlament eifrig protestantisch, weil der Hof der Reformation geneigt war. Unter der Herrschaft der Königin Maria, ward es wieder eifrig catholisch, und verfolgte die Protestanten aufs äusserste. Endlich bezeugte es unter der Königin Elisabeth abermals einen eben so großen Eifer zu reformiren, als es vorher beschäftigt gewesen war, die Ketzer zu verbrennen. Man sieht hieraus, was für einen großen Einfluß der Hof in die Wahl der Deputirten hat, und daß daher ein jeder kluger Regent, durch diese beyden Mittel der Stärke und des Beyfalls der Nation stets fest versichert seyn kann.

Bey so gestalten Sachen irren diejenigen, welche sich einbilden, daß es möglich sey, eine Souverainität in Großbritannien einzuführen. Sie pflegen sich um ihren Satz zu behaupten, theils auf die Hitze und den Eifer des Volks in Beschützung ihrer Freyheit, theils auch auf die betrübten Schicksale zu beziehen, welche einige Regenten erfahren müssen, die den Engländern diese Freyheit zu rauben gesucht haben. Was die Hitze der Einwohner betrift, so ist solche zwar groß und heftig, wiewol nicht allezeit stark. Sie ist wie eine Fieberhitze, welche oft mit der Kälte abwechselt, und daher ist die Sache gar unmöglich, wenn ein Regent nur die rechte Zeit in acht zu nehmen weis. Wenn man aber, in Absicht auf die aus einem solchen Vorhaben entstandenen widrigen Folgen, aus dem Exempel Carls des Ersten und Jacobs des II zeigen kann, wie gefährlich es für einen König von England sey, eine unumschränkte Macht einzuführen, so kann

man

man im Gegentheil, aus dem Beyspiel Henrichs des VII, Henrichs des VIII. und Carls des II. sehen, daß es nicht schlechterdings unmöglich ist. Ein solches Vorhaben kann überdem noch durch andere Nebenumstände befördert werden. England ist in viele Staats- und Religionssecten getheilet, welche gegen einander mit einem so bittern Haß eingenommen sind, daß sie darüber das gemeinschaftliche Interesse aus den Augen setzen. Dieses kann sich ein kluger Regent zu Nutze machen, um seinen Zweck zu erreichen. Er kann bald der einen und bald der andern Partey sich geneigt erzeigen, und bald dieser bald jener Faction Hofnung zu seinem Schutze machen, und sich dadurch alle verbinden. Er kann sich auch für die stärkste erklären. Und wenn eine solche Partey nur erst fest überführt ist, daß der Hof mit ihr einstimmet, und dahin trachtet, ihre Partey zu bestärken, und die Gegenfaction zu demüthigen, so wird sie sich aufs äusserste bestreben, die königliche Gewalt zu befestigen, und immer höher zu treiben. Man hat davon ein sehr merkwürdiges Exempel an Carl dem II. Denn da derselbe sich stellte, daß er bloß diejenigen befördern, und in Ansehen bringen wollte, welche der englisch. Kirche zugethan wären, so würkte er dadurch aus, daß alle diejenigen, welche dieser Confeßion beypflichteten, ihn aufs äusserste unterstützten. Man sprach in einer langen Zeit von nichts anders, als von der obedientia passiua, und einem unbedingten Gehorsam, den man den Regenten schuldig wäre. Bis es endlich so weit kam, daß der König sich im Stande sahe, das Parlament ohne Gefahr aufzuheben, seine Leibtruppen zu vermehren, und allen Städten, Societäten und

Aem-

Aemtern zu befehlen, ihre Chartres und Privilegien zu überliefern. Auf die Hitze der Engländer, welche einige als den stärksten Schutz für die Freyheit des Landes ansehen, ist nicht viel zu bauen. Denn man bemerkt bey den Engländern nichts als Extremitäten, und man kann verschiedene Exempel anführen, daß eben dasselbe Volk, welches mit der äussersten Hartnäckigkeit für den geringsten Artikel der Fundamentalgesetze des Reichs gefochten, nicht lange nachher mit einem eben so großen Eifer sie alle aufgeopfert. Eben dieselbe Nation, welche Carln den I. aller seiner Regalien zu berauben suchte, bemühete sich zu den Zeiten seines Sohnes, ihre eigene Freyheit zu unterdrücken, und die königliche Gewalt auf den höchsten Gipfel zu bringen. Es kommt also nur darauf an, daß ein König sich der Gesinnung des Volks, und der Umstände der Zeiten zu bedienen weis, so kann er dasjenige durch einen Wink ausrichten, was er zu gewissen Zeitenmit aller seiner Macht nicht zu Stande zu bringen vermögend ist. Ich bin rc.

Der zwanzigste Brief.

Mein Herr,

Ich sehe aus ihrem letzten Schreiben mit Vergnügen, daß sie mit meinem Bedenken über die englische Regierung zufrieden sind; und weil sie zugleich eine etwas nähere Nachricht von dem Ursprunge des dortigen Parlaments zu haben verlangen, so will ich ihnen davon einige Umstände mittheilen,

len, die ich in der englischen Historie gefunden habe. Ich will mich aber nicht weitläuftig bey dem Zustand der Regierung in England unter den ältesten britanischen Königen aufhalten. Der große Reichsrath, welcher zu den damaligen Zeiten eingeführet war, und Kif-Rithin hieß, bestand aus lauter Adelichen, oder so genannten Edelins, welche alle große Güter im Reiche besassen. Die übrigen Einwohner aber, welche unter dem Namen Villains begriffen wurden, waren davon ausgeschlossen. Diese Nachricht geben uns die englischen Skribenten von der alten britannischen Regierung. Meinem Bedünken nach aber ist dieses den Zeiten der Angelsachsen gemäßer, weil die Worte Kif Rithin und Edelin, sächsischen Ursprungs zu seyn scheinen. Ich übergehe gleichfalls die großen Versammlungen der Stände oder Wittenagemots, unter der Heptarchie oder den 7 sächsischen Reichen. Ein jedes von diesen Reichen hatte sein eignes Wittenagemot, oder Parlament, und wie Alfred diese 7 Reiche zusammen vereinigte, so ward auch aus diesen sieben Parlamentern nur eines gemacht, welches nachher aus einer ausserordentlichen Versammlung der Stände bestand. Denn die ordentlichen Versammlungen, welche zu gewissen Zeiten gehalten wurden, hiessen Courts de More.

Es ist übrigens merkwürdig, daß das englische Frauenzimmer in alten Zeiten Sitz und Stimme in dem großen Rath gehabt. Denn man findet, daß die Aebtißin Hilda einmal bey einer geistlichen Versammlung präsidirt. Diese währte von den Zeiten der alten angelsächsischen Könige an, bis auf Eduard den III. Denn dieser lud noch die Dames zu den großen

Reichs-

Reichstägen, und zwar wie es in dem Einladungsschreiben heißt: Ad colloquium & tractatum.

Unter den normännischen Regenten hatte es mit dem Parlamente folgende Beschaffenheit. Wilhelmus Conquestor behielt die sächsische Gewohnheit bey, und stellte dreymal im Jahre ein so genanntes Court de More an. Diejenigen, welche das Recht hatten, Glieder dieses Raths oder Parlaments zu seyn, waren reiche Proprietarien, Erzbischöffe, Bischöffe, Aebte, Grafen, Barons, Ritter, und alle diejenigen, welche verpflichtet waren, dem Könige in den Krieg zu folgen. Die Anzahl war damals nicht groß, weil ein jeder grosse Ländereyen besaß; nachdem aber diese Güter unter mehrere getheilt wurden, so ward auch die Anzahl der Mitglieder des Raths vermehret. Wie weit sich aber die Gewalt dieses Raths oder Parlaments zu den Zeiten Wilhelms und einiger von seinen Nachkommen erstreckt, darüber sind die Skribenten nicht einig. Denn verschiedene behaupten, daß die königliche Macht sehr eingeschränkt gewesen, andre aber wollen, daß die Könige ganz unumschränkt regieret. Es scheinet übrigens, daß Wilhelmus eine absolute Gewalt ausgeübet, welche aber unter seinen Nachkommen gemäßiget worden. Es ist daher am sichersten, wenn man sagt, daß das Ansehen und die Macht des englischen Parlaments zu den Zeiten des Königs Johannes seinen Anfang genommen. Denn weil unter dessen Regierung sehr unruhige Zeiten einfielen, so sahe er sich genöthiget, die königliche Gewalt einzuschränken, und seinen mißvergnügten Unterthanen, um dieselben zufrieden zu stellen, grosse Freyheiten einzuräumen.

Bis hieher findet man in der englischen Historie nichts von den Gemeinen angeführt, und es scheinet also, daß dieselben von den großen Reichsversammlungen gänzlich ausgeschlossen gewesen. Man findet bloß, daß den Gemeinen zu den Zeiten Henrichs des III. zugelassen worden, 12 Deputirte zu dem Parlament abzuordnen. Denn die übrigen Mitglieder desselben waren alle Bischöffe, Barons, und ansehnliche Proprietarien. Unter Eduard dem III. aber siehet man, daß die Gemeinen ordentlich von allen Provinzen gewisse Personen bevollmächtiget, bey dem Parlament zu erscheinen. Denn der König ließ einen Befehl an alle Cherifs in England ergehen, daß eine jede Grafschaft oder Provinz 2 Ritter, eine jede Stadt 2 Bürger, und eine jede große Landschaft, (Bourg) 2 Einwohner ernennen, und solche zu dem Parlamente, welches der König zu Westmünster angesetzt, abordnen sollte, und daselbst zugegen zu seyn, und ihre Einwilligung zu demjenigen zu geben, was die Grafen, Barons, und Pairs des Reichs beschliessen würden. Man sieht daraus, daß das Unterparlament zu den damaligen Zeiten noch kein Recht gehabt, seine Stimme zu geben, sondern daß die Glieder desselben mehr Zuhörer, als Mitglieder des Raths gewesen. Es war also hiemit so beschaffen, wie mit den alten Reichstagen in Dännemark, wo die Gemeinen bloß in die Anordnungen des Adels willigten. Jedoch die Gemeinen in England erlangten nicht nur mit der Zeit das Recht, ihre Stimmen zu geben, sondern die Versammlung derselben ward endlich auch so ansehnlich, daß die Stärke der Regierung gegenwärtig darauf beruhet. Die zwischen dem Könige und dem

Adel

Adel entstandenen Streitigkeiten haben den Gemeinen zu ihrem gegenwärtigen Ansehen den Weg gebahnet. Denn wie beyde Parteyen merkten, daß ihnen die Hülfe des Volks unentbehrlich war, so bemüheten sie sich, die Gunst der Gemeinen zu gewinnen. Die Könige versprachen denen, welche sich zu ihrer Partey schlugen, daß sie das ihnen von dem Adel aufgelegte Joch erleichtern wollten. Der Adel aber versprach, sie wider die Könige zu beschützen. Weil ihnen also beyde Parteyen schmeichelten, so mußten sie nothwendig an Macht und Ansehen zunehmen. Die Könige merkten, daß sie bey den Streitigkeiten, welche sie mit den Baronen des Reichs hatten, den Kürzern zogen, weil die Baronen durch das Volk unterstützt wurden. Sie faßten daher den Entschluß, dem Volke, worauf die Stärke des Landes beruhete, immer mehr Gewalt einzuräumen, und es solchergestalt einzurichten, daß die eine Partey der andern die Stange halten könnte. Sie sahen dieses als das einzige Mittel an, die königliche Macht zu bestärken. Man fand also für gut, die Gemeinen dem großen Rathe einzuverleiben, und rief zu dem Ende im Anfange das ganze Volk zusammen. Weil aber die versammlete Menge eine große Verwirrung verursachte, so ward für rathsam gehalten, daß die Gemeinen einige Deputirte erwählen sollten, welche im Namen des ganzen Volks zu den wichtigsten Geschäften des Reichs könnten gezogen werden. Und weil dazu die ansehnlichsten und vernünftigsten Männer ernannt wurden, so kamen sie dadurch in den Stand, nicht nur den Reichsbaronen die Stange zu halten, sondern dieselben auch gar zu überwiegen. Und endlich merk-

ken die Gemeinen, daß es den Großen mehr um ihre Gunst, als ihnen um die Gunst der Großen, zu thun war. Die Könige hatten den größten Nutzen davon, weil sie sich dadurch das ganze Volk nebst dem geringern Adel verbindlich machten, welcher letztere mit zu den Gemeinen gerechnet wird, u. mit ihnen eine Classe ausmacht. Dadurch wurden die Großen veranlasset, alle nur mögliche Mittel anzuwenden, die verlohrne Liebe der Gemeinen wieder zu gewinnen. Sie giengen daher nicht nur aufs freundlichste mit ihnen um, sondern sie vereinigten sich auch mit ihnen durch Ehebündnisse, und durch andere dergleichen Mittel, und brachten es auch wirklich dadurch bey ihnen so weit, daß sie sich, nebst ihnen, der königl. Macht widersetzten. König Henrich der VII. welcher die Sache tiefer einsahe, als seine Vorfahren, merkte gleich, was diese Vereinigung für Folgen haben würde, und war daher auf ein Mittel bedacht, denselben vorzubeugen. Er befohl daher, daß die Großen, welche sich insgemein in den Provinzen aufhielten, und sich durch den täglichen Umgang bey dem Volke beliebt machten, nach Hofe kommen sollten, wobey er sich des Vorwandes bediente, daß er ihrer Gegenwart nöthig hätte. Diese Staatsmaxime haben seine Nachkommen gleichfalls beobachtet. Man sieht also, daß das Parlament ehedem nur aus den Reichsbaronen und Prälaten bestanden, daß das Unterparlament zu den Zeiten Eduards des III. seinen Anfang genommen, ob gleich die Abgeordneten desselben den Versammlungen bloß beywohneten, ohne ihre Stimme zu geben, und endlich, daß die Gemeinen durch die oben angeführten Mittel ihrem Parlament das Ansehen verschaft, worinnen

innen es noch gegenwärtig ist. Ich übergehe sowohl die Verrichtungen des Parlaments, als die englischen Gesetze, und will nur zum Beschluß eine alte Anordnung berühren, welche in der dänischen Historie angeführt zu werden verdienet. Wie die Engländer bey dem König Canuto Magno anhielten, sein Kriegsheer wieder nach Dännemark zurück zu schicken, und dieser König glaubte, daß es nöthig sey, solches im Lande zu behalten, um die Dänen zu beschützen, welche von der allgemeinen Massacre, die an ihnen begangen worden, noch übrig geblieben waren; so verbunden sich die Engländer, für einen jeden Dänen 46 Mark Silbers zu bezahlen. So oft nachher ein Mord geschah, so untersuchte man, ob die ermordete Person ein Däne, oder ein Engländer sey, um darnach die Strafe einzurichten, welche in dem ersten Fall am größten war. Diese Anordnung ward insgemein Englishire genannt, und währte bis auf die Zeiten Eduard des III. da solche erstlich durch eine Parlamentsakte abgeschaft ward. Ich bin rc.

Der ein und zwanzigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe auf Ihrem Befehl die Schrift des Mandevils durchgelesen, welche den Titel führt: Fable of the Bees, oder Fabel von den Bienen. Sie ist sinnreich, aber zugleich eben so gottlos, als ungegründet. Denn obgleich der Verfasser seinen Satz durch solche Gründe hätte bestärken können, welche

schwer zu widerlegen würden gewesen seyn; so ist und bleibt es doch allemal ärgerlich und strafwürdig, von der Nothwendigkeit der Laster zu predigen, und eine Lehre auszustreuen, wodurch die Menschen noch ärger können gemacht werden, als sie schon wirklich sind. Aber seine in dieser Schrift vorgetragenen Lehrsätze sind eben so thöricht ausgeführet, als sie an sich selbst ärgerlich sind, und können überaus leicht widerlegt werden. Er bauet seine ganze Schrift von der Nothwendigkeit der Laster und Untugenden, auf eine Fabel von den Bienen, folgenden Inhalts: Die Bienen hatten in ihrem Korbe einen großen Ueberfluß an allen Dingen; sie waren aber auch zugleich in alle Arten der Laster versunken. Sie wurden endlich der daraus entstehenden Unordnungen müde, und baten den Jupiter, solchen abzuhelfen. Sie wurden auch ihres Wunsches gewähret. Denn Jupiter ließ durch den Mercurium alle Arten der Laster austreiben, und an deren statt eben so viele Tugenden wieder einführen. Hiedurch erhielt die Republik der Bienen gleich eine andere Gestalt. Der Preiß der Waaren fiel, die Richter und Advocaten hatten nichts mehr zu thun, die Richthäuser stunden ledig, kurz: Handel und Wandel hörte auf, und Künste und Wissenschaften wurden nicht weiter getrieben. Dadurch gerieth der Bienenkorb in die äusserste Armuth, und die Bienen flogen endlich davon, und krochen in einen hohlen Baum, wo ihnen von ihrer vorigen Glückseligkeit nichts übrig blieb, sondern sie waren gezwungen, ihre übrige Lebenszeit in einer beständigen Tugend und Armuth hinzubringen. Hierüber macht der Verfasser nun eine weitläuftige Erklärung, und bemühet sich zu zeigen,

daß

daß die Laster zur Erhaltung und zum Wohlstande einer Societät nöthig sind. Es würde zu weitläuftig fallen, alle diejenigen Gründe anzuführen, wodurch derselbe diesen ärgerlichen und paradoxen Satz zu bestätigen sucht. Ich will nur ein Argument anführen, woraus man auf die übrigen einen Schluß machen kann. Er sagt: Die Dieberey hat auch ihren Nutzen, und wenn jemand einem reichen und dabey geizigen Mann 1000 Pfund stiehlt, so verschaft er der Societät dadurch einen eben so großen Vortheil, als wann ein Erzbischof den Armen eine eben so große Summe schenket. Denn das Geld kömmt auf beyde Art unter die Leute, und bringt eine Societät in Bewegung.

Nun ist es freylich an dem, daß eine Stadt wie London und Amsterdam, welche Städte wegen ihres Handels und Reichthums, und wegen der Menge ihrer Einwohner, für blühend gehalten werden, ihr Ansehen verliehren, nicht aber, wie der Bienenkorb, in Armuth gerathen würden, wenn der Geiz, die Wollust und der Neid ꝛc. auf einmal aufhörten. Aber die Frage ist: Ob die Stadt dadurch ärger werden würde, und ob die Societät könne blühend genannt werden, worinn gewisse Bürger große Reichthümer und Schätze sammlen, die ihnen zur Last sind, und andere hingegen in der äussersten Armuth leben. So ist der Zustand überhaupt in allen so genannten florirenden Städten beschaffen, welche als ein Zierrath der Welt angesehen werden. Denn alle Einwohner leben in einer beständigen Knechtschaft, und einer unaufhörlichen Bekümmerniß. Die Reichen werden durch die Furcht, und die Armen durch den Neid geplagt, und man weis nicht, ob man diejenigen, welche zu viel, oder welche

zu wenig haben, am meisten beklagen soll. Findet man in reichen und mächtigen Städten mehrere Kunststücke und prächtigere Gebäude, so findet man auch mehrere öffentliche Gerichtsstätten. Wir wollen uns zwo Societäten vorstellen, von welchen die eine aus den alten Essäern, Gymnosophisten ꝛc. die andere aber aus so genannten tüchtigen Bürgern bestehen soll, dergleichen nun in den ansehnlichsten europäischen Städten angetroffen werden. In der einen Societät wird man vernünftige Menschen in kleinen Hütten und schlechten Kleidern antreffen, in der andern aber wilde und schädliche Thiere, welche schön von aussen gleissen. Die ersten sind ein Zierrath in den Augen eines Philosophen, die andern aber wie ein verfaulter Kern unter einer schönen Schale. Man muß den Zustand der Menschen nicht nach dem äusserlichen Ansehen beurtheilen. Der Reichthum, die Gebäude und Kunststücke, der Handel und verschiedene Wissenschaften, legen vielmehr einen Beweis von der Unglückseligkeit und dem Elend der Menschen ab. Eine befestigte Stadt zeigt, daß man sich für den Feind fürchte. Viele Wissenschaften, die mit Fleiß getrieben werden, rücken den Menschen ihre Eitelkeit vor, und ein jedes prächtiges Rathhaus in einer Stadt ist wie ein Fehler und Geschwür an einem Leibe. Denn siehet man auswärts Vergüldungen, Marmor, Bildhauerarbeit, und andere Zierrathen; so findet man inwendig Folterbänke, Gefängnisse und dergleichen, woraus erhellet, daß die Stadt überhaupt nicht viel taugt. Ich weis schon, was man hingegen einwenden kann, nämlich, daß alles dasjenige, was ich so gering schätze, doch bey den gegenwärtigen Umständen des menschlichen Geschlechts

schlechts nützlich und nöthig sey, und daß eine jede Societät, welche die angeführte Eitelkeiten wollte fahren lassen, mit leichter oder gar keiner Mühe von ihren mächtigen Nachbaren würde unterdrückt werden. Denn man bauet Schiffe und Flotten, um damit Handlung zu treiben; man treibt Handlung, um damit Reichthum zu erwerben: man sammlet Schätze, um dadurch in Kriegszeiten Truppen anzuwerben; und man befestiget Städte, um nicht überrumpelt zu werden. Es ist also dieses alles nothwendig, und man kann daher sagen, daß der Wohlstand und die Sicherheit einer Societät bey den gegenwärtigen Umständen durch Laster und Eitelkeiten befördert werde. Man kann aber darauf zweyerley antworten. Ich verstehe zuförderst hierdurch nicht eine Societät insonderheit, sondern alle und jede überhaupt. Es ist die Frage nicht, ob es rathsam sey, auf den Reichthum und diejenigen Mittel Verzicht zu thun, wodurch man Schätze sammlen kann, und durch eine freywillige Armuth eine Societät dergestalt zu schwächen, daß dieselbige unartigen Leuten zur Beute werden muß. Es ist die Frage nicht, ob es rathsam sey, sich den Räubern unbewafnet darzustellen? sondern es ist die Rede allein davon, ob die Laster und Untugenden überhaupt den Wohlstand und die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts befördern, welches man keinesweges behaupten kann. Denn wenn alle Societäten die Fehler und Laster verbannten, so würde dasjenige, was nun bey dem verderbten Zustande des menschlichen Geschlechts für einen Wohlstand gehalten wird, in ein Unglück verwandelt werden, und dasjenige, was man nun einen Zierrath nennet, würde sodann ein Uebelstand seyn. Es

 ist

ist also thöricht, die Laster überhaupt für nothwendig auszugeben, welches der Satz des Hrn. Mandevils zu seyn scheinet. Gesetzt aber, daß er einwendete, daß dieses nicht seine Meynung sey, sondern daß er seinen Satz allein auf den verderbten Zustand des menschlichen Geschlechts gründe, und es folglich nöthig sey, mit den Wölfen zu heulen, mit den Dieben zu stehlen, und mit den Räubern zu rauben; so kann man, um sich ganz genau an seinen Satz zu binden, darauf 2) antworten, daß eine Societät ohne Fehler und Laster sich nicht nur sehr gut gegen andere beschützen, sondern au h in einem beständigen Flor, Sicherheit und Freyhe t leben könne. Die lacedämonische Gesetzgeber, Lycurgus, hat durch seine Stiftung gezeigt, daß ein Land ohne solche Laster, von deren Nothwendigkeit Mandeville prediget, nicht allein gegen andre sich beschützen, sondern auch ansehnlich werden könne. In Lacedämon bekümmerte sich niemand, Güter zu sammlen, weil solche von keinem Nutzen waren. Aus der Verachtung des Geldes flossen viele andere gute Folgen her. Dadurch wurden die Streitigkeiten und Processe, die Mißgunst, der Haß, und andere Laster ausgerottet. Kurz, die Stadt war ganz nicht nach dem Catechismo des Herrn Mandeville eingerichtet, und war also auch nach seinem Begriffe von keiner Wichtigkeit. Jedoch so arm und unerfahren sie auch in vielen Künsten und Wissenschaften war, so beschützte sie sich nicht nur wider ihre Nachbarn sondern ward auch als eine Königin unter allen griechischen Städten angesehen. Weil die Lacedämonier keine Begierde blicken liessen, die Gränzen ihres Staats zu erweitern, so blieben sie nicht allein von ihren Nachbarn unange-

foch-

fochten, sondern die andern griechischen Städte nahmen sie auch bey ihren Streitigkeiten zu Richtern an. Lacedämon ward also als ein gemeinschaftliches Tribunal für ganz Griechenland angesehen. Was hätte wol die andern Griechen bewegen sollen, die Lacedämonier anzugreifen, welche der Herrschsucht dem Reichthum, und andern dergleichen Dingen entsagten, die allein vermögend sind, Krieg und Feindseligkeiten zu erwecken. Und wenn einer ja Lust bekommen hätte, die Stadt anzugreifen, so würde er bey der Annäherung tapfere und ehrliebende Bürger vorgefunden haben, welche alle, bis auf Kinder und alte Leute willens waren, sich für die Republik aufzuopfern, und mit dem Schwerdte in der Hand zu sterben. Ja man hätte durch die Erorberung der Stadt nichts anders gewonnen, als einige kleine Häuser und Hütten, oder etwas weniges an Kupfermünze, welche allein anstatt der goldenen und silbernen Münzen im Gebrauche war. Die Stadt war also ihrer Armuth, ihrer Unwissenheit in den meisten griechischen Wissenschaften, und ihres Mangels an äusserlicher Pracht ungeachtet, dennoch ansehnlich, blühend, stark und fast unüberwindlich. Sie war wegen der obenangeführten Ursachen sicher für auswärtige Feinde, weil niemand dieselbe weder angreifen wollte noch konnte. Sie war auch für innerliche Unruhen sicher, weil keine Gelegenheit zu Streitigkeiten vorhanden war. Sie war wegen ihrer Unpartheylichkeit und Redlichkeit in einem großen Ansehen, und hatte sich die Herrschaft über die Griechen erworben, bloß weil sie dieselbe verachtete. Eine solche Societät kann mit Rechte blühend genannt werden. Und dieser Zustand währte einige 100 Jahre bis endlich

lich die Lacedämonier anfinaen, die Fußtapfen ihrer Väter zu verlassen, und den Lastern die Thore zu öfnen, deren Nothwendigkeit Herr Mandeville zur Macht und Ansehen eines Staats erfordert. Denn die Stadt ward nicht eher klein, bis sie den Vorsatz faßte, groß zu werden. Man sieht hieraus, daß die Lehre des Hrn. Mandeville, von der Nothwendigkeit der Laster zur Aufnahme eines Staats eine ungegründete und paradoxe Meynung sey. Eben dieselben Tugenden, welche Lacedämon, Sicherheit, Wohlstand und Ansehen erworben, können eine gleiche Wirkung in andern Societäten haben, ja noch mehrern Nutzen schaffen, wenn die Einrichtung gründlicher gemacht wird, als von dem Lycurgo geschehen. Ich gestehe gerne, daß verschiedene Künste und Wissenschaften mit den Fehlern und Lastern zugleich in die Vergessenheit gerathen würden. Die Zanksucht und die Streitigkeiten de meo et tuo haben den Grund zu der Rechtsgelahrheit gelegt, und dieselbe in die Höhe gebracht. Das unordentliche Leben der Menschen, welches allerhand Krankheiten verursachet, hat die Medicin befördert. Die Gewalt und Bosheit hat uns gelehrt, Festungen anzulegen, und Städte zu fortificiren, und treibt die mathematischen Wissenschaften noch täglich höher. Der Hochmuth hat prächtige Palläste, Kirchen und Hospitäler gebauet, und uns die Architectur kennen gelernet. Der Geiz hat uns in der Schiffahrt unterwiesen, und uns nicht nur gezeigt, wie man Schiffe bauen müsse, sondern uns auch eine Erkenntniß von weit entlegenen und unbekannten Nationen zuwege gebracht. Man kann aber darauf antworten, daß alle diese grosse Herrlichkeiten nur in der blossen Einbil-

dung

dung bestehen, und daß der Nutzen derselben sich bloß auf eine gewisse Art der Nothwendigkeit gründe, welche verschiedene böse Neigungen der Menschen erpresset. Denn wenn die Laster aufhörten, so würden diese Wissenschaften und Künste in ein blosses Geschwätz, und in Sachen von nicht der geringsten Bedeutung vewandelt werden. Sobald z. E. die Streitigkeiten aufhörten, so würde der Preiß, den man auf die Rechtsgelahrheit setzt, wegfallen, und was wäre es denn für ein Unglück, wenn einige hundert Advocaten in eben so viele Ackersleute verwandelt würden. Eben dasselbe kann man auch von andern Wissenschaften sagen. Wenn die Krankheiten, die aus einem unordentlichen Leben herkommen, aufhörten, so würde es eine Thorheit seyn, sich mit einem solchen Eifer auf die Medicin zu legen. Eben dieselbe Beschaffenheit hat es auch mit der Fortification und Baukunst, welche keine Künste mehr bleiben würden, sobald man der Feindseligkeit, dem Hochmuth und der Eitelkeit entsagte. Was die Schiffahrt betrift, so ist es allerdings angenehm, sich dadurch eine Erkenntniß von fremden und weit entlegenen Nationen zu erwerben, und daher kañ diese Wissenschaft niemals für unnütz und überflüßig gehalten werden. Dieselbe würde deswegen in dem unschuldigen Stande, den ich mir hier vorstelle, auch nicht aufhören. Man könnte fortfahren, nach fremden Orten zu segeln, bloß um eine Nachricht davon zu erwerben, und dieses würde auch nur die einzige Absicht solcher Reisen seyn: im Gegentheil, daß man nun nur lediglich darauf bedacht ist, sich zu bereichern, und unnöthige, ja oft der menschlichen Gesundheit schädliche Waaren mit nach Hause zu bringen, da doch die

die Natur ein jedes Land mit nöthigen und solchen Producten sehr reichlich versehen hat, welche den Einwohnern am dienstlichen sind. Endlich ist hierbey noch zu merken, daß, wenn die Menschen von unnützen Beschäftigungen befreyet, und die Wissenschaften vermindert würden, so würde man in den wichtigsten Wissenschaften, die annoch übrig bleiben, desto besser fortkommen. Die Wissenschaften, welche man alsdann in einem solchen unschuldigen Stande annoch treiben dürfte, würden die Theologie, die Physik, die Sternkunde, der Ackerbau und einige andere seyn, welche das Vergnügen des Gemüths befördern, und zum Nutzen des menschlichen Geschlechts, wie auch zur Erhaltung des Lebens und der Gesundheit dienen. Man würde auf solche Art gründlichere Gottesgelehrten und Naturkündige haben, als die gegenwärtigen nun sind, oder jemals werden können. Die ganze Erde, wovon ein grosser Theil wegen andrer Beschäftigungen der Menschen und wegen des Mangels an Ackersleuten ungebauet lieget, würde in einen Garten verwandelt werden, und mehrere und bessere Früchte tragen. Kurz, da man itzt gar zu viele Halbgelehrte antrifft, so würde man alsdenn in einigen Wissenschaften grundgelehrte Männer antreffen. Und diejenigen, welche nun kaum das äusserste einer Sache berühren, würden sodann in das innerste derselben dringen. Wenn man dieses alles überlegt, so findet man, daß die Catechisation des Herrn Mandeville übel gegründet und thöricht ist, und wenn er die Arzneykunst nicht besser, als die Moral verstehet, so ist es gefährlich, sich seiner Cur zu unterwerfen. Ich bin 2c.

Der

Der zwey u. zwanzigste Brief.

Mein Herr,

Es ist mir überaus angenehm, daß sie in dem Stück mit mir einerley Meynung sind, daß man eine Sache vorher aufs genaueste überlegen, und so viel nur immer möglich, unparteyisch untersuchen müsse, ehe man darüber ein Urtheil fället, oder derselben Glauben beylegt. Sie schreiben, daß sie dieses von je her zu thun gewohnt gewesen. Weil aber ein jeder, mit dem ich zu reden die Ehre habe, eben dasselbe sagt, und nichts destoweniger bey dem einmal angenommenen Satz beharret, so kann ich nicht glauben, daß die Untersuchung nach der Vorschrift einer gesunden Philosophie angestellt worden. Denn dieselbe befiehlt, alle Vorurtheile, welche einem durch die Erziehung und Unterweisung beygebracht worden, an die Seite zu setzen, und sodann erstlich zu der Untersuchung einer Sache zu schreiten. Daß aber dieses nicht geschiehet, solches zeigt die tägliche Erfahrung. Denn obgleich ein jeder vorgiebt, daß er die Wahrheit mit grossem Fleiße, und mit aller nur möglichen Unparteylichkeit untersuchet, so bleibt doch ein jeder bey der Religion, welche an dem Orte herrschet, wo er geboren worden. Ja ich glaube, wenn in einem jeden Lande eben so viele Religionen als Kirchspiele wären, so würde ein jeder eben dieses Bekenntniß ablegen, und sich doch zu dem Glauben seines Kirchspiels halten. Ich glaube, daß die meisten hierinn aufrichtig verfahren, und daß sie selbst in diesem Stücke von ihrer Unpar-

tey-

teylichkeit überzeugt sind, mit welcher sie die Sache untersucht haben. So lange aber jemand sich nicht bemühet, die von der Erziehung übrig gebliebenen Begriffe zu dämpfen, und sich vorher nicht selbst untersucht, und kennen lernet, ehe er zu der Untersuchung der Wahrheiten schreitet, die er glauben soll, so lange kann er sich von seinem Vorhaben keinen guten Ausgang versprechen. Denn die alte Falte muß vorher eben gemacht werden, ehe man eine neue zu legen vermögend ist, und die alten Vorurtheile müssen zuförderst verbannet werden, ehe die Wahrheit Platz greifen kann. Dieses aber wird von den Menschen insgemein aus der Acht gelassen. Sie suchen bloß solche Gründe aufzutreiben, welche zu Befestigung des Glaubens dienen, den sie von ihren Vätern und Vorfahren empfangen haben. Sie bemühen sich die Einwürfe abzulehnen, welche dagegen können gemacht werden, und nehmen alles, was zu ihrem Zwecke dienet, auch wenn es nur wahrscheinlich ist, dennoch für eine Demonstration, und für eine ausgemachte Sache an. Sie berühren zwar die Gründe ihrer Gegner, jedoch in keiner andern Absicht, als um dieselben zu widerlegen. Sie laden andere, welche mit ihnen nicht übereinstimmen, zu einem Religionsgespräche ein, jedoch mit dem Vorsatz, der Gegenparten nicht das allergeringste einzuräumen. Wenn solche Einwürfe auf die Bahn gebracht werden, die schwer zu beantworten sind, so suchen sie sich durch Distinctionen zu helfen, und geben also aufs deutlichste zu erkennen, daß sie, durch dergleichen freywillige Unterredungen und Conferenzen, sich nicht eine größere Erkenntniß zu erwerben, sondern bloß ihre Gegner aufzuhalten, und die Aus-

brei-

breitung der gegenseitigen Sätze zu verhindern suchen. Es bezeugt zwar jede Partey, ehe die Disputation ihren Anfang nimmt, daß die unparteyische Untersuchung der Wahrheit der einzige Zweck ihrer Unterredungen sey. Der Ausgang aber zeigt, daß eine jede Partey nur darauf bedacht ist, ihre alten Sätze unbeschädigt zu erhalten, und ein jeder glaubt, den Sieg erhalten zu haben, weil er seinem Gegner einigermassen Widerstand zu thun vermögend gewesen. Die meisten Menschen wollen also entweder nicht von ihren angenommenen Meynungen abweichen, weil sie denenselben einmal beygepflichtet, oder sie sind auch nicht im Stande, dieses zu thun, und zwar wegen der starken Wirkung der Erziehung und des Unterrichts in der Jugend, wodurch allen andern Betrachtungen, die dem einmal erlangten Begrif widerstreiten, der Eingang verschlossen wird. Die meisten vermengen in diesem Fall die Eigenschaft eines Richters und eines Advocaten mit einander. Ein Advocat sucht die ihm aufgetragene Sache auf alle nur mögliche Art zu vertheidigen. Er sammlet alle Argumente, sie mögen viel, oder wenig beweisen, zusammen, um die Sache seines Principals zu bestärken, und seinem Gegner Abbruch zu thun, und vertieft sich endlich dergestalt in diese Beschäfftigung, daß, da er im Anfange die Schwäche seiner eignen Sache, und die Stärke der Gründe des Gegners nicht einsehen wollen, er dieselbe nachher nicht mehr einsehen kann. Ein Richter aber geht ganz kaltsinnig in das Richthaus, und sieht nicht auf den Stand und die Eigenschaften der streitenden Personen. Es ist ihm gleich viel, wer gewinnt oder verlieret. Er sucht nur aus der Beschaffenheit

und dem Vortrag der Sachen die Wahrheit heraus=zu bringen, und sein grösstes Vergnügen besteht darinn, wenn man von ihm sagt: daß er ein unparteyisches Urtheil gefället. Hier verhält es sich auf eben dieselbe Art. Die meisten Lehrer vertheidigen die Religion mehr, als daß sie solche lehren und vortragen sollten, und sind mehr den Advocaten als den Richtern ähnlich, ob sie gleich nicht nur behaupten, sondern auch wirklich selbst glauben, daß sie vollkommene Lehrer sind, und die Wahrheit ohne alle Partenlichkeit untersuchen. Ich bitte Sie, mein Herr, dieses genau zu überlegen, und da sie sich vorgenommen haben, ein Freund der Wahrheit zu seyn, welcher Vorsatz nicht genug kann gepriesen werden; so rathe ich, daß Sie sich vorher selbst wohl prüfen, und untersuchen, welche Begriffe ihnen durch die Erziehung, und durch die Unterweisung beygebracht worden. Wenn Sie merken, daß Ihnen dieselben in der Untersuchung der Wahrheit hinderlich sind, so räumen Sie, ehe Sie zur Untersuchung selbst schreiten, und sich auf den Weg zur Wahrheit begeben, alle solche Steine des Anstosses aus dem Wege. Man muß in diesem Stücke dem Beyspiel der Ackersleute folgen. Dieselben reinigen die Aecker vorher, ehe sie die Saat ausstreuen, damit solche desto besser hervorkeimen, und das Korn zu seiner völligen Grösse gelangen möge. Ich bin rc.

Der

Der drey u. zwanzigste Brief.

Mein Herr,

Sie melden mir, daß Sie vor kurzer Zeit des Tillemonts Histoire des Empereurs durchgelesen, und eröfnen mir zugleich Ihr Bedenken, sowol über den Verfasser selbst, als auch über die römischen Kayser, welche unter diesen Ihnen die besten und preiswürdigsten zu seyn scheinen. Ich bin mit Ihnen in so weit einig, daß der Verfasser seine Geschichte mit großem Fleiße abgefaßt. Mir sind aber insonderheit die harten und unmenschlichen Urtheile anstößig, welche er über verschiedene römische Kayser fället, die von ihm, ungeachtet sie unter den Sterblichen als helle Lichter geglänzet, dennoch mit einer unverschämten Dreistigkeit zur Hölle verdammet werden, und zwar aus keiner andern Ursache, als weil sie sich in der Religion eifrig bezeiget, worinn sie waren erzogen worden. Wenn er die fruchtbaren Tugenden eines Trajans, eines Antonins, und andrer erzählet, so schließt er insgemein mit dieser Sentenz: Dem allen ungeachtet aber müssen sie doch ewig in der Hölle brennen, weil sie keine Christen gewesen. Durch solche Urtheile macht man sich des Namens eines Menschen, geschweige denn eines Christen, unwürdig. Die Regenten aber verlieren dadurch nichts, indem Gott sein Urtheil nicht auf den Attest eines französischen Abts gründet, so wie das Frauenzimmer ganz wol in den Himmel kommen kann, wenn Mahometh demselben gleich die Thüre des Paradieses verschliesset.

Was ihre Gedanken betrift, die Sie von den römischen Kaysern hegen, so dünkt mich, daß sie von einigen Kaysern nur kaltsinnig urtheilen, welche doch, meiner Meynung nach, an die Spitze der übrigen verdienen gestellt, und vor allen andern hervor gezogen zu werden. Viele Regenten und große Männer sind mehr oder weniger berühmt worden, nachdem ihnen die Zeiten mehr oder weniger gewogen gewesen, und nachdem ihre Geschichte von mehr oder weniger billigen und vernünftigen Skribenten abgefaßt worden. Man kann hieher ziehen, was Sallustius sagt: Quia prouenere ibi magna scriptorum ingenia, atheniensium facta pro maximis celebrantur. Von dem Kayser Probo wird nicht viel erzählt, und der Name dieses Herrn ist daher fast unbekannt. Den Diocletianus mahlen die Skribenten aufs gehäßigste ab, und rechnen ihn unter die ärgsten Tyrannen. Wenn die Historie des ersten von einem Livio oder Tacito wäre beschrieben worden, so würde man viel erhabnere Gedanken von seiner Person hegen, und wenn der letztere nicht aus einem blinden Eyfer zu der Religion seiner Väter eine solche Strenge gegen die Christen hätte blicken lassen, so würden die Nachkommen ein ganz anderes Urtheil von ihm fällen. Ich habe bereits an einem andern Orte den Fehler bey unsern Kirchenskribenten angemerkt, daß sie es gleichsam für eine Pflicht halten, alle diejenigen anzuschwärzen, welche ihrem Glaubensbekenntnisse nicht beypflichten, da sie sich doch vor allen andern durch unparteyische Urtheile hervor thun und die Tugend rühmen sollten, wo sie dieselbe anträfen. Der Kayser Probus fand das Reich bey dem Antritt seiner Regierung in einem verwirr-

wirrten Zustande, und hinterließ dasselbe blühend und glücklich. Er hatte die Regierungskunst vollkommen inne, und in der Kriegserfahrenheit übertraf er alle seine Vorfahren. Zum wenigsten hat niemand in einer kurzen Zeit so grosse Unternehmungen zu stande gebracht. Er war sehr gnädig und großmüthig, und übte die Tugend in einem solchen Grad aus, daß er von allen geliebt und geehrt ward. Sein Leben stimmte mit seinem Namen Probus vollkommen überein. Denn die Frömmigkeit war sein Hauptcharacter. Das Kriegsheer, welches so unbändig und unregierlich war, ward von ihm im Zaume gehalten, und nichts destoweniger liebte dasselbe diesen Herrn ungemein. Er dämpfte alle Rebellionen unverzüglich, und mit einer großen Klugheit. Er befreyete gleich bey dem Anfang seiner Regierung Gallien von der Herrschaft einiger barbarischen Völker. Er nahm denselben 70 große Städte ab, und setzte sie in eine solche Furcht, daß sich neun Könige zu seinen Füssen niederwnrfen, und alle Städte in Gallien ihm goldne Kronen entgegen trugen. Ich finde keinen so prächtigen Umstand in der Historie des Cäsars. Auf eben dieselbe Art brachte er auch alle andere Völker zum Gehorsam, welche das römische Kayserthum beunruhigten. Wie die hochmüthigen Perser von seinen Thaten Nachricht erhielten, so wurden sie so bestürzt, daß ihr König Varanes der II. unverzügleich eine Gesandtschaft an ihn abfertigte, um den Frieden zu erbitten. Die Gesandten trafen den Probus auf der Erde sitzend, und bey der Mahlzeit an, welche aus nichts weiter, als aus gekochten Erbsen bestand. Er wies ihnen seinen kahlen Kopf, und sagte, daß er Persien innerhalb einer

kurzen Zeit eben so kahl machen wolte, wenn ihr König sich nicht bald eines bessern besinnen würde. Die Gesandten gaben ihrem Könige von allem Nachricht, was sie gesehen und gehöret hatten, und derselbe ward dadurch so niedergeschlagen, daß er dem Kayser alles einräumte, was er verlangte. Kurtz, er regierte sechs Jahre mit einem solchen Ansehen, daß keine Nation sich ferner gegen das Kayserthum auflehnen durfte, an statt daß solches vorher von allen war überschwemmet worden. Nachdem er den Frieden allenthalben befestiget, so hielt er das Kriegsvolk zu allerhand nützlichen Arbeiten an, er versahe die leer gewordenen und verlassenen Städte mit neuen Einwohnern, und verwandelte, indem er allenthalben Bäume und Weinberge pflanzte, ganze unfruchtbare Länder in die schönsten Gärten. Der Kayser Julianus bezeugt, daß er siebzig Städten theils wieder zu ihrem vorigen Flor verholfen, theils ganz von neuen angelegt, und erbauet. Hieraus erhellet, daß er einen größern Namen in der Historie verdiene, als er wirklich hat. Dem Diocletian hat man keine Stelle unter den guten Regenten eingeräumet, ungeachtet man mit Erlaubniß des Lactantius, und andrer Kirchenskribenten sagen kann, daß er den allerbesten beygezählt zu werden verdienet. Einige Dinge, welche man ihm zur Last legt, zeugen vielmehr von seinem großen Verstande, und von seiner herrlichen Einsicht. Vor seinen Zeiten war es etwas seltenes, daß ein Kayser eines ordentlichen Todes starb. Denn sie wurden meist alle von den Leibtruppen ermordet. Diesem Uebel aber suchte Diocletianus durch eine gedoppelte Anordnung vorzubeugen. Er nahm zuförderst einige Mitgehülfen in der

Regierung an, und begegnete denselben so freundlich und liebreich, daß sie ihn als ihren Vater ansahen. Das Kriegsvolk ward dadurch abgehalten, sich an einem von diesen vereinigten Kaysern zu vergreifen, wo sie dieselben nicht alle zugleich umbringen konnten, welches sehr schwer, ja fast unmöglich war. Die andere Staatsmaxime bestand darinn, daß er die Anzahl der Leibtruppen verminderte, wodurch der Uebermuth derselben fiel, und ihre Macht geschwächt ward. Die Regierung ward also aus einer militärischen Demokratie in eine Monarchie verwandelt, und er sowol als seine Nachkommen haben eine geraume Zeit in aller Sicherheit regieret. Ob er gleich drey Kayser auf einmal erkläret, so wuste er dieselben doch in einer solchen Ehrfurcht gegen sich zu erhalten, daß Galerius, da derselbe einmal in einem Treffen wider die Perser einen Fehler begangen hatte, eine solche Furcht für den Diocletian hatte, daß er seinem Wagen, wie der geringste Unterthan, zu Fuße folgte. Im Kriege war er so glücklich, daß er sich im Stande sahe, das mächtige persische Reich zu einer römischen Provinz zu machen. Er fand aber für gut, es allein bey der Abtretung von vier Provinzen bewenden zu lassen. Kein Kayser hat mehrere und nützlichere Anordnungen gemacht. Und da er endlich Alters und Schwachheits halber nicht mehr vermögend war, der Regierung mit der gewöhnlichen Munterkeit vorzustehen, so legte er das Regiment nieder, und führte neun Jahr ein philosophisches Leben. Ich hoffe, wenn Sie dieses alles zu überlegen geruhen, so werden Sie Ihr Urtheil ändern. Ich bin 2c.

Der vier u. zwanzigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe neulich die bewußte Schrift durchgelesen, welche in der deutschen Sprache geschrieben worden, und von der Ewigkeit und Unendlichkeit der Welt, und andern wichtigen Dingen handelt. Der Verfasser hat für gut befunden, seine Sätze in Gestalt eines Gesprächs vorzutragen. Das ganze Werk besteht aus einigen Fragen, und scheinet mehr einigen hin und wieder zusammen gerafften Sätzen, als einer ordentlich und gründlich ausgeführten Schrift ähnlich zu seyn. Der Verfasser aber hätte dieser Mühe überhoben seyn können, indem dieser Satz schon vor langer Zeit von andern vorgetragen, und auch bereits hinlänglich widerlegt worden. Man streitet gegenwärtig nur noch darüber, ob die Welt aus nichts hervor gebracht worden, oder ob ein gewisses Chaos oder eine unförmliche Materie bereits vorhanden gewesen, welcher Gott die Gestalt beygeleget, die wir nun an der Welt wahrnehmen. Diejenigen welche das letzte behaupten, gründen ihren Satz auf das bekannte philosophische Axioma. Ex nihilo nihil fit. Man hat nicht Ursache sich zu wundern, daß die heydnischen Weltweisen, welche sich keinen rechten Begriff von Gott gemacht, sondern dessen Macht eingeschränket, und solche dem Schicksal unterworfen, also geurtheilet. Aber daß Christen, welche die unendliche Allmacht Gottes erkennen, dieses Axioma anführen,

ren, das ist überaus seltsam, gerade, als wenn es einem allmächtigen Wesen nicht eben so leicht wäre, etwas aus nichts zu erschaffen, als einer rohen Materie eine Gestalt zu geben. Ich wollte, daß man es bloß hierbey bewenden liesse, ohne sich in andere weitläuftige Beweise einzulassen, um sowol die Erschaffung der Materie, als der Form, darzuthun. Die Gründe, die man insgemein in diesem Falle anzuführen pflegt, sind folgende. 1) Wenn man ein Wesen annimmt, welches ewig unerschaffen, und von GOtt unterschieden ist, so würde dieses Wesen von niemanden dependiren, als von sich selbst, und GOtt hätte auf solche Art keine Macht über dasselbe, noch das Recht gehabt, eine Veränderung damit vorzunehmen, und demselben eine andere Gestalt zu geben. 2) Die Materie hätte keiner Reformation bedurft, weil dieselbe schon in dem vollkommensten Stande war, worinn sie von Ewigkeit her gewesen. 3) Das Uebel, welches in der Materie verborgen lag, war vorher todt, und ohne Wirkung, bis demselben durch eine solche Veränderung Leben und Wirklichkeit gegeben ward. Die Materie war also ein Wesen, welches man nicht hätte anrühren, sondern in seinem natürlichen Stande lassen sollen. 4) Weil man GOtt keine Unwissenheit beylegen kann, so ist es schwer, die Einwendung zu beantworten, welche man insgemein zu machen pflegt, wesfalls GOtt nicht lieber die Materie in ihrem natürlichen und unschuldigen Stande gelassen, da er wußte, daß alles Böse, welches darinn, wiewol ohne Wirkung verborgen war, hervorbrechen, und sich durch die betrübtesten Folgen äussern würde. Diese und andere dergleichen Argumente bringt man insgemein wider

der

der die Ewigkeit der Materie vor, um zu zeigen, daß dieselbe von eben demselben müsse erschaffen seyn, welcher ihr die Form und Gestalt gegeben, da doch wider ein jedes Argument verschiedenes kann eingewandt werden. Denn 1) ist es ungereimt zu sagen, daß GOtt keine Macht über ein besonderes Wesen haben könne, welches er nicht erschaffen, sondern welches mit ihm gleich ewig ist, recht, als wenn ein lebendiges Wesen nicht berechtiget wäre, einer todten Materie eine Gestalt zu geben, oder, als wenn eine todte Materie, welche sich bloß passive verhält, wider eine solche Reformation protestiren könnte. 2) Das Argument, als ob die Materie keiner Veränderung bedürfe, weil sie sich bereits in dem natürlichen Stande befinde, worinn sie von Ewigkeit her gewesen, ist eben so wenig gegründet, wo man nicht behaupten will, daß ein jeder roher Stein, und ein jeder Klotz vollkommner ist, als ein zierliches und künstliches Bild, welches von einem Bildhauer oder Steinschneider verarbeitet worden, und daß es am besten sey, eine jede natürliche Masse in ihrem natürlichen Zustand zu lassen. Was das dritte Argument betrifft, nämlich, daß das Uebel, welches in der Materie verborgen gelegen, durch eine solche Reformation ausgebrochen, und Kräfte erlangt; so ist es thöricht, sich desselben zu bedienen. Denn es ist gleich viel, ob das Uebel aus nichts, oder aus der Materie entstanden, und der Einwurf wider die Schöpfung bleibt auf solche Art gleich groß, wie man dieses auch immer drehen mag. Man muß überdem gestehen, daß, wenn viel Böses in der Materie enthalten gewesen, auch viel Gutes darinn verborgen gelegen, welches durch die Bereitung derselben hervorgekommen.

men. Das vierte Argument ist von gleicher Beschaffenheit, und kann also auch auf eine gleiche Art beantwortet werden. Wir wissen, daß bey GOtt kein Unterscheid unter schwer und leicht, unter klein und groß, statt habe, sondern daß es ihm eben so leicht gewesen, alles aus Nichts zu erschaffen, als der Materie eine Gestalt zu geben. Aristoteles führt als einen Beweis von der Ewigkeit der Welt an, daß das Meer stets eben denselben saltzigten Geschmack behalten. Andere sagen: Eben so unmöglich es ist zu behaupten, daß das Ey älter ist, als das Huhn, weil das Huhn aus dem Ey, und das Ey wieder von dem Huhn kommt, eben so unmöglich ist es auch, den Anfang der Welt festzusetzen. Ocellus Lucanus suchte die Ewigkeit der Welt aus der runden Figur derselben darzuthun. Er sagt: Gleichwie ein Zirkel weder Anfang noch Ende hat, so hat auch die Welt weder Anfang noch Ende. Ich bin 2c.

* *

Der fünf u. zwanzigste Brief.

Mein Herr,

Sie ermahnen mich in Ihrem letzten Schreiben, mit mehrerm Ernst auf die Erhaltung meiner Gesundheit bedacht zu seyn. Ich bin nicht schuld daran, daß ich mich beständig mit allerhand Krankheiten schleppen muß. Denn ich nehme alle Gesundheits-Regeln aufs genaueste in acht. Was aber die Arzneyen betrifft, so muß ich gestehen, daß dieselben mir niemals auch nur die geringste Erleichte-

rung

rung verschaffet. Ich empfehle mich demnach der Vorsorge Gottes, und bewafne mich mit Geduld. Eine gewisse angeborne Zärtlichkeit plagt mich indessen weit mehr, als die Krankheit selbst. Denn wenn ich nur einen Hund bellen, oder eine Thüre hart zufallen höre, so verliere ich oft alle Fassung des Gemüths. Ich bemühe mich aufs äusserste, diese Zärtlichkeit zu überwinden, es hat mir aber bisher nie gelingen wollen. Sie geben mir unter andern den Rath, nicht gar zu viel in Religionssachen zu grübeln, wodurch das Gemüth nur beunruhiget würde, und wodurch man auf allerhand Meynungen gerathen könnte, welche nicht nur vermögend wären, einem allerhand widrige Gerüchte und Verfolgungen zuzuziehen, sondern auch in solche Zweifel zu stürzen, daß man nachher nichts mehr glaubte. Sie bedienen sich der Worte der *Madame des Houlieres:* Vous ne prouvez que trop, que chercher de cannoitre n'est souvent, qu'apprendre à douter. Ich untersuche aber die Religion, weil ich solches für die Pflicht eines Menschen halte. Und wenn ich hierbey bisweilen auf besondere Meynungen verfalle, so ist dieses eine unvermeidliche Folge dieser Untersuchung. Ein Mensch, welcher seine Zeit in einer beständigen Schwachheit und Betrübniß zubringet, denkt mehr auf das Zukünftige, als andere, denen es weder an einem gesunden Körper, noch an andern Ergötzlichkeiten fehlet. Die Kürze dieser Zeit, und die Hofnung eines bessern Lebens, wenn ich das Gegenwärtige werde geendiget haben, sind mein einziger Trost. Und daher machen mich die kühnen Schriften, welche zu unsern Zeiten ans Licht treten, weit unruhiger, als andere, weil es scheinet, daß solche den Menschen

schen diese freudige Hofnung, und diesen süßen Trost rauben wollen. Aber eben dieses verursachet auch, daß ich einen jeden Satz aus dem Grunde untersuche. Es ist unmöglich, wenn man alles unparteyisch überlegt, daß man nicht bisweilen Schwierigkeiten antreffen sollte. Diejenigen, welche dergleichen nirgends wahrnehmen, geben aufs deutlichste zu erkennen, daß sie alles nur obenhin angesehen, und sich niemals bemühet, eine rechte Untersuchung anzustellen. Ich bitte GOtt um Beystand, so oft ich mich hiermit beschäfftige, und lasse die Regeln, welche die Auslegunskunst vorschreibt, niemals aus den Augen. So wenig ich also an dem schwächlichen Zustand meines Körpers schuld bin, so wenig ist es auch meine Schuld, wenn ich in meinen Gedanken irre. Ich glaube daher auch, daß GOtt mit einem Irrenden, der durch ein bekümmertes Nachsuchen auf einen Abweg gerathen, viel eher Geduld haben werde, als mit gewissen gemächlichen Conformisten, welche mit einer unbeschreiblichen Kühnheit alle diejenigen verdammen, die nicht blindlings ihren Meynungen folgen, welche sie doch niemals selbst gründlich untersucht haben. Ich will hiervon nicht weitläuftiger handeln, weil ich diese Materie bereits in einigen von meinen andern Schriften hinlänglich ausgeführet. Ich will zum Beschluß nur noch diese Betrachtung hinzufügen. Der Irrthum ist bisweilen ein eben so großes Merkmaal eines wahren Christen, als eine blinde Orthodoxie ein Kennzeichen eines unächten Christen ist. Denn das erste giebt eine Bekümmerniß zu erkennen, aus dem andern aber leuchtet eine Unachtsamkeit hervor. Das erste zeigt, daß man gerne einen gewis-

sen Grund haben, und von der Wahrheit überführt seyn wollen; das andere aber, daß man im Blinden herum tappet. Wo man nicht sagen will, daß kein Artikel in der Religion, zu welcher man sich bekennet, dem geringsten Irrthum unterworfen sey, welches man doch niemals behaupten kann; indem alle Secten eben dieselbe Sprache führen. Ich bin rc.



Der sechs u. zwanzigste Brief.

Mein Herr,

Ich hatte in der abgewichenen Woche die Ehre, mit dem Herrn D. K. in Gesellschaft zu seyn. Derselbe ist in der Disputirkunst sehr erfahren, und vertheidigte einen gewissen und ganz irrig scheinenden Satz mit einer solchen Geschicklichkeit, daß ich genöthiget ward, um einen Stillstand anzuhalten, um die Sache etwas genauer zu überlegen. Im Anfange waren wir beyde einig, daß man unsere Religions-Artikel eher einschränken, als weiter ausdehnen, und bisweilen eine allenthalben angenommene Meynung entweder aufopfern, oder doch wenigstens etwas anders einrichten müste, um das ganze Religions-Systema zu retten. Hiervon redeten wir eine lange Zeit ohne die geringste Hitze, ob mich gleich dünkte, daß er bisweilen zu weit gieng. Wie er aber zuletzt sagte, wenn man die allgemeine Lehre, de futuris contingentibus, fahren liesse, und gestünde, daß GOtt die blossen und ganz zufälligen Begebenheiten, die von dem freyen

freyen Willen des Menschen abhiengen, nicht vorher sähe, so könnte man viele Schwierigkeiten heben, und sich in den Stand setzen, die Einwürfe zu widerlegen, welche einige wider die andern heiligen Eigenschaften Gottes, insonderheit wider seine Güte und Gerechtigkeit vorgetragen, so ward ich auf einmal aufgebracht, und fragte ihn, ob er dem höchsten Wesen die Allwissenheit streitig machen wollte. Er gab darauf folgendes zur Antwort: Weil es nicht möglich zu seyn scheinet, daß etwas kann vorher gesehen werden, welches von undeterminirten oder solchen Dingen abhängt, die nicht vorher bestimmt worden, daß sie geschehen sollen, so wird die Allwissenheit Gottes dadurch eben so wenig geläugnet, als seine Allmacht, wenn man sagt, daß GOtt nichts zu thun vermögend ist, was einander widerspricht, welches doch alle vernünftige Theologi gestehen. Es wäre zu wünschen, fuhr er fort, daß sie auch das erste gestehen möchten, weil eine gleiche Nothwendigkeit eine gleiche Lehre erfordert. Cicero sagt, wenn man ungefähre Begebenheiten und Zufälle vorher weis, so sind es keine Zufälle mehr (Rerum fortuitarum nulla est praesensio, et ne in Deum quidem cadere videtur). Le Vayer redet folgendergestalt davon: daß GOtt die ganz zufälligen Begebenheiten nicht vorher siehet, solches zeigt eben so wenig einen Mangel des Erkenntnisses an, als es ein Beweis von dem Mangel der Allmacht ist, daß er nicht machen kann, daß eine geschehene Sache ungeschehen werde, oder daß er nicht mit einander streitende Dinge zu gleicher Zeit möglich machen kann. Ich wandte ein, daß man nicht nur frey sagen könne, daß GOtt nicht vermögend sey, zwey einander offenbar ent-

entgegen gesetzte Dinge zu gleicher Zeit wirklich zu machen, sondern daß man auch genöthiget sey, dieses zu behaupten, weil die Allmacht Gottes dadurch nicht eingeschränkt, sondern vielmehr gezeigt würde, daß GOtt sich selbst nicht entgegen seyn könne, sondern sich selbst stets ähnlich sey, daß er sich selbst nicht verläugnen, und unbarmherzig und ungerecht seyn, oder welches einerley ist, solche Dinge ausüben könne, welche mit seinen heiligen und göttlichen Eigenschaften streiten. Ganz anders ist es beschaffen, fuhr ich fort, wenn man behauptet, daß GOtt zufällige Begebenheiten nicht vorher siehet. Denn diese Lehre tritt seiner Allwissenheit zu nahe, und zeigt eine gewisse Art der Unvollkommenheit an. Sie ist auch um so viel tadelnswürdiger, weil keine Nothwendigkeit uns verbindet, dieselbe anzunehmen. Er antwortete: Die Allwissenheit Gottes wird dadurch nicht eingeschränkt, wenn man sagt, daß GOtt die zufälligen Begebenheiten nicht vorher siehet. Denn wenn man dieses behauptet, so ist man im Gegentheil auch genöthiget, zu sagen, daß GOtt dieselben dirigire, und auf solche Art sind es keine Zufälle mehr. Was die Nothwendigkeit betrift, fuhr er fort, so ist dieselbe hier eben so groß als dorten, denn diese Lehre zielt auch dahin ab, die heiligen Eigenschaften Gottes sowol, als den freyen Willen der Menschen zu retten. Man weis, wie schwer es den Philosophen und Gottesgelehrten geworden, die Güte Gottes und den freyen Willen der Menschen mit diesem Vorhersehen der zufälligen Begebenheiten zu vergleichen. Ich wandte zwar dagegen ein, daß er meinem Bedünken nach, die Vorsehung mit der Prädestination vermengte, weil es etwas anders sey,

eine Sache vorher zu sehen, ein anders aber, dieselbe zu bestimmen, und daß dieses der Hauptstreit sey, welchen wir mit den Reformirten hätten. Er aber sagte: Es ist blos ein Wortstreit. Denn beyde Parteyen kommen sonst in der Sache selbst mit einander überein, indem das Vorhersehen eines allmächtigen Wesens eine gewisse Art der Direction bey sich führet. Ich fragte ihn hierauf, ob er den Unterscheid unter einer Zulassung und Bestimmung nicht einsehen könnte, und erhielt die Antwort: Bey einem allmächtigen Wesen nicht. Denn eine Sache zulassen, die man vorher gesehen, und welche man hindern können, ist eben so viel als dieselbe bestimmen. Ueberdem benimmt eine solche Vorhersehung den Menschen ihren freyen Willen. Denn was von GOtt vorhergesehen wird, das muß unfehlbar geschehen, und was unfehlbar geschiehet, solches ist nöthig. Ein Mensch kann eine Sache vorher sehen, und dieselbe, ohne sich eine Schuld aufzuladen, zulassen, wenn er solche nicht zu verhindern im Stande ist. Mit GOtt aber verhält es sich ganz anders. Derselbe weis alle bevorstehende Unglücksfällt, und kann denselben zuvor kommen. Derselbe weiß, daß ein Mensch verdammt wird, und läßt denselben nichts destoweniger gebohren werden, da es ihm doch frey stünde, eine Creatur zu erschaffen oder nicht. Ich ersuchte ihn, dasjenige zu lesen, was so viele grosse Skribenten gegen den Herrn Bayle von dem freyen Willen der Menschen und der Nothwendigkeit desselben beygebracht. Er antwortete: Ich räume die Nothwendigkeit des freyen Willens sehr gerne ein, aber die Vorhersehung der Dinge, welche daraus fliessen, schwächet denselben. Der Streit

mit dem Herrn Bayle ist daher noch nicht abgethan. Zum wenigsten glaubt er über alle seine Gegner triumphirt zu haben. Ich aber räume ihm den Sieg noch nicht ein, fuhr er fort, sondern behaupte, daß alle Einwendungen, welche man wieder die Güte Gottes macht, auf einmal aufhören würden, wenn man gestehen wollte, daß bloße Zufälle und solche Dinge, welche aus dem freyen Willen der Menschen herkommen, nicht können vorher gesehen werden. Man würde dadurch der Allwissenheit Gottes nicht zu nahe treten. Denn wie man nicht sagen kann, daß ein Künstler oder ein Uhrmacher, in seiner Vorherverkündigung fehlt, wenn er versichert, daß eine Maschine oder ein Uhrwerk stets richtig gehen soll, so lange keine unvermuthete Begebenheit hinzu kommen, oder der Besitzer solche aus freyen Stücken verderben würde; und so wenig man einen Arzt beschuldigen kann, daß er falsch geurtheilet, wenn er die Wirkungen und Veränderungen der Krankheit, und endlich auch den Ausgang derselben anzeigt, so lange kein unvermutheter Zufall sich eräugnet, oder der Patient sich nicht selbst verwahrloset; so kann man auch von Gott nicht sagen, daß derselbe nicht wisse, was in der Welt geschehen soll oder wird, wenn man die zufälligen Begebenheiten, und solche Dinge ausnimmt, die von dem freyen Willen der Creatur abhangen. Die Schrift sagt ja selbst, daß der Mensch allerhand unvermutheten Zufällen unterworfen sey, und giebt uns den Rath, behutsam zu wandeln. Der freye Wille, welchen Gott den vernünftigen Creaturen verliehen, streitet wider alle Nothwendigkeit, und folglich auch wider alle unfehlbare Vorhersehung, und hebt alle Wider-

sprü-

sprüche auf, welche man wider die göttliche Direction zu machen pflegt. Wenn Joh. Clericus, anstatt zu dem Originismo seine Zuflucht zu nehmen, sich mit dieser Lehre gegen den Hrn. Bayle bewafnet hätte, so würde er ihn mehr in die Enge getrieben haben. Endlich hielte er mir vor, daß ich selbst wider meinen eignen Hauptsatz stritte, welchen ich zu verschiedenen malen in meinen Schriften mit einem solchen Eyfer vertheidiget, nämlich daß man nichts annehmen müßte, was mit den heiligen Eigenschaften Gottes nichts bestehen könnte. Er sagte, daß er in eben dieser guten Absicht auf diese Erklärung von der Allwissenheit Gottes gefallen sey, und hofte, daß ihn niemand deswegen zu einem Ketzer machen, oder ihm solches auf eine widrige Art auslegen würde. Endlich fügte er noch dieses hinzu: Laßt uns bloß die Schöpfung des ersten Menschen betrachten. GOtt schuf einen Menschen, von dem er wußte, daß derselbe gleich in ein grosses Unglück würde gestürzt werden. Er gab den ersten Eltern einen Befehl, von dem er vorher sahe, daß sie denselben gleich übertreten würden. Er bereitete und räumte ihnen ein herrliches Paradieß ein, da er doch wußte, daß sie nur einige Tage darinn bleiben würden. Wie die ersten Eltern den gegebenen Befehl übertraten, so ward GOtt darüber erzürnet, welches etwas unvermuthetes anzeigt. Man findet auch an einigen andern Orten, daß Gott gezürnt, wenn er eine Missethat gehöret oder gesehen, welches alles nicht hätte statt haben können, wenn er voraus gesehen, daß dieses unfehlbar geschehen würde. Wo will man sich doch aus diesem Labyrinth heraus wickeln, oder diese Schwierigkeiten heben, wo man nicht

 sagt,

sagt, daß die Allwissenheit Gottes sich nicht auf bloße Zufälle, oder freywillige Handlungen der Menschen erstrecke? Wenn man sich dieses Mittels bedienen wollte, so könnte man viele wichtige Einwürfe ablehnen, und viele Schwierigkeiten auflösen, ohne dadurch auch nur im geringsten den Eigenschaften Gottes zu nahe zu treten. Denn wie kann man jemanden aufbürden, daß er die Allwissenheit Gottes läugne, welcher behauptet, daß GOtt alles weiß, was von Ewigkeit her geschehen, und was noch im Himmel und auf Erden vorgehet, so daß nichts vor seinen Augen verborgen ist. Wenn man es dabey bewenden läßt, ohne die Allwissenheit Gottes weiter auszudehnen, als solche kann ausgedehnet werden, so werden viele Dinge begreiflicher, die nicht unbegreiflich sind, und alle Einwendungen, welche man wider die göttliche Direction machet, verlieren ihre Stärke. Alsdann kann man, ohne einen Einwurf zu besorgen, frey sagen, daß GOtt den Menschen aus Liebe, und nicht zum Verderben erschaffen, daß er denen Menschen einen vollkommenen freyen Willen verliehen, daß Gute oder das Böse zu erwählen, und daß er ihnen ein Gesetze vorgeschrieben, um zu sehen, ob sie sich denselben gemäß aufführen würden. Man sieht ausdrücklich, daß das erste Verbot zum Versuch gegeben worden. Es kann aber kein Versuch genannt werden, wenn GOtt die unfehlbare Uebertretung vorher gesehen. Es kann auch von GOtt nicht gesagt werden, daß es denselben gereuet, die Menschen erschaffen zu haben, wenn er vorher gewußt, daß dieselben die ihnen verliehenen Gaben mißbrauchen würden. Er schien hierauf meine Antwort zu erwarten, wesfalls ich endlich

lich zum Beschluß sagte: Ich nehme mit ihnen alle Erklärungen an, welche auf die Erhaltung der heiligen Eigenschaften Gottes abzielen, und vermögend sind, uns in dem erhabenen Begrif zu bestärken, den wir von dem Schöpfer haben müssen. Ich habe auch selbst zu mehrernmalen in meinen Schriften bezeugt, daß ich mich nicht bewegen lasse, von diesem Grundsatz abzuweichen, weil man dadurch seine Liebe und Ehrfurcht gegen GOtt bezeugt, und eine Absicht hegt, die dem höchsten Wesen nicht mißfällig seyn kann. Ich habe oft gesagt, daß man sich bemühen müsse, alle Schwierigkeiten, welche dagegen können gemacht werden, zu heben, und daß man, wenn sie unauflößlich sind, das Schwerdt Alexanders gebrauchen müsse. Was aber diese Lehre anlangt, so halte ich solche für sehr paradox, und erkühne mich nicht eine Eigenschaft Gottes aufzuopfern, um eine andere zu erhalten. Hierauf endigten wir unsere Unterredung, und ich lud ihn zu einer neuen Conferenz ein, worinn ich ihn, wenn ich der Sache erstlich allein ein wenig genauer nachgedacht, von seinem Irrthum zu überzeugen hofte. Ich habe nicht ermangeln wollen, ihnen hiervon Nachricht zu geben, und mir ihr Bedenken darüber auszubitten. Ich bin ꝛc.

Sieben u. zwanzigster Brief.

Mein Herr,

Sie halten es für einen Irrthum, daß man gewisse europäische Regenten souveraine Herren nen-

nennet, da doch ihre Macht durch die Gesetze eingeschränkt ist. Es hat aber das Wort Souverain verschiedene Bedeutungen. Man zeigt dadurch zuförderst einen Herrn an, welcher bloß nach seinem Wohlgefallen regieret, und über alle menschliche Gesetze erhoben ist. Man nennet auch diejenigen souverain, welche die höchste Gewalt ausüben, ob sie gleich sonst unter einem andern Souverain stehen. Solche Souverains sind die deutschen Fürsten, welche die Oberherrschaft des Kaysers erkennen. Man legt auch diesen Titel gewissen hohen Gerichten bey, von denen weiter keine Appellation statt hat, wie in Frankreich dergleichen Cours souveraines gefunden werden. Wenn man das Wort in der ersten Bedeutung nimt, so kommt dasselbe nicht solchen Regenten, die durch gewisse Gesetze eingeschränkt werden, sondern nur ganz wenigen Potentaten zu, von denen einige die Souverainität bloß facto, andere aber auch zugleich iure ausüben. Unter den europäischen und andern uns bekannten Regenten ist niemand iure souverain, als allein der König von Dännemark. Sie werden mir dieses gleich zugeben, wenn Sie überlegen, auf welche Art ein jeder Potentat zu der unumschränkten Gewalt, welche er ausübt, gelangt ist. Den dänischen Königen haben alle Reichsstände eine solche unumschränkte Macht, durch eine höchst feyerliche Akte übertragen, wovon man vielleicht in keinem andern Reiche ein Beyspiel antrifft, was man auch für eine Historie zu rathe ziehen mag. Daß die Könige von Frankreich mit einer souverainen Macht regieren, solches wird wohl niemand leugnen. Wenn man aber auf den Ursprung und Anfang derselben siehet, so findet

det man, daß die Regierung sich bequemer Conjunctu-ren bedienet, um die Gewalt der Parlamenter und des Adels zu beschneiden, und die Reichstäge, oder die Versammlung der Stände zu verhindern, worauf die Stärke des Reichs ehedem beruhete. Die spanischen und portugiesischen Könige haben auch bey aller Gelegenheit in diesen letzten Zeiten ihre Macht vermehret. Doch ist dieselbe nicht so unumschränkt, wie die Gewalt der Könige von Frankreich. Denn man findet in Spanien und Portugal noch Ueberbleibsel von dem iure publico dieser Reiche. In den andern europäischen Reichen, als in England, Polen, Schweden 2c. ist die Macht der Könige mehr oder weniger eingeschränkt; und man findet demnach in Europa keine andere so souveraine Reiche, als Dännemark und Frankreich, jedoch mit dem Unterscheid, daß die Könige von Dännemark ihre unumschränkte Gewalt jure, die Könige von Frankreich aber nur facto ausüben. Daß die souveraine Macht der französischen Regierung nicht sowol gegründet; solches erhellet aus der Art, wie sie solche erhalten. Man findet auch, daß die Parlamenter und die Reichsstände, so oft ein Zwischenreich, eine Minderjährigkeit, oder andere Begebenheiten eingefallen, stets sich wieder empor gehoben, und die ihnen genommene Gewalt wieder zu erlangen gesucht haben. Man hält insgemein dafür, daß die Kayser aus dem ottomannischen Hause mit einer absoluten Gewalt regieren. Wenn man aber die Regierungsform recht betrachtet, so kann man solche mehr eine militärische Democratie nennen. Denn so bald die Militz mit einem Kaysrr misvergnügt wird, so hat seine Regierung ein Ende. Einige deut-

sche Fürsten scheinen zwar mit einer unumschränkten Gewalt zu regieren; sie stehen aber doch alle unter dem Kayser, wo nicht facto, doch wenigstens jure. Uebrigens kann eine ganz und völlig unumschränkte Gewalt in keinem Lande statt haben, wo die römische Religion eingeführt ist. Denn diese Religion schränkt sowol die Gewalt der Könige, als anderer Obrigkeiten ein, und verursachet, daß die Regierung getheilt ist, indem die ansehnlichsten Stände bey gewissen Gelegenheiten sich unter der Jurisdiction eines fremden Potentaten verbergen, und an den römischen Papst appelliren können. Die orientalischen Könige regieren mit einer absoluten Gewalt; sie können aber weder eine Akte, noch sonst einen feyerlichen Schluß aufweisen. Es erhellet also aus dem, was ich beygebracht habe, daß in keinem Reiche, als allein in Dännemark, eine solche Souverainität gefunden wird, weil die andern sich alle einzig und allein auf die Macht gründen. Ich bin ꝛc.

Der acht u. zwanzigste Brief.

Mein Herr,

Ich danke Ihnen auf das verbindlichste, daß Sie mir Ihr Bedenken über meinen letzten Streit mit dem Herren D. K. eröfnen wollen. Ich bin Ihrem Befehl nachgekommen, und habe diesen Mann bey einer neuen Unterredung durch dasjenige Argument zu bestreiten gesuchet, welches sie mir gütigst mitgetheilt. Wir kamen am abgewichenen Donnerstag

tag abermals zusammen, und wiederholten alles, was wir schon vorher von dieser Materie gesagt hatten. Ich stellte ihm vor, wie gefährlich es sey, die Allwissenheit Gottes zu vermindern. Er wollte aber nicht gestehen, daß seine Erklärung dazu Anlaß gäbe, sondern behauptete vielmehr, daß man an der andern Seite dieselbe weiter ausdehnte, als solche könnte ausgedehnt werden, und daß man dadurch gleichsam die ganze Religion aufopferte. Denn viele Theologi müssen, wie er sagte, gestehen, daß nichts schwerer ist, als die Schöpfung und Vorsicht Gottes mit der Güte und Gerechtigkeit desselben zu vergleichen. Ja sie müssen bekennen, daß dieses ein non plus vltra vor aller menschlichen Vernunft ist. Und gesetzt, fuhr er fort, daß wir einen Theil von der Vorstellung aufopfern, welche wir uns von der Allwissenheit Gottes zu machen pflegen; so kann dieses doch nicht den tausendsten Theil so gefährlich seyn, als GOtt zu einem Urheber der Sünde zu machen, und zu sagen, daß er durch die Gabe des freyen Willens den Menschen ins Netz gezogen, weil er vorher gesehen, daß dieses Geschenk den meisten zu einem ewigen Verderben gereichen würde. Dadurch müssen ja die Menschen nothwendig auf die Atheisterey verfallen, weil es besser ist, gar keinen GOtt zu glauben, als denselben einer Tyranney und Falschheit zu beschuldigen. Die hitzigen Reformirten mögen immerhin sagen, was sie wollen. Sie mögen sagen: Daß die Herrlichkeit Gottes darinn bestehe, alles nach seinem göttlichen Willen zu thun, daß dasjenige, was wir bey den Menschen als eine Grausamkeit und Ungerechtigkeit ansehen, bey GOtt ein Wohlgefallen zu nennen, daß GOtt keinem Ge-

setze unterworfen sey, und daß er nach seinem Gefallen mit denen von Ihm erschaffenen Dingen handeln könne. Wenn aber dergleichen Entschuldigungen gültig sind, so kann man auch die heydnischen Götter und Göttinnen entschuldigen, ob es gleich besser wäre, gar keinen Gottesdienst auszuüben, als ihren Jupiter zu verehren. Ich fieng hierauf wieder zu reden an, und hielt ihm das Argument vor, welches Sie mir mitgetheilt haben. Ich sagte: Ich erkühne mich nicht, eine von den Eigenschaften Gottes aufzuopfern, um eine andere zu bestärken, insonderheit da die Schwierigkeit doch dadurch nicht kann gehoben werden. Man verringert dadurch nur die Allmacht Gottes, und erreicht doch seinen Zweck nicht. Denn wenn man gleich behauptet, daß GOtt die zufälligen Begebenheiten, und die freywilligen Handlungen der Menschen nicht voraus siehet; so muß man doch gestehen, daß er die Ausübung derselben als ein gütiger GOtt verhindern müsse, und als ein allmächtiger Gott auch verhindern könne. Da er also z. E. sahe, daß Eva sich durch die verführische Rede der Schlange einnehmen ließ; so hätte er hindern können, daß diese Neigung nicht zum Ausbruch gekommen wäre, und so ferner auch bey andern Begebenheiten. Herr D. K. antwortete: Weil bey Gott der Wille und die Ausführung desselben einerley ist: so kann die Verhinderung des Ausbruchs hierbey nicht in Betrachtung gezogen werden, sondern der Mensch bleibt dennoch dadurch gleich schuldig, und einer gleichen Strafe unterworfen. Der allergerechteste Regent kann ein Gesetz verordnen, und den Uebertretern eine Strafe drohen, wenn er weis, daß sie demselben nachkommen können, ob er gleich

gleich nicht vorher sehen kann, ob sie sich seiner Verordnung gemäß bezeigen werden. Wenn er aber ein Gesetz geben, und zugleich alle Anstalten vorkehren wollte, daß niemand von seinen Unterthanen, auch wenn er gleich Lust hätte, dasselbe brechen könnte, oder z. E. eine Strafe auf den Diebstahl setzen, zugleich aber allen die Hände binden wollte, daß sie nicht stehlen könnten, was würde man von einem solchen Gesetzgeber urtheilen. Es ist also nichts ungereimters, als daß man sich vorstellet, daß Gott einen Menschen, so oft derselbe die Hand zum Rauben oder zum Stehlen ausstreckt, davon zurück halten sollte. Es ist genug, um GOtt von aller Schuld zu befreyen, wenn man sagt, daß GOtt die Menschen erschaffen, ohne ihren Fall vorher zu sehen. Ich versetzte, Herr Bayle hat auch gesucht, dieses Argument zu beantworten, aber auch befunden, daß die Schwierigkeit dadurch nicht kann gehoben werden. Herr Bayle sagt: Da GOtt merkte, daß die meisten Menschen die ihnen verliehene Gabe des freyen Willens misbrauchten, und er wegen des Vorhergehenden auf das Künftige versichert seyn konnte, daß die meisten Menschen sich durch den Misbrauch dieser Gabe ins Verderben stürzen würden; so entsteht die Frage: Wesfalls GOtt diese Gabe nicht wieder zurück genommen, wovon er die unfehlbar daraus entstehenden bösen Folgen bereits aus dem Beyspiele der ersten Eltern gesehen hatte? Herr D. K. antworete, daß durch diese Einwendung, worauf Herr Bayle nicht wenig pocht, dieser Satz nicht könne geschwächt werden. Hr. Bayle giebt, wie er sagte, vielmehr zu erkennen, daß er dadurch recht in die Enge getrieben worden, und denenjenigen ähn-

ähnlich sey, welche ins Wasser gefallen, und alles ergreifen, was ihnen zuerst vorkommt, um ihr Leben zu retten. GOtt schuf die ersten Menschen, und setzte sie nicht nur in einen glückseligen Stand, sondern verliehe ihnen auch das Vermögen, sich in demselben zu erhalten. Er gab ihnen einen freyen Willen, um sie zu recht vollkommenen und lebendigen Geschöpfen zu machen. Und damit er endlich erfahren möchte, ob sie sich durch Gehorsam der ihnen erwiesenen Gnade werth machen würden; so schrieb er ihnen ein Gesetz vor, welches sie ganz leicht halten könnten. Zugleich aber zeigte er ihnen auch, was für Strafen darauf folgen würden, wenn sie sich erkühnten, dasselbe zu übertreten. Dem allen ungeachtet aber übertraten sie doch das Gebot, und unterwurfen sich der Strafe. Stimmt eine solche Historie der Schöpfung nicht mit der Güte und Gerechtigkeit des Schöpfers vollkommen überein? Herr Bayle aber meynt, daß dieses noch nicht hinlänglich sey, die Schwierigkeit zu heben. Er behauptet vielmehr, daß GOtt, nachdem die ersten Menschen sich durch einen solchen vorsetzlichen Ungehorsam seiner Gnade unwürdig gemacht, zum besten ihrer Nachkommen, zu einer neuen Schöpfung hätte schreiten, und die andern in Engel, oder eigentlicher, in Maschinen hätte verwandeln, und in Absicht auf sich selbst der Eigenschaft eines Regenten und Gesetzgebers entsagen sollen. War es aber nicht genug, daß er durch die Strafe, welche er den ersten Eltern auflegte, den Nachkommen eine Erinnerung gab, sich an ihrem Exempel zu spiegeln, und daß er ihnen einen Erlöser versprach, welcher die verfallenen Sachen wieder aufrichten sollte, damit sie, wenn sie fer-

fernerhin seinen Befehlen gehorsam wären, nach einer solchen Probe, wie die Engel abgelegt, demselben endlich ähnlich werden könnten. Er sagt zwar, daß GOtt aus dem Vorhergehenden auf das Künftige schliessen können, nämlich, daß die meisten Menschen sich durch ihre Missethaten ins Verderben stürzen würden, insonderheit, da dieselben sich durch die Geburt in einem schlüpfrigen Zustande befunden. Man kann sich aber auch im Gegentheil vorstellen, daß GOtt von den Nachkommen einen größern Gehorsam vermuthen können, weil sie das betrübte Exempel der ersten Eltern vor Augen hatten, und nicht anders, als mit der Bedingung, wenn sie sich bessern würden, wieder zu Gnaden angenommen worden. Denn man merkt aus der täglichen Erfahrung, daß die Strafen und Verheissungen der Gnade solche Wirkungen haben, daß derjenige, welcher einmal gestraft, und nachher wieder zu Gnaden angenommen worden, sich besser vorsieht als derjenige, welcher niemals einen Fall gethan, oder nie eine Vergebung erhalten. Ein gebranntes Kind scheuet das Feuer, und die folgenden Zeiten zeigen auch, daß viele Menschen dieses vor Augen gehabt, indem außer den Gottlosen sich auch viele Fromme auf der Welt befunden, an deren Aufführung Gott einen Gefallen getragen. Daß Hr. Bayle die Anzahl der Verdammten so groß macht, solches thut nichts zur Sache, indem er seine Meynung auf die Lehre einiger unbarmherzigen Geistlichen gründet, nach deren Urtheil sich dennoch GOtt nicht richtet. Die Zahl der Seligen kann nichts destoweniger unendlichmal grösser werden, als sie sich vorstellen. Die Anhänger des Herrn Bayle mö-

mögen demnach sagen, was sie wollen, so wird doch durch diese Erklärung von der Allwissenheit Gottes sein fürchterliches Systema, welches man für unüberwindlich gehalten, zernichtet, und die Historie der Schöpfung nebst der Gabe des freyen Willens kommt nach meiner Erklärung vollkommen mit den heiligen Eigenschaften Gottes überein. Es ist, fuhr Herr D. K. fort, nichts geringes, dieses gewonnen zu haben; indem man merkt, daß Hr. Bayle sehr auf diese Lehre gedrungen, und die Schwierigkeit unauflößlich zu machen gesucht hat, damit er zeigen möchte, daß die Schrift entweder mit der gesunden Vernunft streite, oder auch sich selbst entgegen sey, weil Gott in derselben bisweilen als ein Freund, an andern Stellen aber als ein Feind des menschlichen Geschlechts beschrieben wird. Ich leugne nicht, daß ich durch diese Rede in etwas gerührt ward, insonderheit da ich jederzeit den Grundsatz geheget, daß man sich gesunder Erklärungen bedienen, u. von den Buchstaben abweichen müsse, so oft es darauf ankömmt, die Güte u. Gerechtigkeit Gottes zu vertheidigen. Dem allen ungeachtet aber konnte ich mich doch nicht entschliessen, seiner Meynung beyzupflichten, weil solche der Allwissenheit Gottes zu nahe tritt, insonderheit da die Schrift bezeugt, daß Gott alles siehet, so wohl was geschicht, als was noch geschehen soll, welches ich ihm auch noch zum Beschlusse vorhielte. Er antwortete: Die Meynung der Schrift ist ohne Zweifel diese, daß Gott alles voraus siehet, was er beschlossen hat, das geschehen soll. Ich aber nehme allein die ganz zufälligen Begebenheiten, und solche Dinge aus, die von dem freyen Willen der Menschen abhängen.

hängen. Die Schrift giebt solches selbst an verschiedenen Orten zu erkennen. Denn man findet, daß Gott die Menschen versucht, daß er ihnen verschiedenes aufgelegt, um ihren Gehorsam zu prüfen, daß er ihnen eine Belohnung versprochen, wenn sie seinen Befehlen nachleben würden, und daß es endlich heißt: daß es ihn gereuet, daß er die Menschen erschaffen, weil der Mensch die demselben verliehenen herrlichen Gaben gemisbrauchet. Diese und andere Stellen aber sind nichts, als leere Wörter, und nichts bedeutende Redensarten, wenn Gott alles vorher gesehen. Hierauf nahm Herr D. K. Abschied, und endigte also unsere Unterredung. Ich habe nichts ermangeln wollen, ihnen auch von dieser zweyten Conferenz Nachricht zu geben, um ihr ferneres Bedenken über eine Lehre zu vernehmen, welche ich, so vielen Schein dieselbe auch hat, dennoch wegen der oben angeführten Ursachen anzunehmen mich nicht entschliessen kann. Ich pflichte lieber dem Augustino bey, welcher sagt, daß Cicero, um den freyen Willen der Menschen zu vertheidigen, dieselben zu Räubern der göttlichen Allwissenheit gemacht. (Vt homines faceret liberos sacrilegos fecit) Uebrigens wird die Vernunft wohl durch keinen Streit so sehr, als durch diesen, gedemüthiget. Ich bin 2c.

* * * * * * * * * * * * * * *

Der neun u. zwanzigste Brief.

Mein Herr,

Wie ich in dem abgewichenen Sommer auf meinem Gute war, und gerne eine nähere Nachricht

richt von den Wassermühlen haben wollte, so sagte ein Bauer unter andern: daß ein Müller verpflichtet sey, die Schleusen bey der Cruses-Messe zuzusetzen. Dieser Ausdruck, die Cruses-Messe kam mir ganz seltsam vor, und ich konnte nicht errathen, was dieses heissen sollte, insonderheit da mir kein Heiliger bekannt war, welcher den Namen Cruse geführet. Wie ich wieder in Copenhagen angekommen war, so gab ich mir alle Mühe, die Bedeutung dieses Worts ausfündig zu machen, und fand solches endlich in dem alten seeländischen Gesetze im VI. Buche und dessen 36 Kapitel, wo es folgendergestalt heißt: Tha scal han optaghe stiebord i Cruses Mæsse, ther men gange mer Kors. D. i. Alsdenn soll er, nämlich der Müller, die Schleusen zusetzen, bey der Cruses-Messe, wenn man mit dem Kreuze gehet. Ich merkte hieraus, daß die Messe des heiligen Kreuzes verstanden werde, (Festum St. Crucis) welches Fest auf dem 3 May einfällt. Ich rede niemals mit den Bauren, daß ich nicht etwas von ihnen lerne. Denn sie sprechen allemal nur von nützlichen und nöthigen Dingen, und die sie vollkommen verstehen. Man kann von ihnen lernen, wie der Acker muß gebauet werden, wie man die Pferde und das Vieh erhalten muß, wie die Wälder in einen guten Stand zu setzen, wie die Bauerhöfe anzulegen, und was für eine Haushaltung man auf dem Lande führen muß. Ueberdem lerne ich auch durch den Umgang mit ihnen manches, was die Sprache betrifft. Denn ich höre lauter gute und alte dänische Wörter, welche in den Handelsstädten ungewöhnlich, und auch vielen Gelehrten unbekannt sind, indem sie nicht mehr im gemeinen Leben gebraucht, sondern allein in

den

den alten Gesetzbüchern angetroffen werden. Hiernächst sind auch die Reden der Bauren von aller Affectation, und von allen ungereimten Complimenten befreyet. Wenn mich ein Bauer anredet, so sagt er: Guten Tag; und wenn er wieder weg geht, so sagt er eben dasselbe. Ein Mann aber, welcher in der Stadt wohnet, nennet mich alle Augenblicke seinen Herrn, und sich meinen schuldigsten Diener; ob er gleich bey aller Gelegenheit bezeugt, daß er mir nicht die geringsten Dienste schuldig zu seyn glaubet. Wenn ich einen Bauer frage: Ob er nichts neues erfahren? so erzählt er mir nichts anders, als was er weis, und schränkt sich bloß in die Historie seines Dorfs ein. Ich höre also zwar nicht viel, und auch nichts sonderlich wichtiges; ich erfahre aber doch etwas gewisses. Erkundige ich mich aber bey einem Bürger in einer Handelsstadt nach neuen Begebenheiten, so giebt er mir einen Auszug aus den letzten Zeitungen, die ich selbst schon vorher gelesen, und führt mich durch Deutschland, Ungarn, die Türkey bis nach Persien, ja er erzählt mir Dinge, von denen er selbst nicht den geringsten Begriff hat, und woran mir gar nichts gelegen ist. Die großen Städte sind große Plauderschulen, wo man ganz unnütze Dinge in einer unreinen und verdorbenen Sprache erzählen höret. Wenn ich in eine Gesellschaft von Rechtsgelehrten komme, so höre ich allerhand Urtheile über einen Spruch, der in dem höchsten Gerichte an demselben Tage gefället worden, und von einigen gelobt, von einigen aber getadelt wird, obgleich die wenigsten eigentlich wissen, worin die Sache bestehet. Komme ich in eine andere Gesellschaft, wo ehrbare Bürger versammlet sind; so

so höre ich, wie dieselben die wichtigsten Staats-Sachen entscheiden, von denen sie nicht die gerinste Vorstellung haben, ausser was ein Zeitungsschreiber für gut befunden, ihnen aufzubinden, und welches in der nächsten Zeitung für falsch erklärt wird. Komme ich endlich auch in eine gelehrte Societät, so höre ich entweder, was ich schon vorher weis, oder doch nicht zu wissen verlange, welches alles überdem noch in einem unnatürlichen Styl vorgetragen wird. Ich erklärte einmal einem von meinen Bauren den Inhalt von einem akademischen Programma, welches auf meinem Tische lag. Er meynte, daß es ein Kaufbrief über eine Grafschaft wäre, weil es so groß war; ich sagte ihm aber, daß dadurch nur angekündiget würde, daß morgen ein halb Dutzend Studenten Magisters werden sollten, und daß einer aus seinem Kirchspiel darunter sey, den er wohl kennte. Wie ich solchen auf sein Begehren nannte; so bezeugte der Bauer Lust, zu wissen, was von dieser Person auf dem großen Papier geschrieben stünde. Ich sagte: es steht darinn, daß er ein Sohn eines alten heydnischen Götzen Namens Apollo ist, daß er nebst seinen Cameraden auf einen hohen Berg geklettert, welcher steiler ist, als der Kreitberg auf Moen, und daß er daselbst bey neun Jungfern geschlafen. Der Bauer lächelte bey dieser Erzählung, und sagte: Ich kenne ihn wohl, er ist des Herrn Pauls ältester Sohn. Ich hätte aber doch niemals gedacht, daß er sich so liederlich aufführen würde. Ich antwortete: Ich sage nicht, was er ist, oder was er gethan hat, sondern erzähle bloß, wie er hier auf dem Papier beschrieben wird. Hierauf ging der Bauer weg, und ich weis nicht, was er von dem

Schrei-

Schreiber oder von mir, der ich ihm dieses erklärte, für Gedanken hegen mochte. Ich hörte bloß, daß man nachher in dem Dorfe davon murmelte, daß der Sohn des Herrn Pauls einer mit neun Jungfern getriebenen Hurerey beschuldiget worden; und wenn dieses sich also verhielte, so wäre es billiger, daß man ihn öffentliche Kirchenbuße thun, und seine Unzuchtsbrüche bezahlen liesse, als daß man ihn zum Magister machte. Es ist sehr gut, daß die Bauren von unsern andern gelehrten Anstalten und Studien keinen vollkommenen Begriff haben, sie würden, wenn sie alles genau wüßten, uns nur gering achten, von sich selbst aber sehr hohe Gedanken bekommen, und sich vielleicht gar nicht mehr bequemen, uns Hofdienste zu leisten. Ich finde wenigstens ein größeres Vergnügen, wenn ich mit Bauren, als mit Leuten aus den Städten umgehe, und ich bin daher auf dem Lande so umgänglich, als ich in der Stadt verdrießlich und eingezogen bin. Das Landleben hat überdem noch verschiedene Vorzüge, welche vermögend sind, das Gemüth zu erfrischen. Es gereicht mir zu einem großen Vergnügen, wenn ich das Korn hervorkeimen, und nachher einerndten sehe, und es ist mir nicht weniger angenehm, wenn die Kühe und Schaafe Morgens und Abends gleichsam in Proceßion nach dem ihnen angewiesenen Sammelplatz gehen. Die Luft und die Ruhe verursachen gleichfalls, daß ich mich auf dem Lande besser, als in der Stadt befinde. Nichts ist mir, wenn ich auf meinem Gute bin, beschwerlich, als die Schweine und Hunde. Die Gesellschaft der ersten plagt mich des Tages, und die letzten stören mich bisweilen des Nachts in der Ruhe. Man muß aber diesen beyden

tionen wegen des Nutzens, den sie stiften, etwas zu gute halten. Denn die Schweine dienen uns zur Nahrung, und die Hunde beschützen unser Eigenthum für Diebe und Räuber. Wenn Sie mich einmal auf dem Lande besuchen wollen, so soll es mir lieb seyn, und sie können so lange da bleiben, als Sie wollen. Insonderheit, wann Sie, wie ich, die Kunst verstehen, ohne Essen und Trinken von der bloßen Luft zu leben. Ich bin &c.



Der dreyßigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe den Diogenem Laertium wieder bekommen, und zugleich ein Schreiben von Ihnen erhalten worinn Sie melden, daß Sie dieses Buch mit großem Fleiße durchgelesen, und daraus nicht nur die alten philosophischen Secten kennen lernen, sondern auch bemerkt, wie verwirrt man durch die verschiedenen Meynungen in der Philosophie werden könne. Lucianus hat recht, wenn er sagt: daß derjenige, welcher sich bey den Philosophen Raths erholet, einem schlummernden Menschen ähnlich wird, welcher das Haupt bald auf diese, bald auf jene Seite des Bettes wendet, und doch keine rechte Ruhestätte finden kann. Sie wundern sich am meisten über die Pyrrhonier, oder über die sceptischen Philosophen, und halten solche für die seltsamsten unter allen. Pyrrho, welcher dieser Secte den Namen gegeben, hat den Zweifel noch höher getrieben, als Arcesilaus.

Bey-

Beyde hielten zwar dafür, daß man keine Sache begreifen könnte; Pyrrho aber meynte, daß man auch nicht einmal sagen könnte, daß alle Dinge unbegreiflich wären, weil dieses eine Art der Decision sey, welche er verabscheuete; da Arcesilaus im Gegentheil noch mehr decidirte, indem er sagte: daß man behaupten könnte, daß man nichts begriffe. Arcesilaus behauptete, daß einige Dinge ganz unbegreiflich wären, einige aber doch noch eher, als andere, könnten dargethan werden. Pyrrho aber hielt dafür, daß man von keiner Sache urtheilen könne, sondern in einem beständigen Zweifel beharren müßte, ohne einen gewissen Schluß zu fassen. Zu diesen zweifelnden Secten hat die Bescheidenheit des Socrates Anlaß gegeben. Denn weil derselbe stets zu sagen pflegte: daß er nichts wüßte, so legte man diesen Satz unrecht aus, und meynte, man müßte alles leugnen und behaupten, daß man nichts wisse, oder zu verstehen vermögend sey. Die Christen haben von dieser Lehre des Pyrrho, oder von dem sogenannten Scepticismo verschiedentlich geurtheilet. Einige haben diese Lehre mit Recht für die schädlichste unter allen gehalten, weil dadurch aller Glaube in der Theologie aufgehoben wird. Andere aber urtheilen gelinder davon, und sagen: daß die Ungewißheit in allen Sachen, und die Schwachheit des menschlichen Verstandes uns nöthige, unsere einzige Zuflucht zu dem geoffenbarten Worte zu nehmen. Sie führen, um ihrem Satz eine Farbe zu geben, sowol die Redensarten gewisser alten Kirchenväter, als anderer ansehnlichen neuen Lehrer an, welche von der Unvollkommenheit der Vernunft reden, um solche unter den Gehorsam des Glaubens zu bringen; obgleich die-

diese Lehrer dadurch keinesweges behauptet, daß man die Vernunft gänzlich an die Seite setzen, und alles ungewiß machen müsse. Diejenigen, welche also urtheilen, und ihren Scepticismum auf eine solche Art zu beschönigen suchen, beobachten nicht, daß sie dadurch nicht nur die ganze Philosophie, sondern auch die Religion selbst aufopfern. Denn wenn man vorgiebt, daß man sich gar nicht auf die Sinnen verlassen kann, sondern daß alles, was wir sehen und hören, anders seyn kann, als es uns nach dem Gesicht oder Gehör vorkommt; so können wir endlich dahin gerathen, daß wir das geoffenbarte Wort Gottes selbst als eine blosse Illusion ansehen. Denn eine allgemeine Unwissenheit bringt einen allgemeinen Unglauben, sowol in geistlichen als leiblichen Dingen mit sich. Niemand hat dieses gründlicher erklärt, als Placette, in seinem Tractat vom Gewissen, welcher davon folgendergestalt redet: Solche Zweifel heben nicht nur die Vernunft, sondern auch die Religion auf, und es ist unmöglich, diejenigen wieder auf den rechten Weg zu bringen, welche durch ihre Irrthümer auf diese Extremität gerathen sind. Man kann die Unwissenheit unterrichten, die Halsstarrigen überzeugen, und die Ungläubigen bekehren. Aber es ist unmöglich, einen Pyrrhonier zu überführen, weil man sich keines Beweises bedienen kann, welcher nicht gleich zu einem Sophisma wird. Kurz, kein Argument wird für wichtig gehalten, wo man nicht vorher annimmt, daß alles, was klar und beweislich kann dargethan werden, auch wahr sey, oder, wo man nicht eben dasjenige voraus setzt, worüber man streitet. Denn der Pyrrhonismus besteht in nichts anders, als daß man dasjenige leugnet,

was

was andere für klar und deutlich halten. Man sieht hieraus, was für Gedanken Placette von dieser Secte geheget, und was einige von den neuen Lehrern davon geurtheilet, welche diese Lehre in Absicht auf die Religion für nützlich gehalten, weil die wankenden Seelen dadurch angetrieben würden, Gott allein um Erleuchtung zu bitten, welche, wie sie sagen, durch Nachforschen nicht kann erhalten werden. Aber diese Lehre kann nur fanatischen Leuten zu statten kommen, welche sich eine göttliche Eingebung auf eine wundervolle Art zueignen, obgleich Gott seinen Willen in seinem Worte zu erkennen gegeben, nach dem man sich richten muß. Wenn nun Gott die Wankelmüthigen auf Mosen, die Propheten, Evangelisten und Apostel verweiset, ist man alsdenn nicht gleich nahe? Denn ob solche Menschen gleich sehen und hören, so leugnen sie doch die Gewißheit der Sinnen, und geben dadurch zu erkennen, daß alle Revelation umsonst aufgezeichnet, alle Zeugnisse umsonst abgelegt, und alle Wunderwerke umsonst verrichtet worden. Es ist also der Mühe nicht werth, den Scepticismum zu widerlegen, wenn verschiedene ansehnliche Männer nicht darauf verfallen wären, und diesen paradoxen Satz mit der äussersten Scharfsinnigkeit zu vertheidigen gesucht hätten. Pyrrho, Arcesilaus, Carneades &c. waren große Philosophen, und die Gelehrten der neuern Zeiten, als Mothe le Vayer, Huetius, Bayle, und andere, welche dafür gehalten, daß diese Lehre der Religion nützlich sey, werden unter die Gelehrten der ersten Classe gerechnet. Es ist also bloß dieser großen Männer halber geschehen, daß andere sich Mühe gegeben haben, diese Lehre zu widerlegen, ungeachtet dieses

ses billig nicht ernsthaft, sondern allein im Scherz geschehen sollte; wie ehedem Diogenes, und zu unsern Zeiten Moliere gethan. Wie Diogenes einmal einer philosophischen Lection beywohnte, und hörte, daß der Lehrer, nämlich Zeno Eleates leugnete, daß es eine Bewegung gäbe, so gieng er drey bis vier mal im Auditorio auf und nieder. Wie Zeno ihn hierauf fragte, was dieses bedeuten sollte, so gab er zur Antwort: er stünde stille, und es käme dem Zeno nur also vor, als wenn er eine Bewegung machte. Moliere stellte einen sceptischen Philosophum vor, welcher geschlagen ward. Da derselbe im Zorn fragte, wesfalls man ihn schlüge, so erhielt er zur Antwort, daß er nach seinem Principio nicht sagen könne, daß er Schläge bekommen, sondern dieses hätte ihn nur also bedünket. Carneades zweifelte dergestalt an allen Sachen, daß er an einem Tage die Gerechtigkeit zu einer Tugend, und an dem andern zu einem Laster machte. Wie er aber seinen Schüler den Mentor einmal bey seiner Frau im Bette antraf, so gerieth er mit demselben deswegen in einen heftigen Streit, und gab dadurch zu erkennen, daß er nicht daran zweifelte, sondern gewiß versichert war, daß Mentor ihm zu nahe gekommen. Die That des Mentors war lasterhaft, insonderheit da solche seinen eignen Lehrmeister betraf. Die Refutation an sich selbst war unerlaubt, ungeachtet dieselbe eine gute Wirkung hatte. Und Carneades konnte nach seinen eigenen Grundsätzen in der Philosophie desfalls keinen Proceß anfangen. Pyrrho selbst, wie kaltsinnig er auch sonst in allen Dingen war, handelte doch einmal wider seine eigene Lehre. Denn er gerieth einer geringen Sache halber wider seine leibliche

che Schwester in Zorn. Und da man ihm vorwarf, daß er dadurch seinen eigenen Sätzen entgegen handelte, und seine Kaltsinnigkeit verleugnete, welche er doch stets wollte von sich blicken lassen, so gab er zur Antwort: Es ist nicht der Mühe werth, diese Tugend eines Weibes halber auszuüben. Uebrigens ließ er eine große Gleichgültigkeit blicken. Er freuete und betrübte sich über nichts. Es war ihm gleich viel, ob ihn jemand hören wollte oder nicht, und wenn auch alle seine Zuhörer weggiengen, so hörte er deswegen doch nicht auf zu reden. Sein eigner Lehrmeister, Anaxarchus fiel einmal in eine Grube. Pyrrho, welcher dieses sahe, gieng ihn vorbey, ohne ihm die Hand zu reichen, und ward deswegen von dem Anaxarchus gelobet, daß er seiner Lehre gefolget. Einige sagen, daß seine Gleichgültigkeit und Unachtsamkeit so weit gegangen, daß er weder einem Wagen, noch auch rasenden Hunden ausgewichen, wesfalls seine Freunde immer genau auf ihn acht geben müssen, damit er nicht in ein Unglück gerathen möchte. Einige halten dieses zwar für unglaublich; wenn aber die Historie von dem Anaxarcho richtig ist, so hat man auch nicht Ursache, an der letzten Begebenheit zu zweifeln, Man sieht hieraus, auf welche thörichte Meynungen ein Mensch gerathen kann. Epictetus, welcher sonst viele Hochachtung für die Person des Pyrrho hatte, redete einmal einen Pyrrhonier, welcher die Gewißheit der Sinnen leugnete, auf folgende Art an: Wenn ich bey euch in Diensten stünde, und ihr befählet mir, Oel ins Bad zu giessen, so wollte ich euch Lauge auf den Kopf schütten. Wenn ihr ein stärkendes Getränke verlangtet, so wollte ich euch Weineßig geben; und

wenn

wenn ihr euch darüber beschwertet, so wolte ich sagen, daß ihr euch irrtet, und daß es euch nur so schiene, als wenn es Lauge oder Weineßig wäre. Dieses können Sie demjenigen beyfügen, was Sie bey dem Diogene Laertio gelesen haben. Ich bin 2c.

* *

Der ein und dreyßigste Brief.

Mein Herr,

Sie beklagen sich in ihrem letzten Schreiben, daß Sie Ihren getreuen Hund, den Fairfax einge- büsset und bedauren denselben um so viel mehr, weil er, wie Sie schreiben, solche Eigenschaften ge- habt, daß ihm nichts als die Sprache und die Bildung gefehlet, um ihn unter die vernünftigen Creaturen zu rechnen. Sie meynen, daß Cartesius, wenn er diesen Hund gesehen hätte, sein Systema von dem Mecha- nismo der Thiere dürfte geändert haben. Ich, mei- nes Theils, bin in diesem Stücke kein Cartesianer, un- geachtet ich seine Lehre nicht mit einer solchen Hitze, wie einige andere von den Philosophen unsrer Zeiten verdamme. Denn ich habe nach einer genauen Un- tersuchung befunden, daß man sich in ein gefährliches Labyrinth stürzet, man mag auch bey der Frage von der Seele der Thiere eine Meynung erwählen, wel- che man will. Es ist daher am besten, sein Urtheil ü- ber diese Sache auszusetzen, indem die Schwierigkei- ten nicht allein unauflöslich, sondern auch gefährlich anzurühren sind. Die vernünftigsten Theologi und Philosophi sagen eben dieses, weil sie an beyden Sei-

ten

ten einen gefährlichen Abgrund erblicken, und sonst keinen Ausweg abzusehen, vermögend sind. Diejenigen, welche mit dem Herrn von Leibnitz und andern hierinn einen Mittelweg ausfündig zu machen sich bemühet, haben so subtil philosophirt, daß sie, allem Ansehen nach, sich selbst nicht verstanden, geschweige, daß sie denn andere sollten zu einer mehrern Erkenntniß gebracht haben. Es ist also ein Stein des Anstosses vor der menschlichen Vernunft, und wird auch gewiß ein Stein des Anstosses bleiben. Denn meiner Meynung nach enthält die ganze Philosophie keine grössere Schwierigkeit. Die Alten haben sich grosse Mühe gegeben, zu untersuchen, worinn das Leben und die Eigenschaften bestehen, welche bey den Thieren angetroffen werden, und etwas ähnliches mit den Seelen der Menschen haben; man findet aber so viele verschiedene Meynungen, als sich gelehrte Männer damit beschäftiget haben. Die Streitigkeiten währen noch, und werden auch, allem Ansehen nach, noch so bald kein Ende erreichen. Man kann übrigens alle streitende Parteyen in zwo Hauptsecten eintheilen, von denen einige der Lehre des Cartesii, andere aber den Grundsätzen des Aristoteles folgen. Niemand hat sich vor den Zeiten des Cartesii erkühnt, die Thiere zu bloßen Maschinen zu machen. Denn obgleich einige von den alten Philosophen verschiedene Sätze gehegt, welche damit eine Verwandschaft zu haben scheinen, so ist doch keiner von ihnen so weit gegangen. Der Streit betraf bloß die mehr oder weniger vernünftigen Seelen, oder eigentlich dasjenige, was man vornämlich eine vernünftige Seele nennet, und dasjenige, was man allein das Leben, animam sensitiuam,

zu nennen pflegt. Der große Philosoph, Renatus des Cartes, merkte, daß es allemal in Absicht auf die Religion gefährlich sey, man möchte auch eine Meynung ergreifen, welche man wollte. Denn weil er kein Mittel wußte, zwischen einer todten Materie und einem lebendigen Geiste, so hielt er dafür, wenn man den Thieren ein solches Leben beylegte, so lege man ihnen auch eine Seele, und folglich die Unsterblichkeit bey. Ja der Unterscheid unter der Seele eines Thieres oder eines Menschen bestünde allein in einer grössern oder geringern Vollkommenheit, deren unterschiedene Wirkungen man den Organis der Leiber zuschreiben könne, worinn die Seele operire. Er verfiel also auf die bekannte Lehre, wodurch den Thieren die Seele abgesprochen wird, und sie zu bloßen Maschinen gemacht werden. Keine Lehre scheinet mehr parador zu seyn, sie ward aber von vielen mit großer Begierde angenommen, weil man sie für das einzige Mittel hielt, zu verhindern, daß die Seelen der Menschen nicht mit den Seelen der Thieren möchten vermengt werden, weil man sonst zugeben müßte, daß sie beyde entweder materiel, oder auch beyde geistig und folglich auch unsterblich wären. Im Gegentheil aber haben sich auch viele Mühe gegeben, diese Lehre zu widerlegen, und sich solcher Gründe bedienet, welche von den Eigenschaften der Thiere hergenommen werden, indem man bey den letztern eine Freude, Betrübniß, Begierde und Freundschaft, wie auch einen Abscheu und Haß, und ein Gedächtniß wahrnimmt, welches alles von einer Maschine nicht kann gesagt werden. Ja einige sind so weit gegangen, daß sie bey den Thieren auch gewisse Merkmale der Religion entdecken wollen.

Dem

Dem allen ungeachtet aber sind doch die Cartesianer bey ihrer Meynung geblieben, und sagen: Wenn man den Thieren eine Erkenntniß beylege, so werfe man allen Beweis über den Haufen, welcher von der Unsterblichkeit der menschlichen Seele könne angeführet werden. Ja, sie halten diejenigen, welche ihre Lehre zu widerlegen suchen, für Epicuräer, welche, um die Religion aufzuopfern, die Seelen der Menschen mit den Seelen der Thiere in eine Classe setzen. Diese aber suchen eine solche Beschuldigung von sich abzulehnen, und behaupten daher eine differentiam specificam, unter der Seele der Menschen und Thiere. Die Cartesianer erwiedern, daß mehr oder weniger nicht vermögend sey, die Schwierigkeit zu heben, weil daraus nichts anders fliesse, als daß die Selen der Thiere und Menschen bloß in Absicht auf eine grössere oder geringere Vollkommenheit von einander unterschieden wären. Ja einige behaupten, je grösser die Eigenschaften wären, welche man bey den Thieren wahrnehme, desto mehr werde die Lehre des Cartesius dadurch bestärkt. Z. E. Wenn die Zeit kömmt, daß ein Vogel brütet, so bereitet er sein Nest mit einer solchen Kunst und Geschicklichkeit, daß solches zur Bequemlichkeit der Jungen vollkommen eingerichtet ist. Ein Mädgen aber, welches niemals von einer Schwangerschaft etwas gehöret und kein Wochenbette gesehen, würde sich einbilden, daß ihre Schwangerschaft von sonst einem Zufalle herrühre, und sich also weder auf die Geburt noch auf ein Wochenbette gefaßt machen. Obgleich ein Huhn niemals gesehen, wie ein anderes Huhn die Eyer ausgebrütet, so weis es doch gleichsam aus einer Eingebung, daß die Jungen aus den

den Eyern hervorkommen, und daß dieses dadurch geschiehet, wenn die Eyer warm gehalten werden. Eine Ameise sammlet sich ihr Futter auf den bevorstehenden Winter, und sieht auf das Zukünftige, welches keinem Menschen ohne vorhergehende Erfahrung in den Sinn kommen würde. Die Störche verlassen das Land zu gewissen Jahrzeiten, um sich anderwärts hin zu begeben, wo die Luft ihnen zuträglicher ist, da kein Mensch ohne vorhergehende Unterweisung zu sagen vermögend ist, wo Süden, Norden, Osten oder Westen lieget. Ich übergehe, was man sonst von den Bienen und andern Thieren wunderbares zu erzählen pflegt. Kurz: es scheint, daß die Thiere nicht allein vergangene, sondern auch zukünftige Dinge und Begebenheiten wissen. Es legt dieses also vielmehr einen Beweis ab, daß sie als Maschinen von einer andern Macht getrieben werden. Denn daß viele von ihren Verrichtungen sich nicht auf die Vernunft, und auf eigene Betrachtungen gründen, solches erhellet daraus, daß, sobald die Jungen eines Thiers oder eines Vogels in den Stand kommen, daß sie sich selbst zu ernähren fähig sind; so kennen die Eltern sie nicht mehr. Man sieht hieraus, daß die herrlichen Eigenschaften, welche man von den Thieren anführet, um die Lehre Cartesii zu widerlegen, solche mehr stärken als schwächen; und daher urtheilen diejenigen sicherer, welche ihre Beweise von einer andern Art der Bewegung hernehmen, welche die Thiere mit den Menschen gemein haben, und eine Begierde, eine Furcht und ein Gedächtniß 2c. anzeigen. Wenn ein Hund einmal deswegen gestraft worden, daß er etwas von dem Tische gestohlen; so nimmt er sich zu einer andern

Zeit

Zeit in acht, und zwinget seine Fräßigkeit, weil er die vorige Strafe wieder besorget. Es ist dieses ein Merkmal des Gedächtnisses und der Furcht, welche bey ihm einen solchen Eindruck macht, daß er seine Begierde an die Seite setzet. Dieses und dergleichen mehr kann man anführen, um zu zeigen, daß die Thiere keine Maschinen seyn können. Man mag indessen eine Partey ergreifen, welche man will, und sich entweder zu der Secte des Aristoteles oder Cartesii schlagen; so findet man solche Schwierigkeiten, woraus man sich auf keine Art füglich heraus wickeln kann. Das schlimste ist, daß eine jede Partey, welche zu stark auf ihre Lehre dringet, sich selbst der Beschuldigung der Gottlosigkeit und der Atheisterey unterwirft, womit eine Partey sonst die andere zu belegen pflegt. Beyde Parteyen behaupten, daß ihre Lehre auf die Vertheidigung der Religion abziele. Die Aristotelici sagen in dieser Absicht: Wenn GOtt solche Maschinen erschaffen können, wie man vorgiebt, daß die unvernünftigen Creaturen seyn sollen, so hätte er auch andere erschaffen können, welche eben so vollkommen gewesen wären, als die Menschen. Hieraus aber würde folgen, daß die Menschen auch nur bloß materiel seyn könnten, und daß bey ihnen kein anderes von dem Leibe abgesondertes Wesen, als bey den Thieren sey, sondern daß beyde Arten der Creaturen durch den Tod einem gleichen und völligem Untergang unterworfen wären. Sie beobachten aber hiebey nicht, daß die Cartesianer sie mit ihren eigenen Waffen zu bestreiten suchen. Denn dieselben sagen: Weil kein Mittel zwischen der Materie und dem Geiste ist, und die Seele oder der Geist nicht vergehen kann; so folgt daraus, daß man die Seelen

der

der Thiere mit den Seelen der Menschen vermenge, welches aber gottlos ist, und wider die Religion streitet. Ueberdem scheint der Vernunft nichts ungereimter zu seyn, als die Seelen der Thiere unsterblich zu machen, insonderheit, wenn man betrachtet, daß ein jedes, und auch das kleinste Insect, ja auch unzählige andere, die man nicht anders, als durch Vergrößerungsgläser sehen kann, ihre Seelen haben müssen, wenn sie lebendig sind, und aus etwas anders, als aus einer organisirten Materie bestehen. Solchergestalt haben beyde Meynungen ihre Unbequemlichkeiten, und man kann aus den von beyden Seiten beygebrachten Argumenten gleich gefährliche Sätze wider die Religion ziehen. Deswegen haben sich einige von den größten Philosophen unsrer Zeiten bemühet, einen Mittelweg zwischen der scholastischen und cartesianischen Lehre ausfündig zu machen, wovon die erste auf einen Einfluß des Leibes in die Seele, und der Seele wieder in den Leib dringet. Die andere aber behauptet, daß Gott selbst dieses unmittelbar thue. Der große Leibnitz hat sich hauptsächlich bemühet, diese Schwierigkeit durch die sogenannte harmoniam praestabilitam zu heben, welcher Satz aber nicht nur von den Theologis angefochten worden, weil sie gemerkt, daß derselbe dahin abziele, einen fatalen Mechanismum einzuführen, welcher sich auch auf die Menschen erstrecket, und ihnen den freyen Willen benimmt, sondern die Philosophen haben auch viele Einwendungen dagegen vorgebracht, daß die Schwierigkeit also noch nicht völlig gehoben worden. Dieser grosse Mann ist übrigens glücklicher gewesen, als andere, die Zweifel zu heben, welche einige wegen der Seelen der Thiere zu ma-

machen pflegen, die man nicht vernichten kann, wenn sie Seelen sind, die mit der Materie nicht vergehen können, noch auch für unsterblich erklären kann, wegen ihrer unendlichen Vermehrung durch die Zeugung. Denn in einem Fische können z. E. etliche 1000 andere, und folglich auch eben so viele unsterbliche Seelen verborgen liegen. Er behauptet daher, daß GOtt vom Anfang der Welt her alle Formen der Leiber, und folglich auch alle Seelen der Thiere erschaffen, daß diese Seelen seit der Zeit stets mit der ersten organisirten und subtilen Materie, worinn sie gesetzt worden, vereiniget sind, so daß ein Thier oder eine jede organisirte Substanz nicht gezeugt wird, oder seinen Anfang zu der Zeit nimt, wenn wir meynen, sondern daß deren Geburt, welche unserm Bedünken nach gegenwärtig geschiehet, nichts anders ist, als die Ausbreitung und der Wachsthum dieses organisirten Wesens. Hieraus folgt also, daß weder eine Generation noch eine Vernichtung, weder eine Geburt noch der Tod, sondern allein eine neue Vermehrung und Zuwachs desjenigen Wesens vorhanden ist, welches zurücke bleibt, wenn man sagt: Das Thier hat aufgehört zu leben. Es ist also nicht nur eben dieselbe Seele, sondern auch eben dieselbe subtile Materie, womit die Seele vereint ist, woraus ein neues Thier entsteht, oder vielmehr wieder vermehrt und dasjenige wird, was wir ein neues Thier nennen, indem das erste organisirte Wesen durch den Tod nicht vergehet, sondern allein die Theile der Materie verliert, wodurch es vermehrt worden, und welche es durch eine neue Geburt wieder erlangt. Er sucht dieses durch das Beyspiel einiger Fliegen und Insecten begreiflich zu machen, welche, nachdem sie

lange todt und vergraben gewesen, wieder zu ihrem Leben gelangen. Wenn dieses sich also verhält, so fliesset aus dieser Muthmassung, daß alle Thiere und Insecten, welche nun vorhanden sind, vom Anfang an eben dieselben gewesen, und daß die Zahl derselben weder grösser noch kleiner sey, als solche bey der ersten Schöpfung gewesen. Er ist auf diese Meynung gefallen, um die Seelen der Thiere nicht zu vernichen, und die Schwierigkeit zu beantworten, welche wider ihre unendliche Vervielfältigung gemacht wird. Man muß bekennen, daß diese Erfindung sehr sinnreich, und einem so scharfsinnigen Geiste vollkommen gemäß ist. Es wird aber schwer fallen, die Menschen zu überreden, daß sie diese Art der Auferstehung des Leibes und der Seele bey den Thieren glauben, indem es ohnedem schon gar zu viele Sadducäer giebt, welche nicht begreifen können, wie die zu Staub gewordenen Leiber der Menschen wieder zu ihrer vorigen Gestalt gelangen können, und daher die Auferstehung einzig und allein auf die Seele ausdehnen. Diese Lehre scheint übrigens mit der Meynung der Juden einigermassen überein zu kommen, welche glauben, daß in dem Leibe des Menschen ein kleines Bein befindlich sey, welches nicht vergehen könne, und wodurch, wie man sagt, ein gewisser Jude die Auferstehung des Fleisches dem Kayser Hadriano beweisen wollen. Manasses Ben Israel redet weitläuftig von diesem Beine, und sagt: daß der König David davon rede, wenn er sagt: Er bewahrt mir alle meine Gebeine, daß deren keines zerbrochen werde. Das Bein wird insgemein Lutz genannt, aber wenige kennen solches zu diesen Zeiten, und es ist wahrscheinlich, daß die unver-

gäng-

gängliche Materie des Hrn. Leibnitzens ein gleiches Schicksal haben werde. Man sieht aus dem, was ich beygebracht habe, wie gefährlich es sey, sich in diese Streitigkeit einzulassen, weil man, was man auch vor eine Partey ergreifen mag, allenthalben anstößt. Die größten und scharfsinnigsten Geister, welche sich bemühet haben, einen Mittelweg ausfündig zu machen, haben, so viele Arbeit sie auch angewandt, die Sache doch nicht heben können. Es ist also am besten, in diesem Stücke seine Unwissenheit zu bekennen, und sein Urtheil bis auf eine nähere Erläuterung auszusetzen. Ich bin ꝛc.



Der zwey u. dreyßigste Brief.

Mein Herr,

Sie berichten mir in Ihrem letzten Schreiben, daß Sie die Erklärungen Johannis Clerici über die heilige Schrift mit Vergnügen durchgelesen. Sie sind aber dennoch, wie ich merke, mit verschiedenen Auslegungen dieses großen Critici nicht zufrieden, weil solche bisweilen sehr kühn sind, und gewisse Mirakel zu schwächen scheinen. Ich meines Theils habe bereits seit langer Zeit den Grundsatz Philippi Melanchthons vor Augen gehabt, welcher sagt: Daß die Menschen in einer guten Absicht irren können, und fälle daher ein weit gelinderes Urtheil über den Clericus, als viele andere. Ich habe alle seine Schriften durchgelesen, und kann daraus keinen andern Schluß machen, als daß er bey allen seinen Irr-

thümern, die man ihm beylegt, und worinn er auch vielleicht wirklich gerathen seyn mag, dennoch ein guter Christ gewesen. Eben dieselben Gedanken hege ich auch von dem Grotius. Diese beyden ansehnlichen Männer faßten aus einer wohlgemeynten Absicht den Entschluß, die heilige Schrift auf eine gesunde und richtige Art zu erklären. Zu dem Ende machten sie sich zuförderst die Hauptsprachen bekannt, und bemüheten sich hierauf, nachdem sie alle andere Auslegungen und Vorurtheile an die Seite gesetzt, die rechte Meynung der Schrift durch Hülfe grammatikalischer und allenthalben angenommener critischen Regeln ausfündig zu machen. Man muß eine solche Absicht allerdings hoch schätzen, obgleich ein jeder, welcher diesen Weg erwählet, nothwendig bisweilen von einer allgemeinen Erklärung abzuweichen genöthiget ist. Insonderheit, da die alten Ausleger eine geringe oder vielmehr gar keine Erkenntniß von der hebräischen Sprache gehabt, und daher nicht so geschickt gewesen, die Bibel zu erklären, als die Gelehrten der gegenwärtigen Zeiten, welche die Hauptsprachen aus dem Grunde verstehen, und sich in der Critik wohl umgesehen haben. Man findet daher auch, daß die beyden jüdischen Lehrer, Aben Esra und Maimonides auf besondere Erklärungen verfallen sind, welche nicht mit den Auslegungen anderer Rabbinen übereinstimmen, weil sie sich vorgenommen, die Schrift nach grammatikalischen Regeln zu untersuchen. Sie tadeln an dem Clerico, daß er nebst dem Grotio gewisse Prophezeyungen schwäche, von denen man glaubt, daß sie auf den Meßiam zielen. Ich billige selbst einige von seinen Erklärungen in diesem Stücke nicht. Indessen bin

bin ich doch versichert, daß weder er noch Grotius dieses aus einer andern Absicht gethan, als, um die übrigen Weissagungen desto mehr zu bestärken, weil sie dafür gehalten, daß die Religion durch nichts mehr geschwächt werde, als wenn man die Worte zwingen will, dasjenige zu bedeuten, was sie nach den Regeln der Sprache und Critik nicht bedeuten können, und sich solcher Argumente bedient, die nicht hinlänglich sind, und wodurch den Feinden der Religion nur Anlaß gegeben wird, alle andere Erklärungen für parteyisch und verdächtig zu halten. Wenn aber jemand aufrichtig gestehet, daß gewisse Erklärungen nicht wohl gegründet sind, so ist sein Zeugniß in andern Dingen von einem desto grössern Gewichte. Eben dieses kann man auch von den Wunderwerken sagen. Denn wozu nützet es, gewisse natürliche Dinge zu Mirakeln zu machen? Dieses dient zu nichts anders, als die rechten und wirklichen Wunderwerke gleichfalls allerhand Zweifeln zu unterwerfen. Daß Clericus sowol als Grotius für die christliche Religion wohl gesinnt gewesen, solches erhellet aus ihren gründlichen Schriften von der Wahrheit des christlichen Glaubens. Man bemerkt übrigens allenthalben, daß Clericus ein eifriger Beschützer der christlichen Religion überhaupt gewesen. Seine Schriften zeugen von einer besondern Scharfsinnigkeit. Und aus seinem Leben erhellet, daß er allem Reichthum und aller weltlichen Hoheit entsagt, um ohne Hinderniß zu schreiben, und dasjenige ans Licht zu bringen, was er für Wahrheit hielte. Dieses allein hat ihn angetrieben, gleichsam in einer gewissen Armuth zu leben, und für die holländischen Buchhändler zu arbeiten, um sein tägliches Brod zu ver-

verdienen. Es erfordert demnach die Billigkeit, über einen solchen Mann ein gelindes Urtheil zu fällen. Keine Zeit ist seit dem Anfange des Christenthums zur Ketzermacherey unbequemer gewesen, als diejenige, in welcher wir nun leben, da alle Jahre scharfsinnige Köpfe mit neuen Schriften wider die Religion überhaupt ans Licht treten, und nicht nur, wie ehedem, diesen und jenen Glaubensartikel, sondern den Grund des Glaubens selbst angreifen, und die Hauptfestung mit Sturm zu erobern suchen. Solche Zeiten erfordern, daß die christlichen Secten den unchristlichen Haß und andere Streitigkeiten an die Seite setzen, um ihre Kräfte wider einen gemeinschaftlichen Feind zu vereinigen, so wie man sieht, daß andere Parteyen thun, welche durch weltliche Absichten von einander getrennet werden, wenn sie eine Verbindung zu einer gemeinschaftlichen Vertheidigung für nöthig halten. Man muß gleichfalls bey solchen schlüpfrigen Zeiten, als die gegenwärtigen sind, nicht zu stark auf diese oder jene angenommene Meynung bestehen, sondern sich allein solcher Gründe bedienen, welche wichtig und unwidersprechlich sind. Dieses ist jederzeit die Absicht des Grotii, Clerici, und anderer billigen Theologen gewesen. Sie haben die H. Schrift durch vernünftige Erklärungen ausser alle Critik zu setzen gesucht. Sie haben die Auslegungen nicht stark getrieben, welche die Sache nicht heben, diejenigen aber, welche gar nichts beweisen, haben sie völlig fahren lassen, um den Feinden der Offenbarung keine Gelegenheit zur Satyre zu geben. Sie haben endlich auch stets zur Einigkeit ermahnt und gerathen, diejenigen zu dulden, welche sich wegen kleiner Streitigkeiten von einander

ab=

absondern, übrigens aber in den Grundartikeln des Glaubens einig sind. Durch solche Waffen kann die Hauptfestung der Religion am besten vertheidigt werden, und die Theologi von allen Secten werden endlich aus Noth zu solchen Mitteln greifen müssen, wenn die Naturalisten auf solche Art fortfahren, wie sie angefangen haben. Die Zeit wird vielleicht lehren, daß dieses mein Bedenken über die zukünftigen Zeiten nicht ungegründet ist, und daß die Vereinigung, woran man bisher vergebens gearbeitet, durch diese bedenklichen Umstände am ersten dürfte befördert werden. Alsdenn wird man solche Syncretisten, wie Grotius, Clericus und andere, als Säulen der Religion ansehen; die hitzigen Theologos aber als ungeschickte Soldaten in der streitenden Kirche abdanken. Ich bin 2c.



Der drey u. dreyßigste Brief.

Mein Herr,

Sie bezeugen in ihrem letzten Briefe ihr Vergnügen über das letzte musikalische Concert, welches sie bey mir angehöret. Wie ich aber aus dem ganzen Schreiben abnehme, so sind sie zwar mit den Personen, welche dasselbe aufgeführt, nicht aber mit der Composition selbst zufrieden. Ich bin mit ihnen in diesem letzten Punkte einig, ob ich gleich meine Meynung nicht öffentlich sagen darf, aus Furcht, von unsern heutigen Musicis als ein Mensch von einem schlechten Geschmack und Gehör angesehen zu werden.

 Denn

Denn diese Art Leute verabscheuet alles, was süß und harmonisch ist, und findet bloß an Dissonanzen einen Gefallen. Dieser verderbte Geschmack hat allenthalben, und zwar in einem solchen Grad überhand genommen, daß wenn einer von den Alten wiederum aufstehen, und eines von den nun gewöhnlichen ansehnlichen Concerten mit anhören sollte, so würde derselbe sich einbilden, daß die Instrumente nicht mit einander accordirten, oder daß die Saiten auf einem jeden Instrument nicht gestimmet wären. Die Musik der Alten war simpel, jedoch dabey natürlich, angenehm und harmonieus; die Musik der Neuern ist künstlich, aber auch zugleich unnatürlich und rasselnd. Vor kurzer Zeit hat man sich doch vorgenommen, Symphonien zu componiren, wodurch die Musik wieder auf den alten Fuß zu kommen scheint. Ich nehme mir bey dieser Gelegenheit die Freyheit, Ihnen von der Musik der Alten eine kurze Nachricht zu geben. Unter dem Worte Musik verstand man in uralten Zeiten den Gesang, die Poesie und den Tanz, und ein Musikus war in allen dreyen Stücken erfahren. Das Wort hatte auch damals eine weitläuftigere Bedeutung. Denn man begriff unter der Musik alle Harmonie und Ordnung in der Regierung und Haushaltung, und wenn man dieses weiß, so hat man nicht Ursache, über einige von den Alten zu spotten, welche gesagt haben, daß eine Regierung nicht ohne Musik bestehen könne. Nachher aber hat man hieraus drey verschiedene Wissenschaften gemacht, so daß die Musik bloß aus einem Gesang und dem Laut der Instrumenten zugleich, oder wie wir nun sagen, aus der Vocal- und Instrumentalmusik allein bestanden.

Die

Die Vocalmusik ist dem Ansehen nach die allerälteste, weil die Stimme der Menschen älter ist, als der Gebrauch der Instrumenten, und die ersten Menschen, indem sie das Geschrey der Vögel gehöret und nachgemacht, singen gelernet haben. Weil die Schrift bezeugt, daß Jubal der erste Erfinder der musikalischen Instrumente gewesen, so erhellet daraus, daß man bis dahin nur bloß gesungen, und sich dieses Gesanges eine Zeit lang allein bedienet, entweder um Gott zu loben, oder auch zur Arbeit aufgemuntert zu werden. Das erste erhellet aus der ältesten Historie der H. Schrift, welche bezeugt, daß man seine Dankbarkeit gegen Gott für die empfangenen Wohlthaten, durch feyerliche Lobgesänge an den Tag gelegt. Das letzte zeigt die Erfahrung, weil niemand öfterer singt, als die Arbeitsleute, insonderheit diejenigen, welche faul und träge sind, weil solche durch den Gesang gleichsam neue Kräfte erhalten. Daher sagt Quintilianus: Musicam natura videtur ad tolerandos facilius labores, veluti muneri nobis dedisse. Mit dem Gesang ward nachher die Instrumentalmusik verbunden, und beyde Theile wurden sowol bey den oben angeführten Umständen, als auch sonst gebraucht, wenn man die Gemüther der Betrübten aufrichten, und die Soldaten zur Tapferkeit aufmuntern wollte. In der letztern Absicht bedienten sich die Spartaner und Cretenser einer gewissen Art von einer groben Musik, wenn sie im Felde waren, und ihren Feinden entgegen gingen. Man streitet übrigens, ob die alte oder neue Musik den Vorzug verdiene? Es ist schwer, hierinn ein Urtheil zu fällen, da man von der Musik der Alten nicht mit einer solchen Gewißheit, wie von ihren Schilde-

reyen, Bildhauerarbeit und Gebäuden urtheilen kann, die wir noch in Augenschein nehmen können, da= wir im Gegentheil von der Musik nicht anders, als nach der Beschreibung zu urtheilen vermögend sind. Es ist wahrscheinlich, daß die alleräluteste Musik, wie andere Wissenschaften, rauh und simpel gewesen, und daß solche mit der Zeit immer zu einer grössern Vollkommenheit gediehen. Man meynt, daß Amphion der Erfinder der Cyther oder Leyer gewesen, welche von Lino oder Orpheus vielleicht verbessert worden. Hyagnis, ein Vater des Marsias, soll zuerst die Flöten erfunden, und auf einem solchen Instrumente mit dem Apollo certiret haben. Therpander, welcher ein Poet und Musikus zugleich war, lebte in einem grossen Ansehen, weil er sowol die Vocal= als Instrumental=Musik verstand, und zugleich sang und spielte. Er vermehrte die Cyther, welche vorher nur drey oder vier Saiten hatte, mit sieben Saiten, welche Veränderung aber den Lacedämoniern doch nicht angenehm war, weil sie die alten Gebräuche nicht gerne fahren liessen. Phrynis ging hierinn noch weiter, und vermehrte das Instrument nicht nur mit zwo neuen Saiten, sondern erfand auch neue Melodien, welche von der alten und simpeln Gravität abwichen, wesfalls er von dem Aristophane in der Comödie, die den Titel führt: Die Wolken, getadelt wird. Timotheus, welcher auf ihn folgte, wird für den größten Cytherspieler zu seinen Zeiten gehalten. Er vermehrte die Saiten auf der Cyther, und that noch einige hinzu. Er ward aber desfalls durch ein öffentliches Edict von der lacedämonischen Obrigkeit bestraft, die zugleich befohl, daß es bey den vorigen sieben Saiten sein Bewenden ha-

ben

ben sollte. Nach ihm kam Archilochus, und endlich Aristoxenus, welcher die alte Musik auf die höchste Stuffe gebracht. Er lebte zu den Zeiten Alexanders, und noch etwas später, und hinterließ eine große Menge Schriften, von denen gegenwärtig nur allein drey Bücher, de elementis harmonicis,, übrig sind. Von dem Ursprung, Wachsthum und Herrlichkeit der Musik bey den Israeliten habe ich in meiner jüdischen Historie gehandelt. Daß die Musik ehedem auch in unserm Norden geblühet, solches erhellet aus verschiedenen Zeugnissen in der Historie; und wenn man demjenigen Glauben beymessen darf, was von verschiedenen wundervollen Wirkungen derselben erzählt wird, so muß diese Kunst sehr hoch gestiegen gewesen seyn. So viel ist ausgemacht, daß die Poeten und Sänger an keinem Orte in einem größern Ansehen gewesen, als in den nordischen Ländern. Die ältesten und nordischen Begebenheiten sind alle in der Musik abgefaßt, und die sogenannten Skalden, Poeten oder Sänger waren insgemein Hofleute und königliche Minister. Aus dem, was ich eben angeführt, kann man sich einiger massen einen Begriff von der alten Musik machen. Die neuern Musici können sich zweyer Vortheile rühmen, die den Alten unbekannt gewesen. 1) Die Alten wusten nichts anders als Homophonien, oder was die Italiener gegenwärtig unisono nennen, so daß die Veränderung allein darinn bestand, daß man eine Octav über die andere sang oder spielte.. 2) Die Musik der Alten war in 18 Töne getheilt, von denen ein jeder seinen eigenen Namen hatte; ein jeder Ton war wieder durch gewisse Merkmale, die man σημεῖα, oder Zeichen nannte, angedeutet.

Diese

Diese Zeichen, deren man sich sowol bey der Vocal- als Instrumental-Musik bediente, wurden oben über die Worte geschrieben, und waren in zwo Linien gesetzt, von denen die erste sich auf den Gesang, die unterste aber auf die Instrumente bezog. Man hat noch einige alte geschriebene griechische Bücher, worinn die Zeichen auf die oben angeführte Art befindlich sind. Kircher hat folgendes Specimen gegeben, welches er in einer sicilianischen Bibliothek gefunden:

ᒣ_Γ ᒣ Γ Γ Θ I ᒣ_Γ Γ Θ I &c.
Χϱυ σε ά Φεϱνιξ Α πολ λο νος.

d. i. O goldene Leyer des Apollo!

Dieser Charactere hat man sich in der Musik bis ins XI. Seculum bedient, da endlich Guido Aretinus die Art erfand, die wir nun gebrauchen, da die Noten auf verschiedene Linien gesetzt werden, so daß die Stelle einer jeden Note einen Ton anzeigt. Diese Noten waren im Anfange nichts anders, als Punkten, wobey dennoch nicht angezeigt war, wie lange man bey einer jeden Note aushaltē sollte. Endlich kam einer aus Paris, Namens Jean de Meurs, auf eine Erfindung, wodurch die Länge und Kürze einer jeden Note konnte angezeigt werden, und dieses ist der Ursprung der nun gebräuchlichen grauen und schwarzen Noten, wie auch der einfachen und doppelten Fusen, welche durch ganz Europa angenommen worden. Man kann nicht leugnen, daß die Musik dadurch sehr erleichtert, und zu einer grössern Vollkommenheit, als die alte, gebracht worden. Man hält 3) davor, daß die Alten keinen Begriff von den Concerten von verschiedenen Partien gehabt, sondern wenn sie ein Tutti sungen oder spielten, so ging der Baß sowol, als der Discant aus einem

Ton,

Ton, und die eine Partie hatte nicht mehrere Noten, als die andere. Da im Gegentheil die Herrlichkeit der Musik gegenwärtig in den Partien von einer verschiedenen Composition bestehet, welche doch mit einander harmoniren, und zwar solchergestalt, daß wenn der Discant nur eine einzige Note hat, so hat der Baß 8 bis 16 und umgekehrt. Dieses ist es, was die Franzosen contre points nennen, und welche, wie man meynt, den alten Musicis unbekannt gewesen, wiewol man noch deswegen streitet. Man muß gestehen, wenn die Alten von diesen contre points nichts gewußt, so hat die neue Musik allerdings einen grossen Vorzug. Man kann indessen nach diesen drey angeführten Punkten dennoch überhaupt kein Urtheil fällen. Denn man findet an der andern Seite, daß einige Instrumente der Alten überaus künstlich eingerichtet gewesen. Ihre Flöten klungen vortreflich, ihre Lauten und Cythern hatten mehrere Saiten, und ihre Orgeln, (Hydraulae) welche durch das Wasser getrieben wurden, erforderten fast königliche Kosten, zu geschweigen, daß ein jedes Wort im Gesange mit der Note auf dem Instrument überein kam, und man die Worte ganz genau hören konnte, welches zu unsern Zeiten nicht mehr angeht, indem man oft auf einer Sylbe einen ganzen Takt aushält. Ich will demnach die Sache unentschieden lassen, was die uralte Musik betrift. Die Musik, welche vor 100 Jahren in Europa gebräuchlich gewesen, hat durch den verderbten Geschmack des gegenwärtigen Seculi ihre natürliche Süßigkeit verloren. Denn die Compositionen, welche nun gemacht werden, zielen mehr auf die Kunst, als auf die Annehmlichkeit, und vergnügen die Zuhörer

rer nicht sowol, als daß sie von Musikanten und Sängern etwas zu schaffen geben. Es hat also die Musik mit den Schauspielen einerley Schicksale. Denn die letztern können eben so wenig von den Kennern, deren Geschmack annoch nicht verdorben ist, ohne Ekel angesehen werden. Daß die Musik des Corelli, und die Schauspiele des Moliere annoch in einigem Werthe sind, solches rührt bloß von den Namen dieser Männer, und von dem Ruhme her, welchen dieselben sich erworben haben. Denn wenn jemand heutiges Tages nach ihrem Plan ein Stück componiren, oder ein Schauspiel verfertigen wollte, so würde er bey den neuern Kennern keinen Beyfall finden; weil dieselben nichts anders haben wollen, als was schwer und künstlich ist, ob es gleich überhaupt keine große Kunst erfordert, ein schweres Concert zu componiren. Denn mancher kann durch eine bloße Menuet sein großes Geschick zur Musik eben so gut, und noch besser, als durch ein stark ausgearbeitetes Stück an den Tag legen. Ich bin 2c.

✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡

Der vier u. dreyßigste Brief.

Mein Herr,

Sie tadeln es, daß unser gemeinschaftlicher Freund C. A. die Schriften des Herrn Bayle so gern lieset. Ich meines theils verarge ihm dieses nicht. Denn obgleich einige anstößige Dinge darinn angetroffen werden, so muß man doch auch zu gleicher Zeit gestehen, daß man aus den Schriften dieses

ses vortreflichen Mannes sehr viel lernen, und insonderheit den gemeinen Geschmack, welcher den meisten Studirenden anklebt, mit einem viel reinern und gesundern verwechseln kann. In den Schriften des Bayle findet man beständig etwas neues und seltenes, und obgleich verschiedene Meynungen, die er vorgetragen, nicht statt haben können, so geben sie doch Gelegenheit, einer Sache weiter nachzudenken, woran man sonst vielleicht nimmermehr gedacht hätte. Mir ist kein Schriftsteller weder unter den neuern noch alten bekannt, welcher mit einer solchen Einsicht, und mit einem so durchdringenden Verstande geschrieben hätte, und es ist nie eine Schrift ans Licht getreten, welche in Absicht auf die Arbeit, Menge und Abwechselung der Materien, Richtigkeit, gründliche Critik, und nette Schreibart mit dem critischen Dictionair des Herrn Bayle könnte verglichen werden. Man findet in demselben eine tiefsinnige Philosophie, eine gründliche Critik über allerhand Materien, und eine ungemeine Zuverläßigkeit auch in den geringsten Dingen, welche man am allerwenigsten in einem so weitläuftigen Werke und von einem solchen Skribenten erwarten sollte, der seine Feder als ein Hofmann geführet. Ein jedes Blatt zeigt eine unendliche und fast sklavische Belesenheit an. Kommt er auf eine Historie, so entgeht ihm nichts, sondern es ist ihm alles bekannt, was jemals von grossen und kleinen Skribenten davon geschrieben worden. Er läßt auch nicht den kleinsten Umstand vorbey, welcher zur Aufklärung einer Sache gereichet, und verbessert sehr oft allerhand Fehler, die von andern begangen worden. Trägt er einen philosophischen Satz vor, so merkt man, daß er sich

nicht

nicht nur die Lehrbegriffe aller alten und neuern Philosophen bekannt gemacht, sondern er eröfnet auch sein Bedenken darüber auf eine so gründliche, als lebhafte und neue Art. Mit welcher Geschicklichkeit er seine Feder zu führen gewußt, solches erhellet daraus, daß obgleich keine Lehre für ungereimter und leichter zu widerlegen gehalten worden, als die manichäische und sceptische, so hat er dieselbe doch auf eine solche Art auszuschmücken gewußt, daß die größten Gottesgelehrten und Philosophen ihre Kräfte vereinigen müssen, um seine Sätze zu bestreiten. Kurz, sein Dictionair ist ein unwidersprechlicher Beweis von einer starken Arbeit, genauen Aufmerksamkeit, und einer ungemeinen Scharfsinnigkeit und Einsicht: Ja wenn man sich die Grösse desselben vorstellet, indem es aus 4 grossen Folianten bestehet, welche, wenn sie mit andern ordentlichen Buchstaben wären gedruckt worden, acht andere ausmachen würden, so muß man sagen, daß dieses Werk fast die Kräfte eines Mannes übersteiget. Seine eignen und paradoxen Meynungen, die er allenthalben ausstreuet, haben ihm viele Feinde zugezogen, und diejenigen sind zu entschuldigen, welche ihm dieses zur Last legen. Wenn sie aber sagen, daß in seinen Schriften nichts als Verwirrung und thörichte Sätze anzutreffen, so verrathen sie ihre Affecten. Ich meines Theils lese seine Schriften mit einer grössern Bewunderung, und daher kann ich leicht begreiffen, wesfalls unser Freund, welcher einen guten Geschmack hat, nicht müde werden kann, die Schriften des Herrn Bayle zu lesen. Ich bin ꝛc.

Der fünf u. dreyßigste Brief.

Mein Herr,

In der abgewichenen Woche war ich mit einem Mann in Gesellschaft, welcher der reformirten Religion zugethan war. Wir geriethen bey unserer Unterredung unvermuthet in eine Religionsstreitigkeit, die jedoch ohne sonderliche Hitze an beyden Seiten fortgesetzt ward. Er beklagte sich über eine gewisse Unbeugsamkeit und Härte bey den Evangelischen, welche alle auf eine Vereinigung der beyden Religionsverwandten abzielende Vorschläge verwürfen, da doch sonst diese Vereinigung sehr leicht möglich zu machen wäre, indem beyde Parteyen in den Hauptpunkten nicht von einander abgingen. Ich aber behauptete, daß sie in den Grundartikeln des Glaubens nicht mit einander überein kämen. Wie er nun zu wissen verlangte, welcher Artikel den Evangelischen am anstößigsten wäre, so antwortete ich, derjenige, welcher von der Prädestination handelt, indem solcher uns eine schlechte Idee von Gott giebt, Gott zum Urheber der Sünde macht, und ihn als einen solchen Richter abmahlet, welcher die meisten Menschen aus bloßem Wohlgefallen zur Verdammniß bestimmt. Er antwortete: Die Reformirten machen Gott eben so wenig, als die Evangelischen zu einem Urheber der Sünde; sondern dieses ist bloß eine Folge, so die letztern aus der Lehre von der Prädestination ziehen, welche die ersten sich nicht erkühnen zu läugnen, indem

solche sich auf die Episteln Pauli gründet. Beyde Religionsverwandten können in diesem Stücke eine gleich gute Absicht haben, weil sie beyde darauf bedacht sind, die Eigenschaften Gottes zu retten. Die Evangelischen erkühnen sich nicht, die Lehre von der Prädestination anzunehmen, weil dieselbe mit der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit Gottes zu streiten, und ihn aus einem gnädigen Vater zu einen strengen und willkührlichen Richter zu machen scheinet. Die Reformirten erkühnen sich aber an ihrer Seite auch nicht, wider die Souverainität Gottes zu streiten, und seine absolute Macht einzuschränken, insonderheit da die Schrift solches verbietet. Denn es heißt: Kann auch ein Topf zu dem Töpfer sagen: Warum machst du mich also? Beyde Parteyen sind also bloß durch die Furcht und Ehrerbietung zu verschiedenen Redensarten veranlasset worden; Sonst aber kommen sie beyde in ihrem Zweck und in ihrer Hofnung mit einander überein, ob sie gleich verschiedene Wege dazu erwählen. Und da dieses sich also verhält, so muß die Erbitterung und der Haß an beyden Seiten aufhören. Die Evangelischen müssen die Reformirten nicht verdammen, weil dieselben eine unumschränkte Prädestination glauben, um die Macht Gottes desto mehr zu erhöhen, insonderheit da die Reformirten sich gar nicht an die Folgen binden, welche andre daraus ziehen, sondern vielmehr bekennen, daß sie mit den Evangelischen gleiche Gedanken von der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit Gottes hegen, ob es gleich der schwachen Vernunft der Menschen schwer zu begreifen fällt, wie eine solche Prädestination mit der Güte Gottes kann vereiniget werden. Es ist genug,

fuhr

fuhr er fort, daß die Schrift uns befiehlet, dieses zu glauben, und man kann kein grösseres Merkmal der Demuth und Ehrfurcht geben, als wenn man die Vernunft unter dem Gehorsam des Glaubens gefangen hält. Ich antwortete darauf: Die Reformirten weichen selbst von den Buchstaben ab, so oft es darauf ankommt, die anscheinenden Widersprüche in der Schrift zu heben, und sich aus gewissen Schwierigkeiten heraus zu wickeln. Da nun die Schrift an andern Orten sagt: GOtt will, daß alle Menschen selig werden, Christus ist für alle gestorben, anderer Schriftstellen zu geschweigen, welche von der göttlichen Barmherzigkeit so prächtig und nachdrücklich reden; erfordert es denn nicht die Nothwendigkeit, sich vernünftiger und billiger Erklärungen zu bedienen, wenn etwa hin und wieder ein Spruch vorkommt, welcher eine absolute Prädestination anzuzeigen scheint? Solche Regeln nehmen die Reformirten, auch selbst bey denjenigẽ Punkten in acht, welche zu dieser Materie gehören. Denn so oft es heißt, daß Christus für alle genug gethan, und daß Gott die Seligket aller Menschen will, so weichen sie von den Buchstaben ab, und deuten solches allein auf die Auserwälten. Wenn man an einem von diesen beyden Orten von den Buchstaben abweichen soll, so ist es nach den Regeln einer gesunden Auslegungskunst nöthig, solches bey dem ersten Spruch zu thun, indem uns auf solche Art eine rechte Idee von den heiligen Eigenschaften und der Güte Gottes gegeben wird. Er schwieg hierauf ein wenig stille. Endlich aber sagte er: Die Reformirten läugnen die Güte und Gerechtigkeit Gottes nicht Sie sagen, Gott ist unendlich gnädig und barmherzig, un-

geachtet sie dieses mit der absoluten Prädestination, wovon die Schrift redet, nicht vergleichen können. Indessen aber sündigen sie durch ein solches Bekenntniß nicht. Sie legen dadurch vielmehr eine noch grössere Probe von ihrem Glauben und von ihrer Demuth ab, indem sie sich nicht erkühnen, die Geheimnisse Gottes zu erforschen, welche der menschlichen Vernunft verborgen sind. Ich versetzte: Wer das eine zugiebt, der muß auch das andere einräumen. Wer da sagt, daß Gott aus einem blossen Wohlgefallen die meisten Menschen zur Verdammniß bestimmt, der behauptet auch, daß er ihre Verdammniß will, und macht denselben also zum Urheber der Sünde. Wenn jemand sagt, daß ein Regent bey der Austheilung der Strafen und Belohnungen nichts als seinen bloßen Willen vor Augen hat, und keine andre Ursache als diese anführet: Sic volo, sic iubeo, stat pro ratione voluntas, so sagt er zugleich, daß es ein ungnädiger und ungerechter Regent ist. Weil er hiergegen nichts einzuwenden wußte, so brachte er endlich das letzte Argument vor, dessen sich die Reformirten wider die Evangelischen bedienen, indem sie sagen, daß beyde Parteyen in der Sache selbst einig wären, und nur bloß in den Ausdrücken und Redensarten von einander abgiengen. Er fragte, ob die Evangelischen nicht zugäben, daß Gott alles vorher sähe, was geschehen sollte, und ob es ihm nicht frey stehe, Menschen zu erschaffen, oder nicht? Wie ich beyde Fragen bejahet, so sagte er: Wenn GOtt ohne Noth aus blossem Wohlgefallen Menschen schafft, von denen er voraus sieht, daß sie werden verdammt werden, ist dieses nicht eben so viel, als sie zum Verderben zu bestimmen. Denn was unfehlbar

vor=

voraus gesehen wird, das muß unfehlbar geschehen. Die Lehre von der Vorhersehung ist demnach eben demselben Einwurf unterworfen, den man der Meynung von der Prädestination insgemein zu machen pflegt. So wenig man aber den Evangelischen zur Last legt, daß sie durch ihre Lehre die Güte und Gerechtigkeit Gottes läugnen, eben so wenig muß man den Reformirten auch ihre Meynung vorwerfen, und eine so verhaßte Folge daraus ziehen. Ich erwiederte; es ist ein großer Unterscheid, eine Sache vorher zu sehen, und dieselbe zu bestimmen. GOtt hat den Menschen einen freyen Willen verliehen, das Gute zu erwählen, und das Böse zu fliehen, und daher muß und kann ihr Verderben keiner andern Ursache, als dem Mißbrauch dieser Gabe zugeschrieben werden. Er suchte hierauf meine Gedult durch alle Einwürfe zu ermüden, welche Hr. Bayle in diesem Stücke vorgebracht, und ich merkte, daß er sie recht an den Fingern herzusagen wußte. Weil aber dieser Streit sich in die Länge zu ziehen schien, indem bey der Vorhersehung sich allerhand Zweifel äussern, so hielt ich für rathsam, unsere Unterredung durch folgende Erinnerung zu endigen: Wir sind beyde in dem Stücke einig: daß Gott gütig, barmherzig und gerecht ist. Die Evangelischen bekennen dieses nicht nur, sondern sie meiden auch solche Redensarten, welche dagegen streiten. Die Reformirten geben vor, daß sie eben dieselbe Lehre führen; sie bedienen sich aber solcher Ausdrücke, welche dieser Lehre entgegen und so anstößig sind, daß viele Heyden sich in dieser Absicht gewegert haben, die christliche Religion anzunehmen. Was würden die Reformirten verlieren, wenn sie solche anstößige, und mit ihrer eignen Leh-

re streitende Redensarten fahren liessen? Wollten sie etwa einwenden, daß sie besorgten, der unumschränkten Macht Gottes dadurch zu nahe zu treten, so wird seiner Allmacht dadurch nichts benommen, wenn man sagt, daß er nicht ungerecht seyn, oder etwas thun könne, welches mit seinen heiligen Eigenschaften streitet. Oder wollten sie sagen, daß sie sich nicht erkühnten, von den Worten Pauli abzugehen, oder solche durch andere Erklärungen einzuschränken; so müßten sie gestehen, daß sie ohne Noth bey andern Schriftstellen von den Buchstaben abweichen, wo es ganz deutlich heißt: daß Gott die Seligkeit aller Menschen verlanget. Es scheint überdem, daß Calvinus sich selbst nicht so sehr in diese Lehre veliebt, daß er solche für einen Hauptartikel sollte gehalten haben. Denn sonst würde er die locos communes des Melanchthons nicht ins Französische übersetzt, und einen Schriftsteller gerühmt haben, welcher in diesem Stücke von einer ganz andern Meynung war. Er ward über diese Rede bestürzt, und ging weg, nachdem er mir noch vorher die Versicherung gegeben, daß er dieser Sache weiter nachdenken wollte. Ich aber machte hieraus folgenden Schluß: Wenn man bey Religionsstreitigkeiten gelinde und freundlich zu Werke gehet, so gewinnet man mehr, als wenn man die stärksten Argumente mit Feuer und Hitze vorträgt. Ich bin 2c.

Der sechs u. dreyßigste Brief.

Mein Herr,

Sie rücken es mir in Ihrem letzten Schreiben nicht un-

undeutlich vor, daß ich von dem Herrn Bayle gar zu hohe Gedanken hege. Sie rühmen zwar die große Arbeit, Scharfsinnigkeit und angenehme Schreibart dieses Schriftstellers: Sie sagen aber zugleich, daß sie nicht begreifen können, wie ein Mann, der frey gedacht, bisweilen auf solche thörichte, und fast fanatische Meynungen fallen können. Denn man sieht, schreiben Sie, daß er bey aller Gelegenheit die Herrschaft der Vernunft zu bestreiten sucht, und allen und jeden einen blinden Glauben anräth, ohne eine weitere Untersuchung anzustellen. Was kann seltsamer seyn, insonderheit bey einem critischen Skribenten, welcher selbst fast alle überhaupt angenommene Meynungen über einen Haufen wirft, und in allen andern Stücken gar zu sehr auf seine eigene Vernunft zu pochen scheint? Sie werden aber anders urtheilen, wenn sie erwegen, daß Herr Bayle diese Lehre bloß aus dem Grunde angenommen, um gewisse seltsame Sätze des Manichäismi und Pyrrhonismi zu vertheidigen, worinn er sich verwickelt hatte. Wenn er nur nicht auch dabey die Absicht gehabt hätte, welche ihm einige beylegen, die H. Schrift zu schwächen, und zu zeigen, daß die Revelation der Vernunft entgegen sey. Es scheint, daß er, um sich keinem Verdruß und keiner Gefahr zu unterwerfen, welche eine solche Lehre mit sich führet, auf eine so feine Art, zugleich aber auch aus einer bösen Absicht, einen blinden Glauben so eifrig angerathen, und die Lehre so weitläuftig gemacht, welche einige Gottesgelehrten von der Gefangennehmung der Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens vorgetragen. Sie brauchen beyde fast einerley Redensarten, sie haben aber beyde nicht einerley Ab-

sicht. Denn einige Geistlichen haben dadurch nur diejenigen zu demüthigen gesucht, welche die Vernunft zur einzigen Regel und Richtschnur des Glaubens machen, und nichts annehmen wollen, was über ihren Begriff ist. Es scheint aber, daß Herr Bayle zeigen wollen, daß die Schrift der Vernunft entgegen sey, und daß ein Gläubiger des Gebrauchs der Sinnen entbehren könne. Zu dem Ende bedient er sich der Waffen der oben gemeldeten Geistlichen, um sie zu bestreiten. Es ist demnach ganz und gar seine Absicht nicht, die Vernunft zu verwerfen, welche er selbst, und bisweilen gar zu stark anwendet, sondern er bedient sich dieser Lehre nur als eines Schildes, um denjenigen zu begegnen, welche ihn eines Unglaubens beschuldigen. Wenn man dieses erwegt, so kann man nicht sagen, daß er in diesem Stücke sich selbst nicht gleich ist. Man muß vielmehr seine Lehre, daß der Gebrauch und das Urtheil der Sinnen in Glaubenssachen nichts gilt, als den feinsten und klügsten Kunstgrif ansehen, wodurch er sich in den Stand gesetzt, alles ungescheut zu sagen, was ihm nur eingefallen. Ich wundere mich daher über diese Lehre nicht, weil solche mehr schlau und listig, als gemein und fanatisch ist. Ich habe mich aber weit mehr über einige andere von seinen Lehren gewundert, wovon ich nur zwo Proben anführen will. Wenn er von der Feuerprobe redet, die vor einigen hundert Jahren allenthalben eingeführt war, und einige sich wundern, wesfalls eine solche Probe, nämlich ein glüendes Eisen unbeschädigt in der Hand zu tragen, heutiges Tages nicht mehr gemacht werden könne; so antwortet er, daß solche ehedem durch gewisse Geister in der Luft dirigirt worden, welche nun aber

der-

dergleichen Verrichtungen verlassen, um andere vorzunehmen. Ich gestehe, daß ich in diesem Urtheil den Herr Bayle nicht kenne; indem man solche Meynung eher einem Alberto Magno, einem Cardano, oder einem andern Träumer, als einem solchen critischen Philosophen zutrauen sollte. Wenn er an einem andern Orte von dem Glücke redet, welches einige Menschen beständig begleitet, so wie das Unglück andere unaufhörlich verfolgt, und man das Glück so wenig als das Unglück einem bloßen Zufall zuschreiben kann; so meynt Herr Bayle, daß die Luft mit guten und bösen, mit starken und schwachen Geistern angefüllt sey, welche dergleichen Dinge zum Schaden und Nutzen der Menschen dirigirten. Wenn einer z. E. entweder in der Lotterey, oder im Karten- oder Würfelspiel glücklich ist; so meynt er, daß ein guter Geist für einen solchen Menschen die großen Gewinste ziehe, die Würfel also welze, daß die großen Augen oben zu liegen kommen, und die Karten also mische, daß sein Favorit lauter Triumphs erhalte. Solche Urtheile sind so elend und jämmerlich, daß es sich nicht der Mühe verlohnet, den Ungrund derselben zu zeigen. Wenn sie demnach dergleichen Anmerkungen über die Schriften des Herrn Bayle gemacht hätten, so wollte ich ihrem Urtheil unverzüglich beytreten, aber aus der von ihnen gemachten Erinnerung leuchtet weder eine Ungleichheit, noch Mangel der dem Verfasser sonst eignen Scharfsinnigkeit hervor. Durch die beyden von mir angeführten Punkten aber wird das Sprüchwort bestättiget: Interdum quoque bonus dormitat Homerus. Weil indessen nur wenige Urtheile von dieser Art in den Schriften des Herrn Bayle an-

getroffen werden, so können diese beyde Anmerkungen seinen verdienten Ruhm nicht schwächen, sondern ein jeder ist dennoch gezwungen, von ihm dieses Urtheil zu fällen, daß er eine ganz ausnehmende Scharfsinnigkeit in unzähligen Dingen blicken lassen, und die Critik auf die höchste Spitze gebracht. Ich bin ꝛc.



Sieben u. dreyßigster Brief.

Mein Herr,

Ein gewisser Mann, den Sie wohl kennen, ließ sich in der abgewichenen Woche in einer Gesellschaft verlauten, daß er sich viel leichter entschliessen würde, die catholische als die reformirte Religion anzunehmen. Ich wunderte mich über diesen Ausspruch, und zwar um so viel mehr, da ich merkte, daß die meisten von den Anwesenden eben so gesinnt waren. Die Reformirten sind von uns in zwey Artikeln, nämlich von der Prädestination und dem Abendmahl unterschieden. Der erste Punkt ist zwar hart und anstößig. Weil aber die Reformirten die Folge leugnen, die man aus ihrer Lehre ziehet, als wenn sie Gott zum Urheber der Sünde machten, und übrigens von der Güte, Heiligkeit und Barmherzigkeit Gottes auf eben dieselbe Art, wie wir, reden; so dünkt mich, daß man in diesem Stücke ein wenig gar zu lieblos von ihnen urtheilet. Eben dasselbe kann man auch von dem andern Punkte sagen, worinn sie von uns abgehen. Sie stimmen mit uns überein, was den Nutzen und den Gebrauch des Abendmahls, wie auch die Nothwendig-

digkeit und die christliche Vorbereitung zu demselben betrifft. Sie sind allein in einer Speculation von uns unterschieden, welche, ihrer Meynung nach, zu den metaphysischen Untersuchungen muß gerechnet werden. Wenn man nun diese Irrthümer, wie beträchtlich dieselben auch seyn mögen, mit den Lehrsätzen der römisch catholischen Kirche zusammen hält; so wird man mit leichter Mühe wahrnehmen, daß sie damit nicht zu vergleichen sind. Ich will diesesmal die andern wichtigen Streitigkeiten übergehen, welche wir mit der römischen Kirche haben, und nur zwey Stücke anführen, woraus eine offenbare Abgötterey hervor leuchtet. Der erste und wichtigste Punkt betrifft die Anbetung des geweiheten Brodts, welche Verehrung die gröbste Abgötterey der Heyden weit übertrifft. Die Heyden beteten zwar Säulen und Bilder an, ja sie verehrten bisweilen gar Ochsen, Crocodille, Schlangen und Kräuter; sie beteten aber alle diese Dinge nicht als Götter, sondern als göttliche Symbola, oder als solche Dinge an, welche Gott vorstellen. Die Catholischen aber beten nicht allein das geweihete Brodt an, sondern sie sagen auch: das ist der allmächtige Gott selbst. Wie ich mich zu Paris aufhielte, und das geweihete Brodt einmal in einer Proceßion am Fronleichnamsfeste vor dem Hause des persischen Gesandten vorbey getragen ward, so erkundigte sich der Gesandte, welcher aus seinem Hause der Procession zusahe, was dieses bedeuten sollte. Wie man ihm sagte: daß man einen kleinen, und in Gott verwandelten Brodkuchen in einer Schachtel herum trüge, so schüttelte er den Kopf, und konnte sich nich genug darüber wundern, wie man auf solche Einfälle gera-

then

then können, und zwar nicht ohne Ursache. Denn nichts ist schwerer zu begreifen, als wie es möglich gewesen, daß eine so unmenschliche Lehre bey vernünftigen Creaturen Wurzel schlagen können, ja man kann nichts anführen, wobey das menschliche Geschlecht eine grössere Ursache hätte, zu erröthen. Dieser Glaubensartikel aber hat sich nebst vielen andern in den finstern und barbarischen Zeiten eingeschlichen, und die Römischcatholischen sind nunmehr gemüßiget, ihn zu vertheidigen, weil sie keinen Irrthum in ihrer Kirche zugeben können, ohne zugleich das ganze Gebäude über einen Haufen zu werfen. Eben dieses kann man auch von dem zweyten Hauptpunkt, nämlich von der Verehrung der Bilder ihrer Heiligen sagen. Die römischen Geistlichen suchen diese Sache zwar einigermassen zu beschönigen, indem sie einen Unterscheid unter einer gottesdienstlichen und unter einer andern Verehrung machen, und behaupten, daß sie nicht die Bilder, sondern die Heiligen verehren, welche dadurch vorgestellt werden. Weil aber die Heyden eben dieselbe Erklärung gegeben, wenn man mit ihnen von eben einer solchen Verehrung geredet, und die Römischcatholischen es selbst als eine grobe Abgötterey bey ihnen getadelt; so müssen es sich die letztern nicht befremden lassen, wenn man den bey ihnen üblichen Bilderdienst mit eben denselben Augen ansiehet. Verschiedene Heyden, die, wie man sagt, von den Spaniern in Indien und Amerika bekehret worden, treiben diese Verehrung noch weiter. Die Heyden in Chili, welche von den Spaniern die Verehrung der Bilder der Heiligen gelernet haben, setzen nach dem Bericht eines gewissen Skribenten gar allerhand Speise und Getränke

ke vor den Bildern der Heiligen nieder, anstatt sie solches ehedem bey ihren alten Götzenbildern zu thun gewohnt gewesen. Die römischen Priester aber sehen dabey durch die Finger, theils, weil dieses eine Aehnlichkeit mit ihrer eignen Verehrung hat; indem sie ihre eignen Bilder auch schmücken, Wachslichter bey denselben anzünden u. s. f. theils auch, weil sie sich die Gerichte wohl schmecken lassen, womit die Heiligen von den Indianern beschenkt werden. Es sind aber nicht nur Bilder der Heiligen, welche die Römischcatholischen verehren, sondern auch Haare, Knochen, Hirnschalen, und allerhand Gefässe, wenn man nur vorgiebt, daß solche den Heiligen zugehöret. Ein vornehmer gelehrter Protestant sagt: Wenn jemand behauptete, daß er die Haut von dem Esel hätte, worauf Christus geritten; so würde man solche auch anbeten, und dadurch die Beschuldigung bestättigen, womit man ehedem die Christen belegte, als wenn sie einen Esel verehrten. Wenn man den Reisebeschreibungen trauen darf, so wird an einem Orte in Italien wirklich ein Eselskopf verwahret, welcher von dem Esel seyn soll, worauf Christus geritten. Wenn man denselben zeigt, so fällt das ganze Volk auf die Knie. Wenn man bedenkt, daß verschiedene Gebeine, welche man in Rom ausgegraben, als Gebeine der Heiligen verehret werden; da doch die Historie zeigt, daß die Missethäter, insonderheit zu den Zeiten Neronis, in solche Höhlen begraben worden, so muß man nothwendig über eine solche Verehrung erstaunen. Und wenn man zugleich betrachtet, daß unzählige andere lächerliche Reliquien mit großer Ehrerbietung verwahrt und angebetet werden; so muß man nothwendig

dig mit einer großen Verachtung gegen eine solche Lehre eingenommen werden, welche dem menschlichen Geschlechte zur Schande gereichet. Ich will zum Beweis nur einige von den kostbarsten Reliquien anführen, welche nach dem Bericht Lucä Marinäi mit großer Ehrfurcht zu Oviedo in Spanien aufbehalten werden: Man zeigt daselbst einige Stücke von dem Leinwand, worinn Christus gewickelt worden, da er in der Krippe gelegen. Ein Stück von dem Brodt, womit er die 5000 Mann in der Wüsten gespeiset. Ein Stück Erde von dem Grabe Lazari. Einen von den 30 Silberlingen, für welche Judas unsern Heiland verrathen. Ein Stück von dem Mantel des Elias. Einige Beine von den unschuldigen Kindern, welche Herodes umbringen lassen. Ein Schuh zu dem rechten Fuß des heiligen Petri. Einige Haare der Maria Magdalena, womit sie die Füße Christi getrocknet. Ein Stück von dem Stab Mosis, womit er das rothe Meer getheilet. Die Verehrung solcher Reliquien verdient um so viel mehr getadelt zu werden, da es offenbar ist, daß es keine ächte Reliquien sind. Eben dasselbe kann man auch von den Heiligen sagen. Ein Mahler mahlte an statt des heiligen Pancratii den heiligen Camprotium, wesfalls Pancratius von der Zeit an als ein solcher Heiliger verehret ward, der die Krämpfe vertreiben könnte. Andern Heiligen werden gleichfalls allerhand Wirkungen, bloß ihres Namens halber beygelegt. Die Schuster verehren den Crispinum oder St. Crepin, weil die Pantoffeln in der lateinischen Sprache Crepidae heissen; und die Schmiede verehren St. Clou, a Clauibus, oder den eisernen Nägeln. Was die andern Glaubensartikel be-

betrift, von dem Fegfeuer, dem Ablaß, den Wallfahrten ꝛc. so wird man fast nicht einen einzigen finden, der nicht auf den Nutzen und Vortheil der Geistlichen gegründet wäre, und womit kein Gewerbe getrieben würde. Wenn man nun zu diesen allen noch den fürchterlichen Grundsatz füget, welcher allenthalben in der römischen Kirche angenommen ist, nämlich, daß alle diejenigen ohne Gnade verdammt werden, welche auch nur im geringsten von solchen ungereimten und unmenschlichen Lehren abweichen, ja, daß man mit den tugendhaftesten und vernünftigsten Menschen zum Scheiterhaufen wandert, bloß weil sie nicht begreifen können, daß eine solche Lehre mit dem Worte Gottes übereinstimmet; so ist leicht zu begreifen, daß die Evangelischen, welche meynen, daß es nicht so gefährlich sey, sich eher zur catholischē als zur reformirten Religion zu wenden, beyde Religionen nicht hinlänglich genug untersucht haben. Ich bin ꝛc.

✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡

Der acht u. dreyßigste Brief.

Mein Herr,

Wie wir zuletzt in der Stadt mit einander redeten, so sprachen wir von den barbarischen Völkern in Asia, Afrika und Amerika, insonderheit aber von den Tartarn und Arabern, welche aus dem Rauben und Plündern ein Handwerk machen, ohne daß sie dieses für sündlich oder unanständig halten. Die Sache an sich selbst ist billig tadelnswürdig. Man kann aber daraus das böse Naturel dieses Volkes keines

neswegeserweisen. Denn dieses rührt vielmehr nur von einigen bösen Gewohnheiten her, welche dermassen bey ihnen Wurzel geschlagen haben, daß sie die Unanständigkeit derselben nicht weiter wahrnehmen. Solchergestalt war es hier in Norden ehedem eine durchgängig angenommene Gewohnheit, Seeräuberey zu treiben, obgleich die nordischen Völker sonst sehr tugendhaft waren, ja grössere und erhabnere Tugenden ausübten, als ihre Nachkommen, und die Menschen der gegenwärtigen Zeiten. Ein französischer Skribent, Namens Arvieux, welcher sich eine lange Zeit in dem Orient aufgehalten, macht eine so gute Beschreibung von den Arabern, daß solche wehrt ist, hier wiederholt zu werden, insonderheit, da mein Bedenken, welches ich eben über dieses Volk eröfnet, dadurch bestärkt wird. Er gesteht, daß sie ohne Scheu reisende Leute rauben und plündern, er theilt aber auch zu gleicher Zeit eine Nachricht von den andern Gebräuchen und Gewohnheiten dieser Nation mit, welche so beschaffen sind, daß sie dadurch die gesitteten Europäer beschämen. Er sagt: Die Araber sind von Natur ehrbar und mäßig. Sie bestreben sich, eine solche Weisheit und Ernsthaftigkeit in allen ihren Handlungen blicken zu lassen, daß auch die lächerlichsten Dinge nicht vermögend sind, bey ihnen auch nur ein Lächeln zu erwecken. Sie halten dafür, daß diejenigen, welche über Kleinigkeiten lachen, entweder eine Thorheit oder eine Unvollkommenheit zu erkennen geben, und daß ein lächelndes Angesicht nur allein Kindern und Weibern anständig sey. Sie reden wenig, und niemals anders, als wenn es die Noth erfordert. Wenn sie aber reden, so geht es nach der Ordnung, und niemals

mals fällt einer dem andern in die Rede. Dieses ist der Gewohnheit der Europäer gerade entgegen. Denn dieselben reden alle zugleich, und loben denjenigen vor allen andern, der am meisten schwatzen kann. Wenn die Araber die vielen und weitläuftigen Worte hören sollten, welche wir bey unsern Complimenten, und bey unserm Umgange gebrauchen; wenn sie die Bewegungen des Leibes, die vielen äusserlichen Stellungen und Geberden sehen sollten, welche wir unsern Handlungen insgemein beyfügen, und die wir für artig und zierlich halten, so würden sie urtheilen, daß wir unsern Verstand verloren hätten. Die Araber bewegen sich eben so wenig, als eine Bildsäule, und wenn sie reden könnten, ohne die Lippen zu bewegen, so würden sie solches als den höchsten Grad der Vollkommenheit ansehen. Sie hören mit großer Gedult die weitläuftigen Reden der Frauenspersonen, der Kinder, und der auswärtigen Schwätzer an, ohne ihnen in die Rede zu fallen, oder zu antworten, und wenn die Rede auch vom Morgen bis an den Abend währen sollte. Sie lieben diejenigen, welche mit einem kaltsinnigen Muthe vieles mit wenig Worten sagen, und solche Dinge vorbringen, woran sich niemand stossen kann. Anzügliche Scherz- und Stachel-Reden aber sind völlig aus ihren Gesellschaften verbannet. Wenn jemand redet, so höret der andere mit Aufmerksamkeit zu, und antwortet nicht eher, bis der andre seine Rede bereits eine ziemliche Zeit geendiget. Der Umgang der Araber ist sehr anständig. Man höret nichts bey ihnen, wodurch das Gehör und das Gemüth könnte geärgert werden. Indessen nennen sie doch eine jede Sache bey ihrem rechten Namen; welches sie nicht

für unanständig halten. Sie reden von niemanden übel, wo es nicht solche Leute sind, deren Boßheiten allenthalben bekannt sind, und deren Missethaten nicht dürfen oder können verschwiegen werden. Ihre Höflichkeit geht so weit, daß sie niemanden widersprechen, wenn jemand auch ja in ihrer Gegenwart eine unglaubliche Historie erzählt, oder eine Unwahrheit hervor bringt. Sie geben davon folgende Ursache an, daß man niemanden beleidigen müsse. Sie sagen: Derjenige, welcher eine Historie erzählt, muß am besten wissen, ob dieselbe wahr ist oder nicht, und wenn er einen Gefallen an einem ungegründeten Geschwätz findet, warum solte man ihm ein solches Vergnügen nicht gönnen? Eine solche Höflichkeit im Umgange, welche hier bey einem ganzen Volke allgemein ist, trift man in Europa kaum bey einzelnen Personen, und auch nicht in der meist gesitteten Stadt, als Paris, an, wohin doch die Jugend in großer Menge reiset, um gute Sitten zu lernen. Denn eben dieselbe Bescheidenheit, welche die Clienten in unsern Ländern gegen ihre Obern blicken lassen, beobachten die Araber gegen ihres Gleichen und Untergebenen. Wenn man an ihnen tadeln kann, daß sie reisende Leute plündern, so muß man dieses wieder an der andern Seite von ihnen rühmen, daß ein jeder Fremder, welcher Noth leidet, die Freyheit hat, um Tischzeit in ihre Wohnungen zu treten, und sich ohne Weitläuftigkeit zu Tische zu setzen, wofür er nichts weiter, als einen bloßen Dank, zu bezahlen hat. Das erste rührt aus einer bösen Gewohnheit her, wozu sie durch die Armuth angetrieben werden. Das letzte aber fließt aus ihrem guten Naturell her. Die sogenannten Barbaren in Afrika, welche

che von der Seeräuberey Profeßion machen, murren niemals wider Gott, und fluchen niemals, ja die Eide sind bey ihnen so unbekannt, daß sie nicht einmal einen Namen in ihrer Sprache haben, wodurch sie dieselben bezeichnen können. Dapper redet von einer preiswürdigen Gewohnheit bey den Marokkanern, welche doch für ein barbarisches Volk gehalten werden. Wenn ein Christ sich angiebt, daß er ihren Glauben annehmen will, so wird ihm solches nicht eher erlaubt, als bis er andern Christen zu erkennen gegeben. Sodann müssen sich Christen und Mahometaner in einer gewissen Anzahl versammlen, und vor und wider die christliche Religion allerhand Gründe vorbringen. Wenn die Unterredung ein Ende hat; so steht es der Person frey, entweder bey ihrem Vorhaben zu bleiben, oder solches fahren zu lassen. Wenn wir demnach unsre eigne Sitten und Gewohnheiten betrachten, und solche mit den Sitten der Völker vergleichen, die wir barbarisch nennen, so werden wir finden, daß wir nicht viele Ehre zu reden haben. Wir lachen über den König zu Bassora, welcher die Plätze im Himmel für Geld verkauft, da doch die römischen Päbste eben dasselbe thun. Ich habe größtentheils in dieser Absicht meine unterirdische Reise geschrieben, um eine Vergleichung der Sitten anzustellen. Andere dergleichen Bücher haben eben denselben Endzweck, und zeigen, daß wir Europäer uns gar zu sehr in unsere eigne Moden verlieben, und daß die orientalischen Völker bey ihrer Zurückkunft Ursache haben, uns eben so vieler Fehler zu beschuldigen, als wir ihnen beylegen. Ludolph erzehlt folgende Historie. Einige Abyßiner kehrten einmal bey einem Gastwirth in Rom ein, um daselbst zu speisen,

sen, und weil sie meynten, daß es in Rom eben so wäre, wie in ihrem Vaterlande, so setzten sie sich ohne weitere Vorrede zu Tische. Wie sie aber nach der Mahlzeit dem Wirth bloß dankten, ohne weiter etwas zu bezahlen, so zog ihnen der Wirth ihre Kleider aus, welche der Pabst wieder einlösen muste. Man kann leicht gedenken, was sie bey ihrer Zurückkunft von den Europäern für ein Portrait werden gemacht, und was sie von vielen andern Dingen werden geurtheilet haben, die wir mit der grösten Gravität verrichten, was sie insonderheit von den feyerlichen Bündnissen werden geurtheilet haben, die wir viermal des Jahres mit Gott schließen, die aber niemand zu halten sich bemühet. Der Herzog von Charoß sagte einmal zu dem Herzog d'Estree: Warten Sie nur bis morgen, heute will ich mich nicht an ihnen rächen, weil ich eben communiciret habe. Ich bin rc.

* * * * * * * * * * * * * * *

Der neun u. dreyßigste Brief.

Mein Herr,

Sie melden mir in ihrem letzten Schreiben, daß sie vor kurzer Zeit in einer Gesellschaft auf dem Lande, oder vielmehr in einem Collegio Politico, welches sie in der Provinz halten, unter andern politischen Materien auch die Frage untersucht, woher der große und öffentliche Geldmangel rühre, den man nun gegenwärtig in allen Ländern weit stärker als in alten Zeiten bemerket, da doch die Einkünfte aller Potentaten heutiges Tages augenscheinlicher weit grösser sind,

sind, als solche vor hundert Jahren gewesen. Die Frage ist wichtig und artig; die Muthmaßungen aber, welche sie davon in ihrem Schreiben eröfnen, sind meiner Meynung nach nicht hinlänglich, dieselbe völlig zu beantworten. Mich dünkt, daß die Hauptursache dieses Mangels darinn bestehet, daß die großen Herren zu diesen Zeiten eine grössere Kriegesmacht auf den Beinen halten, als das Land zu tragen vermögend ist. Zu alten Zeiten führten die Reiche und Republiken langwierige Kriege, ungeachtet die Einkünfte der Schatzkammer nur geringe waren. Nun aber hört man, nachdem der Krieg zwey oder drey Jahre geführet worden, über Geldmangel klagen, und auch selbst in Frankreich, wo die königlichen Einkünfte doch einige hundert Millionen stärker sind, als sie vor hundert Jahren gewesen. Man kann zwar noch einige Nebenursachen anführen; die rechte eigentliche Quelle aber ist die Menge der Kriegsvölker, welche nicht nach dem Vermögen eines jeden Landes eingerichtet ist. Denn schwache Fürsten stellen heutiges Tages eben so zahlreiche Heere ins Feld, als die mächtigsten Könige in alten Zeiten. Man darf sich also nicht wundern, daß die Schatzkammern in der Geschwindigkeit ausgeleeret werden, indem die Vermehrung der Einkünfte nicht hinreicht, dasjenige wieder zu ersetzen, was die Vergrösserung der Ausgaben wegnimmt. Alle Regenten werden demnach zu Kriegszeiten Mangel an Gelde leiden, wenn man die Sachen nicht anders einrichtet, und die Kriegsheere wieder auf den Fuß setzet, wie solche in vorigen Zeiten gewesen. Wollen sie etwa wissen, wie solches nach meinen Gedanken bewerkstelliget werden könnte, so will ich ihnen ein von mir vor

nicht gar langer Zeit entworfenes Project mittheilen, und bitte, solches ihrem Collegio Politico in der Provinz zur Beurtheilung darzulegen. Denn hier in Copenhagen eröfne ich es keinem Menschen; theils weil die Stadt mit satyrischen Personen angefüllt ist, welche vielleicht sagen dürften, daß der Abt de St Pierre wieder aufgestanden, theils auch, weil die Einwohner in den Städten nicht die Einsicht in Staatssachen haben, wie die Leute auf dem Lande, welche lieber ihr Abend- und Morgengebet als die Zeitungen versäumen, und daher in Staatssachen weit besser als andere erfahren sind. Man könnte nämlich ein allgemeines Gesetz oder Conclusum mit Einwilligung aller christlichen Potentaten machen, (wenn der türkische Kayser dasselbe mit unterschreiben wollte, so wäre es mir nicht entgegen) daß ein jeder Regent zu Kriegszeiten nicht mehr als eine gewisse Anzahl Kriegsvolk ins Feld stellen sollte, welche durch eine allgemeine europäische Commißion nach der Größe und nach dem Vermögen eines jeden Landes sollte festgesetzt werden. Die Ausführung dieses Projects würde einen mannigfaltigen Nutzen haben. Die Kriege würden nicht halb so kostbar werden, als sie heutiges Tages sind. Die Armee eines jeden Potentaten würde aus lauter auserlesenen und disciplinirten Truppen bestehen, und die großen Herren würden nicht gemüßiget seyn, so viel Fremde anzuwerben, welches sie nun thun müssen, um das Land nicht von Einwohnern zu entblössen. Ihr Collegium politicum in der Provinz wird ohne Zweifel hiergegen allerhand Einwendungen machen. Es wird sagen: was wollten sodann die Schweizer anfangen, und wie sollten es andere machen, denen die Handlung

mit

mit den Soldaten ihren Unterhalt verschaffet. Ist es nicht unbillig, ganze Nationen ihres redlichen Gewinnstes zu berauben? Dieser Einwurf kann folgendergestalt gehoben werden: Es ist unbillig, einen solchen nützlichen Vorschlag zu verwerfen, bloß um den Handel und Vortheil einiger Leute zu befördern. Und die Schweizer leiden dadurch überdem nicht einmal Schaden an ihrer Nahrung. Denn Savoyen, die italienischen Staaten, und andere, können doch der Schweizer niemals entbehren. Der Vorschlag zielet auch nicht im geringsten darauf ab, die Potentaten von dem Recht der Werbungen überhaupt auszuschliessen, wenn die Zahl der Kriegsleute nur nach dem Vermögen und Zustande eines jeden Landes eingerichtet ist. Die Schweizer würden vielmehr gewisser massen noch dadurch gewinnen. Denn wenn die Werbungen nicht so gepreßt, und die Kriegsleute nicht mit einer solchen Gewalt aufgetrieben würden, so wäre auch die Bezahlung desto richtiger, und es würde alsdenn nicht so oft heissen: point d'argent, point des Suisses. Die andern Einwendungen, welche man dagegen machen kann, sind diese: Man wird 1) sagen, die Potentaten würden sich die Hände nicht binden lassen, sondern alle Macht gebrauchen, welche sie nur aufzubringen vermögend wären. Man kann aber drauf folgendes antworten: Die Hände werden niemanden gebunden, wenn sie sich alle diesen Anschlag freywillig gefallen lassen, welcher aber um so viel eher sich einen durchgängigen Beyfall versprechen kann, weil dadurch so viele Unterthanen und Geldsummen ersparet werden, und die Macht eines jeden doch eben so groß und ansehnlich bleibt, als solche vorher gewesen. Z. E. ich se-

ße, daß Frankreich nun gegenwärtig zu Kriegszeiten 300000 Mann auf den Beinen hat, welche Macht es für nöthig hält, weil die Feinde von Frankreich eine gleiche Anzahl ins Feld stellen. Beyde Parteyen finden sich durch die Unterhaltung so großer Armeen beschweret. Wenn man nun eine allgemeine Reduction nach dem von mir entworfenen Plan vornähme, und die Größe der Kriegsheere nach der Größe eines jeden Landes einrichtete, so würden 100000 Mann eben so hinlänglich vor Frankreich seyn, als nun 300000 Mann sind. Das Reich würde die Unkosten sparen, welche es nun jährlich auf die Unterhaltung von 200000 Mann wenden muß, die augenblicklich vermehret werden, so bald ein neuer Krieg angeht. Wenn zwo Personen mit einander ins Faustgemenge gerathen, so brauchen sie alle fünf Finger. Wenn man aber die Abrede nimmt, daß man nur einen Finger gebrauchen wolle, so ist der eine Finger von eben derselben Wichtigkeit, als sonst fünfe. In alten Zeiten pflegten ganze Nationen ihre Streitigkeiten dadurch auszumachen, daß sie zehn bis zwölf tapfere Männer von beyden Seiten auftreten, und solche mit einander kämpfen liessen. Wenn dieses verabredet wird, so sind zwölf Männer von eben derselben Wichtigkeit, als sonst 100000. Es wird also durch diesen Vorschlag die Macht eines Herrn nicht eingeschränkt, sondern ein jedes Land kann seine vorige Stärke gebrauchen, weil es nun mit dem Drittheil eben so viel, als sonst mit einer noch dreyfach verdoppelten Stärke auszurichten vermögend ist. Die andere Einwendung, welche man hiergegen machen kann, besteht darinn: Wie sehr auch dieser Vorschlag ins Auge fällt, und wie nützlich

lich derselbe auch seyn kann; so ist es doch unmöglich, eine allgemeine Einwilligung aller Potentaten in diesem Stücke zuwege zu bringen; insonderheit, da das Project etwas anstößiges bey sich hat, und die Macht der Potentaten, wo nicht wirklich einschränkt, doch wenigstens einzuschränken scheinet. Wenn sich aber nur ein Potentat wegert, ein solches Project anzunehmen, so fällt die ganze Sache über einen Haufen. Man kann aber darauf folgendes antworten: Zuförderst ist es nicht wahrscheinlich, daß jemand sich wegern sollte, einen solchen Vorschlag anzunehmen, welcher einen so augenscheinlichen Nutzen bey sich hat. Wenn aber dieses Project ja einigen nicht gefallen sollte, so könnte diese Abrede allein unter solchen Regenten geschlossen werden, welche den daraus entstehenden gemeinschaftlichen Nutzen in Erwegung zögen. Diese könnten eine solche Proportion der Militz unter sich beobachten; gegen die andern aber, welche nicht in diesen Vorschlag gewilliget, sich aller Macht bedienen, welche ihnen nur aufzubringen möglich wäre. Wenn diese letztern sodann den Vortheil einsehen würden, welchen die Beobachtung dieser Regel den andern brächte, und die Schatzkammer der Contrahirenden immer in einem guten Zustande sich befinde, wenn die ihrigen ledig wären, so würden sie einer nach dem andern diesem Vorschlag beytreten, und sich auch dasjenige gefallen lassen, was sie vorher verworfen. Der dritte Haupteinwurf besteht darinn: Wenn auch alle Regenten sich bewegen liessen, ein solches Pactum zu unterschreiben, so würden doch einige unter der Hand heimlich suchen, dasselbe zu brechen, insonderheit wenn ein wichtiger Vortheil dadurch zu erhalten stünde.

 Man

Man kann aber auch darauf folgendes antworten. Niemand kann sein Kriegsheer auf eine so ansehnliche Art vermehren, daß die Nachbaren solches nicht unverzüglich merken sollten. Sobald demnach ein Contrahent eines solchen Verfahrens überzeugt wird, so schließt man denselben gleich aus dem Bündnisse aus, und die andern haben sodann Recht, wider ihn, als einen, der das Bündniß gebrochen, und das Völkerrecht übertreten, zu verfahren, und ihre Truppen so stark zu vermehren, als sie nur wollen. Kurz, wenn drey oder vier Potentaten sich nur erstlich dieser Sache halber mit einander vereiniget hätten; so würden die übrigen bald nachfolgen. Um alles desto deutlicher zu machen, will ich folgendes Exempel anführen: Frankreich und Spanien gerathen mit einander in Krieg. Frankreich kann eben so leicht 100000 als Spanien 40000 Mann unterhalten. Nach dem Vermögen beyder Reiche wird die Kriegsmacht von beyden Potenzen auf diese Anzahl festgesetzt. Wollte man nun hieraus die Unbilligkeit des Vorschlages zeigen, weil 40000 Spanier sich nicht gegen 100000 Franzosen vertheidigen können, so kann man darauf wieder antworten: daß die Spanier sich durch Bündnisse mit andern Völkern vereinigen müssen, um nicht dem Mächtigern zur Beute zu werden. Die durch den Vorschlag festgesetzte Anzahl thut nichts zur Sache, weil die Macht beyder Reiche in Absicht gegen einander dadurch nicht verändert wird. Denn wenn Spanien alle seine Kräfte anwendete, und seine Macht bis auf 80000 Mann vermehrete, so würde Frankreich 160000 Mann auf die Beine bringen. Der Unterscheid besteht allein darinn, daß beyde Reiche mit wenigern Kosten nach die-

diesem neuen Project Kriey führen könten, wie man in alten Zeiten gethan, ehe man angefangen, die Kriegsmacht über das Vermögen eines Reichs zu vermehren. Andere Potentaten, welche nicht in diesem Bunde begriffen, würden leicht merken, daß die Schatzkammen beyder Reiche nach einem langwierigen Kriege dennoch wohl angefüllet wären, ja daß diese Fehde die Länder mehr gestärkt, als geschwächt, indem ihre Militz dadurch abgehärtet, und in den Waffen geübt worden. An statt man also den Krieg auf die nun gebräuchliche Art bisher geführt, und sich dadurch an Volk und Geld erschöpft, so würde man nunmehr von allen Seiten her anhalten, in dieses Bündniß aufgenommen zu werden, um eben desselben Vortheils zu geniessen. Endlich kann man 4) einwenden, daß das Land durch die Unterhaltung großer Kriegsheere nicht so viel leidet, als man sich einbildet. Die Schatzkammern werden zwar ausgeleert, allein das Geld kommt unter die Leute, und wird ans den Kasten der Bürger und Proprietarien in die Hände der Soldaten und Krämer gebracht. Man darf aber nur den elenden Zustand betrachten, worinn ein langwieriger Krieg oft die Reiche und Länder versetzt, um von dem Nutzen desjenigen überzeugt zu werden, was ich angebracht. Frankreich gerieth durch den langwierigen spanischen Successionskrieg in eine solche Noth, daß man auch bereits wegen des Geldmangels im Begriffe war, Cartes blanches auszustellen, um das Reich von dem gänzlichen Untergang zu retten. Denn das meiste Geld geht bey dergleichen Kriegen ausserhalb Landes*. Erklä-

*) Einige Zeit nachher, wie dieses geschrieben worden, habe ich gehört, daß eine fremde Person wirklich einen

klären Sie alles dieses ihren politischen Brüdern etwas weitläuftiger, falls dieselben wider meinen Vorschlag allerhand Einwendungen machen sollten. Es würde mir eine herzliche Freude seyn, wenn dieser Vorschlag das Glück haben sollte, solchen großen Staatsleuten zu gefallen. Denn wenn sie denselben für annehmlich halten, so zweifle ich nicht im geringsten mehr, daß er nicht auch einmal anderwärts zu stande kommen sollte. Ich will mich des Rechts der Erfindung begeben, und Ihnen diese Ehre zu einer geringen Erkenntlichkeit für ihre hierauf gewandte Bemühung überlassen. Es ist mir Ehre genug, wenn sich ein höchstansehnliches Collegium Politicum so weit herabläßt, meinen geringen Vorschlag in Berathschlagung zu ziehen. Ich sehe dem in eurer Staatsversammlung hierüber gefällten Bedenken mit Verlangen entgegen und bin rc.

✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡

Der viertzigste Brief.

Mein Herr,

Sie bezeugen in ihrem letzten Briefe, daß ihnen mein Bedenken angenehm gewesen, welches ich über die Lehre des Pyrrho eröfnet, wenn dieselbe anders eine Lehre genannt zu werden verdienet, wodurch alle Gewißheit über einen Haufen geworfen, und alles ungewiß und wankend gemacht wird. Mich dünkt, wenn man seine Sätze mit dem Namen einer Leh-

solchen Vorschlag gethan. Die eigentlichen Umstände aber sind mir nicht bekannt.

Lehre belegen will, so ist diese Lehre mehr lächerlich als schädlich, insonderheit wenn man so weit gehet, als Pyrrho und seine Schüler zu thun gewohnt sind. Am ausführlichsten hat Sextus Empiricus hievon gehandelt, welcher zugleich mit aller nur möglichen Scharfsinnigkeit zu zeigen sich bemühet, daß alles ungewiß sey. Dadurch aber giebt er selbst einen Lehrer ab, welches doch gegen die Absicht der Zweifler streitet. Wenn die Sceptici allein gezeigt hätten, daß die meisten Dinge und Meynungen ungewiß wären, so würde diese Lehre nicht allein haben können vertheidiget werden, sondern dieselbe würde auch nützlich gewesen seyn. Denn sie würde dazu dienen, den Hochmuth der dogmatischen Philosophen zu dämpfen, und diejenigen zu widerlegen, welche ihre Muthmassungen für unwidersprechliche Grundsätze halten. Sie hätte auch dazu dienen können, die Ruhe des Gemüths zu befördern. Dieses ist eine Nebenabsicht von dem Scepticismo, welche darinn bestehet, daß man sein Urtheil aussetzt, und sich beruhiget, wenn man sieht, daß die Schwierigkeiten nicht können gehoben werden. Weil die Zweifler aber ihren Satz gar zu weit ausdehnen, und den Gebrauch der Sinnen und der Vernunft in allen Dingen für unnütz erklären, so ist es nicht der Mühe werth, sie zu widerlegen. Man kann sagen, es ist ungewiß, ob sich die Sonne oder die Erde herum drehe, aber es ist närrisch, sowol die Bewegung der Erde als der Sonne zu leugnen, und darinn besteht eben die Thorheit der Zweifler. Denn es ist ein anders, die Ursache und den Grund eines Dinges nicht einsehen, ein andres aber, der Existenz desselben widersprechen. Wenn jemand leugnet, daß drey Stücke mehr

mehr sind als zwey; wenn jemand sagt: daß eine große bleyerne Kugel nicht schwerer ist, als eine kleine Kugel von Papier, wovon ihn doch nicht nur sein eigen Gefühl, sondern auch das einhellige Zeugniß so vieler tausend Menschen überführen können. (Denn wenn einer unter zehn Tausenden keinen Unterscheid in dem Gefühl wahrnehmen sollte; so rührt solches nicht daher, daß ihn die Sinnen betriegen, sondern daß er entweder kein Gefühl hat, oder auch nicht wohl bey Sinnen ist.) Wenn einer also auf die oben angeführte Art urtheilet, so ist er kein Philosoph, sondern ein Zerstörer der Philosophie. Daher sieht auch Cicero den Arcesilaum als einen aufrührischen Mann an, und urtheilet von demselben, daß, gleichwie Tiberius Grachus den Frieden der Republik verstöret, also auch er die gesunden Sätze in der Philosophie verstöret habe. (Vt in optima Republica Tiberius Gracchus, qui otium turbaret, sic Arcesilaus, qui constitutam Philosophiam euerteret.) Es sind gewisse Sätze vorhanden, die man mit dem Namen der ersten Grundwahrheiten belegt, und welche alle Menschen zugeben, die ihren Verstand gebrauchen wollen. Solche sind folgende: „Nichts kann sich selbst erschaffen „oder hervorbringen. Was alle Menschen bekräftigen, das muß unwidersprechlich wahr seyn. Alle „Menschen wünschen sich etwas Gutes, und verabscheuen das Böse. Streitige Dinge können nicht „zusammen zu einer Zeit, und in einem Subjecto bestehen. Ein künstlich und ordentliches Gebäude „kann nicht von ungefähr entstehen, sondern rührt „von einem vernünftigen Wesen her. Was eine grosse Menge vernünftiger Menschen bezeugt, gehört

und

„und gesehen zu haben, daran kann man nicht zwei„feln. Das Ganze ist größer als ein Theil.„ Hieher gehört auch der moralische Grundsatz: „Was du nicht „willst, daß dir die Leute thun sollen, das thue du ih„nen auch nicht.„ Wenn jemand bey diesen Sätzen ein Bedenken findet, und solche leugnet, der leugnet auch zu gleicher Zeit, daß er eine vernünftige Seele hat, und ein Mensch ist. Mit einem, der also gesinnt ist, würde es thöricht seyn, sich in einen Streit einzulassen. Denn man verwickelt sich in allerhand Chicanen und Spitzfindigkeiten, woraus man nicht ohne Mühe wieder heraus kommen kann. So ging es dem großen Aristoteles, welcher den Vorsatz faßte, die seltsamen und paradoxen Meynungen des eleatischen Philosophi Zenonis zu widerlegen. Diogenes aber kam in diesem Stücke besser fort, indem er ihn auf die lächerliche und schon oben angeführte Art von seiner Thorheit überzeugte. Die seltsamen Meynungen des Zeno, welche Aristoteles durch philosophische Gründe zu widerlegen sich vergebens bemühet, bestehen hauptsächlich darinn, daß er geleugnet, daß es eine Bewegung gäbe. Es kann einem wol nicht leicht etwas ungereimters in den Sinn kommen. Nichts destoweniger hat er dieseUngereimtheit doch mit einer solchen Scharfsinnigkeit vertheidiget, daß der kluge Aristoteles ihn nicht recht philosophisch widerlegen können. Zeno bedient sich hauptsächlich folgender Gründe. Er sagt: Wenn man einen Pfeil abdruckt, so muß man, um die Bewegung darzuthun, im Stande seyn zu zeigen, in welchem Augenblick der Pfeil von dem Bogen abfliegt. Dieses ist man aber nicht im Stande zu thun, weil ein Augenblick nicht in meh-

rere Theile kann getheilet werden. Weil also niemand dieses bestimmen, und der Pfeil nicht in demselben Augenblick auf und von dem Bogen seyn kann, so ist auch darinn keine Bewegung. Wendet man ein, daß man den Pfeil mit seinen Augen fliegen sieht, so läst er sich dadurch nicht irre machen, weil er die Gewißheit der Sinne leugnet, und sich bloß an seine Einwendung hält, die, wie er sagt, nicht kann beantwortet werden. Das zweyte Argument, dessen er sich bedienet, um zu zeigen, daß es keine Bewegung giebt, besteht darinn, daß eine unendliche Zeit erfordert würde, einen Pfeil einige wenige Schritte, oder auch nur einen Daumen breit weit zu treiben. Denn weil die kleinste Partikel, oder das allerkleinste Sonnenstäubgen in der Luft, wodurch der Pfeil gehen soll, in unendliche Theile getheilt werden kann, so kann der Pfeil, wie er sagt, in einer unendlichen Zeit nicht einen Daumen breit weiter kommen. Wenn Zeno zu unsern Zeiten gelebt hätte, so würde er noch mehr auf diesen Einwurf gepocht haben, weil die grösten Philosophen gegenwärtig behaupten, daß die kleinsten Partikel ins Unendliche hinein können getheilet werden. Das dritte Argument des Zeno, worauf er sich am meisten einbildet, besteht darinn: Er stellt sich einen Menschen vor, welcher sehr hurtig auf den Beinen ist, und eine Schildkröte, die sehr langsam gehet, aber 20 Schritte voraus hat. Er setzt, daß der Mensch 20 Schritte eben so hurtig zurücke legt, als die Schildkröte einen, und lässet sie beyde auf solche Art um die Wette lauffen. Wenn nun der Mensch seine zwanzig Schritte, und die Schildkröte einen Schritt zurück gelegt, so hat die Schildkröte

doch

doch noch einen Schritt voraus. Diese Proportion setzt er nachher bis ins unendliche fort. Zeno führt noch mehrere Gründe an, um diese paradoxe Meynung zu bestärken, die ich hier übergehe. Man sieht, daß er ein sehr scharfsinniger, aber auch zugleich ein sehr seltsamer Philosoph gewesen, und daß er unter diejenigen gehöret, welche man nicht im Ernste, sondern nur im Scherz widerlegen muß. Eben dasselbe muß man auch bey den Schülern des Pyrrho beobachten. Denn die Erfahrung zeigt, daß man mit denselben nicht durchkommt, wenn man sie ernstlich zu widerlegen gedenket. Das stärkste Argument, welches die Stoici ihnen entgegen setzen, wenn sie sagen, daß man nichts darthun oder beweisen könne, besteht darinn: Wenn ihr Sceptici beweiset, daß keine Demonstration möglich ist, so beweiset ihr dadurch, daß eine vorhanden ist, wenn aber eure Gründe nicht hinlänglich sind, dieses zu beweisen, so ist wirklich auch eine Demonstration da, weil ihr nicht beweisen könnet, daß es keine giebt. Ihr sehet also, daß ihr wider euren Willen selbst demonstrirt, ihr mögt euch auch krümmen, und wenden, wie ihr wollet. Sextus, welchen dieser Einwurf nicht wenig bestürzt gemacht, giebt deswegen die Sache seiner Brüder noch nicht verlohren; sondern braucht unzählige Spitzfindigkeiten und Ausflüchte, um sich heraus zu wickeln. Mir gefällt das Argument besser, welches Herophilus, ein alter Medicus, wider den bekannten Diodorum gebrauchte. Denn wie Diodorus sich einmal die Schulter verrenkt hatte, und den Herophilum bat, ihm dieselbe wieder einzurichten, so antwortete der letztere, daß solches nicht

möglich seyn könnte, weil es keine Bewegung gäbe, worüber Diodorus lachen, und ihn bitten muste, diesesmal die Philosophie an die Seite zu setzen. Eben so verwirrt ward Diodorus zu einer andern Zeit, da sich einige wegerten, ihm das Geld wieder zu bezahlen, was er ihnen geliehen hatte. Denn weil er behauptete, daß in der Rechenkunst keine Gewißheit anzutreffen wäre, so vorenthielten sie ihm das Geld, weil es nach seiner Meynung nicht möglich sey, eine Addition oder Subtraction zu machen. Hieher gehöret eine artige Methode, wodurch jemand zu unsern Zeiten, wie man sagt, eine sophistische Schwierigkeit aufgelöset. Ein Sophist legte drey Eyer auf den Tisch, und sagte: Hier sind acht Eyer. Um dieses zu beweisen, machte er folgenden Schluß: Wo drey sind, da sind zwey, zwey und drey sind fünf. Wo zwey sind, da ist auch ein, zwey und ein sind drey. Folglich sind hier acht Eyer. Der andre stellte sich, als wenn er dieses glaubte. Er sagte aber: „Ich nehme nur die drey Eyer, und lasse dir „die übrigen fünf." Man hat billig Ursache sich zu wundern, daß verschiedene große Männer, als le Vayer, Leibnitz, Huetius, Bayle, und andere darauf verfallen sind, eine solche Lehre zu vertheidigen. Es ist aber doch wahrscheinlich, daß Bayle eine andre Absicht dabey gehabt: Denn da Herr Placette ihm dieses einmal vorhielt, so antwortete er, ich weis zuviel für einen Zweifler, und zu wenig für einen dogmatischen Lehrer. Ich bin ꝛc.

Der ein u. vierzigste Brief.

Mein Herr,

Sie melden mir, daß sie ihr Landgut verkauft, weil sie den Entschluß gefaßt, sich in der nächsten Stadt niederzulassen. Wenn sie solches ihrer Ruhe wegen gethan haben, so befürchte ich, daß sie ihren Zweck nicht erreichen werden. Denn wer sein Leben in Ruhe zubringen will, der muß entweder auf dem Lande, oder auch in einer großen Stadt wohnen. Denn ein jeder kann an beyden Orten so viel und so lange philosophiren, als er will, und zwar auf dem Lande, weil er daselbst allein ist, und in großen Städten, weil er daselbst allein seyn kann. Je größer die Städte sind, desto größer ist auch die Freyheit, welche man dorten geniesset. Man kann in London, in Paris und in Rom wie in einer Einöde leben, welches ich mit meinem eignen Exempel beweisen kann. Derowegen begab sich Cartesius oft nach großen Städten, um desto ungehinderter meditiren zu können. Denn ein jeder denkt in volkreichen Städten nur auf sich selbst, und ein Nachbar weiß von dem andern nichts zu sagen. In kleinen Städten aber verhält es sich ganz anders. Denn daselbst wird man gleich bekannt, ausgeforscht und beurtheilet. Ein jeder erkundiget sich gleich nach dem Gemüth, nach den Umständen und nach der Lebensart des andern, und die ganze Stadt weiß es auf das genaueste, wenn man aufstehet, und sich niederlegt, wenn man zu Tische gehet, was man isset und trinket

let u. s. f. Ueberdem sind die kleinen Städte insgemein in gewisse Factionen getheilt, und man ist gezwungen, wider seinen Willen entweder ein Tory oder ein Wigh, entweder ein Guelf oder ein Gibelline zu seyn. Denn wenn man neutral seyn, und es mit niemanden halten will, so hat man beyde Parteyen auf dem Halse, und wird für einen Sonderling oder für eine Nachteule gehalten. Ich glaube deswegen, daß sie sich aus keiner andern Ursache in einer kleinen Stadt niederlassen, als, um sich in Staats u. Rechtssachen zu üben. Denn dergleichen Städte sind die rechten politischen und juristischen Schulen hier im Lande. Ich habe dieses durch die Erfahrung bemerket. Denn in welches Haus ich auch gekommen bin, da hat man von solchen Sachen gesprochen, und welche Bibliothek ich auch gesehen habe, die hat aus Gesetzbüchern, Verordnungen und Bänden von Zeitungen von vielen Jahren her, bestanden. Es ist leicht zu gedenken, daß Leute, welche dergleichen Bücher im Kopfe haben, große Politici seyn müssen. Die Erfahrung zeigt gleichfalls, daß die meisten Staatsprojecte sich von solchen Orten herschreiben, und daß verschiedene, welche gerades Weges aus der Provinz kommen, sich für geschickt halten, die Hauptstadt in eine andere Form zu giessen. Was ist eine beständige Uebung, und ein ohne Aufhören fortgesetztes Lesen nicht vermögend auszurichten? Man spricht an solchen Orten an Posttägen von nichts anders, als von Märschen, Contramärschen, Feldschlachten, Belagerungen der Städte, und andern ausländischen Sachen, welche theils wahr, und theils falsch sind. An einem solchen Tage wird der Wirth nicht leicht jemanden von seinen Gä-

sten

sten etwas reichen, daß er nicht die Worte hinzufügen sollte: „Nun sieht es übel mit dem Kayser oder „Frankreich aus. Was die Gerichtshändel betrifft, so sind die Einwohner in den kleinen Städten darinn dergestalt geübt, daß ein jeder Bürger ohne Hülfe eines Procurators vor Gericht erscheinen, und seine eigne Sache vertheidigen kann. Ja ich erkühne mich zu sagen, daß man in solchen kleinen Kaufstädten noch größere Rechtsgelehrten als Staatsmänner antrifft. Die Rechte machen ihre Hauptbeschäftigung, und zugleich ihr gröstes Vergnügen aus. Ein gewisser Mann ward von seinem viertägigen Fieber befreyet, da er in seinem Hause einmal wieder zweene Gerichtsboten erblickte, nachdem er in einer langen Zeit keinen Proceß gehabt hatte. Wenn ich in der Hauptstadt lebe, so bin ich ganz unbesorgt, und setze weder meine Reden noch meine Briefe auf Schrauben. Wenn ich aber mit Leuten auf dem Lande zu thun habe, so wäge ich ein jedes Wort ab, welches ich rede, und mustere einen jeden Buchstaben, ehe ich denselben auf das Papier schreibe, damit niemand daher Gelegenheit nehmen möge, mit mir zu zanken. Denn die Auslassung oder Versetzung eines einzigen Punkts kann Gelegenheit zu einem Proceß geben, und die Richter in Bewegung setzen. Ich führe dieses bloß zu dem Ende an, um zu zeigen, wie sorgfältig die Leute in den kleinen Städten alles nehmen, und daß sie die Einwohner der großen Städte in diesem Stücke weit übertreffen. Wenn sie sich deswegen diese Wohnung zu dem Ende ausgesucht, um sich in solchen Sachen zu üben, so haben sie nicht übel gethan, daß sie einen solchen kleinen Ort erwählet. Wenn sie aber ihre

Ruhe dabey vor Augen gehabt, so besorge ich, daß es sie gereuen dürfte. Ich habe nicht unterlassen wollen, Ihnen meine Gedanken hievon zu eröfnen, und bin rc.

Der zwey u. viertzigste Brief.

Mein Herr,

Sie geben mir in ihrem letzten Schreiben nicht undeutlich zu verstehen, daß sie mit dem nicht zufrieden sind, was ich in meinem dritten lateinischen Briefe von den Sätzen des Cartesii und Newtons beygebracht. Es kann leicht seyn, daß ich, der ich meiner Profeßion nach, kein Mathematicus bin, in diesem Stücke irre. Ich dringe aber auch meine Gedanken niemanden auf, sondern unterwerfe solche stets dem Urtheil anderer und geübterer Kenner. Man hat bisher sich einer dreyfachen Methode bey der Naturlehre bedienet. Die erstere rührt von dem Aristoteles und den scholastischen Lehrern her, welche allenthalben qualitates occultas antreffen. Weil aber diese den natürlichen Dingen mehr neue Namen beylegen, als solche zu erklären gesucht haben, so sind dieselben mehr Stifter einer neuen Sprache, als philosophische Lehrer zu nennen. Es ist ihnen dieses von andern vorgeworfen worden, und sie haben, da sie es endlich selbst gemerkt, zu verschiedenen malen ihre Meynungen geändert. Sie haben aber dadurch nichts anders ausgerichtet, als daß sie aus einem Irrthum in den andern gerathen. In einem so wankenden Zustande war die Naturlehre fast 2000 Jahre, bis

bis endlich der berühmte Cartesius, der in dem vorigen Jahrhunderte lebte, die Physik auf eine andere Art zu lehren anfieng. Er setzte alle alte Meynungen an die Seite, und nachdem er auch zu gleicher Zeit alle bisher gebräuchliche und nichts bedeutende Redensarten und Wörter verworfen, so bemühete er sich, die Wahrheit ohne Vorurtheil zu erforschen. Der Vorsatz war sehr preißwürdig, und die cartesianische Philosophie ward daher auch auf einmal von den größten Naturkündigern angenommen. Weil man aber doch zu keiner rechten Erkenntniß, als durch Hülfe der Auflösung und der Experimente gelangen kann, so merkten einige, daß Cartesius zu schnell verfuhr, indem er alles synthetice erklärte, und sich lauter Beweise a priori bediente, oder der Materie eine Figur, Grösse und Bewegung beylegte, ohne vorher versichert zu seyn, ob die Materie auch dergleichen habe, so daß sich sein Systema oder seine Cosmogenie bloß auf sinnreiche und witzige Fictiones gründete. Dieses gab endlich Gelegenheit zu der dritten Art, die Physik zu erklären, welche von dem großen englischen Mathematico, Neuton angenommen worden, und woran viele zu unsern Zeiten einen Geschmack gefunden. Diese Art besteht darinn, daß man von natürlichen Dingen nicht anders als a posteriori urtheilet, oder sich allein an die Erfahrung hält, nichts aber auf Muthmassungen bauet. Auf diesen Satz gründet Neuton seine Lehre de grauitate, und weil die Erfahrung zeigt, daß alle Körper sich niederwärts bewegen, und auf die Erde fallen, so muß darin, wie er meynt, eine gewisse anziehende Kraft befindlich seyn, ob er gleich sagte, daß er nicht weiß, worinn dieselbe bestehet. Daraus fliessen die

die bekannten Meynungen, daß alle Körper eine anziehende Kraft haben, so daß ein Körper den andern mehr oder weniger nach der Distanz und Größe eines jeden an sich zieht. Und durch eine solche gemeinschaftliche Kraft (attractio reciproca,) werden alle himmlische Körper in einem Gleichgewicht erhalten. Er hat also nach ihrer Größe und Entfernung genau ausgerechnet, warum die Erde und die andern Planeten der Sonne nicht näher kommen können, und wesfalls der Mond sich der Erde nicht mehr zu nähern vermögend sey. Obgleich viele und zwar nicht nur englische, sondern auch andre Philosophi an den Sätzen des Neutons einen Geschmack gefunden; so haben doch andere behauptet, daß dadurch die alten verworfenen Meynungen de qualitatibus occultis und von der Attraction wieder erneuert würden. Denn obgleich die Schüler des Neutons ihnen nicht einen solchen Namen beylegen, sondern einem jeden die Freyheit lassen, sich des Worts Attraction, oder Impulsion zu bedienen, so erhellet doch aus ihren Erklärungen, daß sie der Materie eine magnetische und an sich ziehende Kraft beylegen, wovon sie, wie sie sagen, keine Muthmassung angeben können, und also auf die qualitates occultas zurück gehen müssen. Es erfordert aber die Pflicht eines Naturkündigers, die Ursachen der natürlichen Wirkungen zu erforschen, und die scheinbarsten Muthmassungen davon anzugeben. Dieses hat Cartesius gethan, und zwar mit einem so guten Erfolg, daß verschiedene von seinen Muthmassungen einer Demonstration nicht unähnlich sind. Man kann nichts weiter an ihm tadeln, als daß er seine Muthmassungen zu weit getrieben, und durch Erdichtungen

die

die Ursachen von allen Dingen ausfündig machen wollen. Was fällt sonst mehr in die Augen, als die Ursachen, welche er von dem Umlauf der Planeten um die Sonne angiebt. Denn da die Sonne sich, wie die Erfahrung zeigt, um ihre Axe drehet, so muß solche nothwendig einen Wirbel verursachen, und dadurch die Planeten nicht nur in einen circulairen Gang setzen, sondern dieselben auch durch die Impulsion in einer gewissen Distanz von sich halten. Dahingegen scheinet die gedoppelte Bewegung des Neutons paradox zu seyn. Er sagt, ein jeder Körper, der in Bewegung gesetzt wird, gehet in einer geraden Linie fort. Weil dieselben aber durch die Sonne, vermöge ihrer Attraction nieder gezogen werden, so weichen sie von ihren Tangenten ab, und erhalten durch eine solche doppelte Bewegung einen circulairen Gang. Dieses können einige nicht so leicht begreifen; theils weil dadurch die alte und verworfene Lehre von der Attraction erneuert wird, welche gewisser massen eine qualitatem occultam anzeigt, theils auch, weil aus der doppelten Bewegung fliesset, daß in einer jeden stets eine gleiche Kraft befindlich sey, welche diesen circulairen Gang unaufhörlich erhält. Ueberdem siehet man aus den Sonnenstrahlen, daß dieselben mehr von sich stossen, als an sich ziehen. Die Neutonianer sagen, um diese Einwendung zu beantworten, daß die Sonne so wol eine an sich ziehende, als von sich stossende Kraft habe. (vis centripeda et vis centrifuga.) Es ist aber nicht leicht zu begreifen, wie ein Körper zu gleicher Zeit an sich ziehen, und wieder von sich stossen könne. Daß Neuton die Attraction zum Grunde aller Schwere gesetzt, solches erhellet daraus, weil er das Gewicht ei-

 nes

nes jeden Körpers so wol in der Sonne als in den Planeten solchergestalt erkläret, daß dasjenige, was ein Pfund hier auf der Erde schwer ist, weit mehr in der Sonne wiegen müsse, weil die Materie der Sonne grösser ist, und folglich auch eine grössere Macht besitzt, etwas an sich zu ziehen. Man sieht hieraus, daß die Lehre des Cartesius von der Schwere leichter zu fassen ist, als die Lehre des Neutons, und daß man daher in dieser Materie der Lehre des ersten sicherer, als des letztern folgen könne, insonderheit da die meisten natürlichen Begebenheiten eben so gut nach den Grundsätzen des Cartesii als des Neutons können erkläret werden. Die Einwendung, welche man wider die Meynung des einen machen kann, kann man auch wider die Sätze des andern vorbringen. Die Haupteinwendung, welche wider die Wirbel des Cartesius insgemein pflegt angebracht zu werden, wird von dem Gang der Cometen hergenommen, welcher, wie sie sagen, circulair werden müste, wenn ein solcher Wirbel denselben verursachte. Im Gegentheil ist die Einwendung wider das Systema des Neutons annoch weit grösser, indem man noch vielweniger begreifen kann, wie ein Comet, welcher bisweilen der Atmosphär der Sonnen ganz nahe kommt, wieder zurück kommen könne, da die Sonne eine solche an sich ziehende Kraft besitzet. Ich folge nach meiner geringen Einsicht, die ich davon habe, der Meynung des Cartesius, welche so leicht ist, daß auch Kinder dieselbe begreifen können. Beyde Parteyen sind in dem Stücke einig, daß die Sonne sich um ihre Axe drehet. Dieser große Körper, welcher, wie man insgemein dafür hält, eine Millionmal größer ist, als die Erdkugel, muß nothwendig

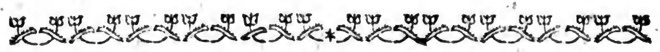
durch

durch eine solche cirkelmäßige Bewegung einen grossen Wirbel verursachen, wodurch nicht nur die Planeten in einer gewissen Distanz davon gehalten werden, sondern dieselbe erlangen dadurch einen eben solchen circulairen Gang um die Sonne, als diese um ihre eigne Axe hat. Wollte jemand aus dem Abstand der Planeten von der Sonne, indem die grossen näher als die kleinen, und die kleinen wieder näher, als die grossen sind, dagegen einen Einwurf machen, so kann man darauf antworten, daß wir die Eigenschaften der Planeten nicht kennen. Denn es kann seyn, daß Jupiter als der größte Planet leichter ist, als Mercurius, welcher der kleinste ist. Einer kann hohl und der andre compakt seyn. Und man kann schliessen, daß Jupiter, welcher sich so geschwinde um seine Axe drehet, entweder hohl seyn, oder ein central Feuer bey sich haben müsse. Eben dasselbe kann man auch von den Cometen sagen. Denn wenn wir die innerliche Eigenschaft derselben wüsten, so würden wir vielleicht die Ursache einsehen, wesfalls solche durch den allgemeinen Wirbel nicht in einen circulairen Gang können gebracht werden. Hartsöker hält dafür, daß ein Comet ein Körper in der Sonne, oder ein Sonnenflecken gewesen, den die Sonne mit einer solchen Kraft von sich gestossen, daß derselbe aus seinem Gleichgewicht gekommen, und daher durch seine eigne Schwere eben so stark wieder zurück getrieben werde. Viele Naturkündige meynen, wenn wir die Sonne nahe sehen könnten, so würde uns dieselbe lange nicht so schön scheinen, als wir nun glauben. Man würde Feuerflammen, einen dicken Rauch, und vielleicht auch glüende Steine mit großer Angst heraus fahren sehen,

so

so wie man bey den feuerspeyenden Bergen Aetna, Vesuvius und Hecla wahrnimmt. Man kann daraus leicht abnehmen, daß die von sich stossende Kraft der Sonne sich bis in den Saturn erstrecken, und denselben so wol, als die andern Planeten in der Distanz, worinn sie nun sind, von sich halten könne. Dem zufolge ist es nicht ungereimt, auf solche Impulsion die Schwere zu gründen, wodurch, wie man sieht, alle Körper zu ihrem Mittelpunkt gezogen werden. Was für eine Kraft die Sonnenstrahlen haben, solches erhellet daraus, daß man durch Hülfe der Brennspiegel, wodurch die zerstreueten Sonnenstrahlen gesammlet, und näher zusammen gebracht werden, alle verbrennliche Körper anzünden, Metalle schmelzen, und Stein in Kalk, ja endlich gar in Glaß verwandeln kann. Ich weiß wohl, daß man wider diese letztere Meynung allerhand Einwürfe zu machen pflegt. Jedoch die Lehre des Neutons ist nicht weniger allerhand Schwierigkeiten unterworfen, und bey solchen Umständen ist es am besten, die Wirkung der Schwere der von sich stossenden Macht der Sonne zuzuschreiben, welche uns die Wirkung der Strahlen deutlich zeigt, als daß man solche einer Attraction zuschreibet, so daß die Sonne den Saturnus, welcher einige Million tausend Meilen davon ist, an sich ziehen sollte. Dieses ist unbegreiflich, und wird noch unbegreiflicher, wenn man mit den Neutonianern ein Vacuum zuläßt, und dadurch die Verbindung unter den himmlischen Körpern aufhebt. Ich mische mich übrigens nicht in die Untersuchung anderer Dinge, indem mein Vorsatz lediglich dahin gerichtet ist, dasjenige zu vertheidigen, was ich in meiner dritten Epistel behauptet. Uebrigens

gens kann und will ich den Streit nicht entscheiden, den die Anhänger und Freunde des Cartesius und Neutons mit einander führen. Ich schätze den Neuton aller Ehre werth, welche man diesem grossen Manne erwiesen. Dieses ist mir nur empfindlich, daß man mit Verachtung von dem Cartesio redet, da es doch noch wol einmal geschehen kann, daß seine Philosophie allenthalben wieder empor kommt. Ich bin ꝛc.



Der drey u. vierzigste Brief.

Mein Herr,

Da Sie mir die Erlaubniß gegeben, mich bey Ihnen in allerhand, und insonderheit in moralischen Materien Raths zu erholen; so kann ich bey dieser Gelegenheit nicht umhin, Ihnen von einer Unterredung Nachricht zu geben, welche ich vor kurzer Zeit in einer gewissen Gesellschaft mit einigen von meinen Freunden gehalten. Die Gelegenheit dazu gaben zwo Personen, A und B, von welchen man verschiedentlich urtheilte. Man rühmte das Leben des erstern, fügte aber hinzu, daß er nicht gar zu richtig in seinem Glauben sey, sondern verschiedene ketzerische Meynungen hege. Der andere ward wegen seiner schlechten und unordentlichen Lebensart getadelt; zugleich aber doch wegen seiner Orthodoxie erhoben. Weil ich merkte, daß die meisten in der Gesellschaft durch diese Beschreibung mildere Gedanken von dem letzten zu fassen anfiengen; so konnte ich mich nicht enthalten, meine Gedanken darüber folgendergestalt zu eröfnen. Ich bedauerte sehr, daß B ein so unordentliches

ches und schlechtes Leben führte, Ich bedauerte aber noch weit mehr, da ich zugleich hörte, daß er in seinem Glauben so wohl gegründet wäre. Die ganze Gesellschaft ward über dieses Urtheil bestürzt, und fragte, ob ich einen Menschen deswegen bedauerte, weil derselbe in seinem Glauben wohl gegründet wäre. Ich antwortete: ich bedaure denselben wegen der Richtigkeit seines Glaubens nicht; weil aber sein Leben mit seinem Glauben nicht übereinstimmet, so dient sein starker und fester Glaube zu nichts anders, als daß er ihn viel schuldiger macht, als einen andern, der nichts glaubt, und doch tugendhaft ist. Aus diesem Grunde hege ich weit bessere Gedanken von dem A als B. Man fragte auch, ob ich härter von dem urtheilte, welcher eine wahre Meynung von dem göttlichen Worte hätte, und welcher Gott in der Wahrheit verehrte, als von dem, der eine falsche Religion hegte, und in der Religion wankte. Ich antwortete: Ein Ketzer oder ein Schwachgläubiger verehrt Gott mit einer so vollkommenen Ehrfurcht, als er glaubt, daß es seine Pflicht erfordert. Ein Rechtgläubiger aber, welcher zugleich ein schlechtes Leben führet, verehret Gott gar nicht. Der erste zweifelt, ob er schuldig sey, so viel zu bezahlen, als man von ihm fordert, und entrichtet doch einen Theil von seiner Schuld. Der andere gesteht die ganze Schuld, er macht aber nicht die geringste Anstalt, dieselbe abzutragen. Der erste sagt gleichsam: Ich wollte gern bezahlen, wenn ich nur wüste, ob die Schuld richtig wäre, und worinn dieselbe bestünde. Der andere aber sagt: Ich bin Gott und jedermann schuldig, ich bin aber nicht willens, jemanden von meinen Schuldnern zu bezahlen. Ein Mitglied der Gesell-

schaft

schaft schien hierüber empfindlich zu werden, und sagte: es ist bey nahe zur Gewohnheit geworden, die Ketzer zu vertheidigen. Ich antwortete aber, man muß einen großen Unterscheid unter denjenigen machen, welche die Ketzer vertheidigen, und welche nur gelinder von denen urtheilen, die wider ihren Willen irren, als von gewissen hitzigen Menschen, welche den Eifer mit dem Hochmuth vermengen. Mein Freund meynte, daß niemand wider seinen Willen irren könnte, sondern daß eine falsche Lehre entweder aus Eigensinn oder aus Hochmuth oder aus Nachläßigkeit herrührte. Ich erwiederte: Eine solche Meynung streitet wider alle Erfahrung, und wider die gesunde Vernunft. Denn es ist unmöglich, daß jemand irren sollte, aus keiner andern Ursache, als bloß um zu irren, sondern dieses rührt vielmehr aus Unwissenheit her. Der Irrthum kann mit der Erkenntniß des Irrthums nicht bestehen. Wenn man aber ja freywillig Irrende aufsuchen wollte; so würde man solche vielmehr unter solchen antreffen, die in einem jeden Lande Rechtgläubige genannt werden, welche sich auf den Glauben des Landes verlassen, ohne sich jemals die geringste Mühe zu geben, denselben zu untersuchen, ob er wohl oder schlecht gegründet sey. Wenn aber jemand die Wahrheit bekümmert suchet, und darüber des rechten Weges verfehlet, von dem kann man mit Recht sagen, daß er wider seinen Willen irret, weil der Irrthum selbst aus seinem guten Vorhaben herrühret. Und wenn dieses sich also verhält, so machen sich diejenigen nur einen schlechten Begriff von Gott, welche glauben, daß er solche Irrenden verdammen werde. Diejenigen, welche solche harte Urtheile fällen, stehen weit

mehr

mehr in Gefahr, verdammt zu werden. Man kann bloß über diejenigen, welche ein böses Leben führen, mit Sicherheit hart urtheilen, insonderheit, wenn sie zugleich einen starken und festen Glauben haben. Denn bey solchen bemerkt man vorsetzliche Irrthümer, welche nicht können entschuldiget werden. Ich war willens, dieses weitläuftiger auszuführen. Es schien aber, daß sehr wenige in der Gesellschaft daran einen Gefallen funden. Denn die meisten hielten dafür, daß die Orthodoxie alle Sünden, wo nicht völlig auslöschte, doch wenigstens minderte, da doch dieselbe die Schuld vielmehr noch weit größer macht. Denn derjenige, der seines Herrn Willen weiß, und thut ihn nicht, der wird doppelte Streiche leiden. Es wäre zu wünschen, daß die Menschen ein wenig gelinder von einander urtheilen, und bedenken möchten, daß ein Irrthum, der nicht freywillig ist, und keine böse Ausbrüche nach sich zieht, den Menschen nicht verdammen könne. Dadurch würden die Streitigkeiten unter den christlichen Secten, und insonderheit unter denjenigen aufhören, welche nicht in den Grundartikeln des Glaubens von einander unterschieden sind. Wir müssen das ganze menschliche Geschlecht als eine große und allgemeine Societät ansehen, deren sämmtliche Glieder nach dem Gesetze der Natur verbunden sind, in einer liebreichen Vereinigung mit einander zu leben. Es ist daher ein jeder Abscheu, und eine jede Separation sündlich, ausgenommen, in Absicht auf diejenigen, welche das Verderben der Societät suchen, wohin die Missethäter und andere grobe Sünder gehören. Man muß sich bey diesen Umständen nach den Gesetzen richten, welche auf einer Kaufmannsbörse

beob=

beobachtet werden. Dieselbe ist mit einer großen Menge Menschen von allerhand Meynungen angefüllet, welche aber doch in einer Verbindung mit einander leben. Es wird niemand für einen Ketzer gehalten, und man sondert sich von niemanden ab, als von solchen, welche einen Banquerout gemacht, oder andere betrogen. Ich habe nicht ermangeln wollen, Ihnen von dieser Unterredung Nachricht zu geben. Ich bin ꝛc.



Der vier u. viertzigste Brief.

Mein Herr,

Ich wünsche ihnen Glück zu der neuerlangten Ehrenstelle, und zu dem vor kurzer Zeit erhaltenen Richteramte. Sie scheinen deswegen bekümmert zu seyn, und glauben, daß sie zu frühe zu dieser Würde gekommen. Diese Beysorge ist allerdings sehr rühmenswürdig, weil sie dadurch zu erkennen geben, daß Sie sich selbst kennen, und die Wichtigkeit ihrer neuen Stelle bedenken. Ihre Jugend aber, deren sie erwehnen, darf ihnen nicht den geringsten Kummer verursachen, indem die Erfahrung zeigt, daß junge Personen in solchen Gerichten am allerbequemsten können gebraucht werden, wo man unverzüglich das Urtheil fällen muß. Denn weil dieselben eine Sache weit schneller begreifen, als die Alten, und das Gedächtniß bey ihnen besser ist, so können sie allezeit etwas vorbringen, was zur Sache gehöret; da im Gegentheil die Alten, welche weder den hurtigen Begrif

 haben,

haben, der in einem solchen Gerichte erfordert wird, noch auch alle Umstände in der Ordnung behalten können, öfters, wenn es zur Ablegung der Stimmen kommt, stille schweigen, und das Urtheil ihrer Mitbeysitzer unterschreiben müssen. Machen sie nur einmal einen Versuch, und erzählen einerley Historie so wol einem jungen, als einem alten Manne, und geben sie sodann Acht, ob der erste dieselbe nicht weit besser und ordentlicher wieder hersagen wird, als der letzte. Da sich dieses demnach also verhält, so kann ein junger Richter, dessen Begrif und Gedächtniß annoch bey vollen Kräften ist, insgemein in einem Gerichte, wo man gleich durchgreift, doch etwas sagen, da im Gegentheil ein bejahrter Mann, welcher nicht gleich alle zu einer Sache gehörige Umstände fasset, mit aller seiner Einsicht nichts hervor bringen kann. Daher sind oft die grösten Landrichter die schlechtesten Beysitzer in einem solchen Gerichte, so wie diejenigen, welche man für die geschicktesten Beysitzer hält, oft die schlechtesten Landrichter sind. Ich sage insgemein und oft, weil eine jede Regel ihre Ausnahme hat. Weil aber doch die Regel fast allgemein ist, so freue ich mich eben so sehr, wenn ich höre, daß ein junger Mann ein Beysitzer in einem Gerichte geworden, als daß ein alter Mann das Amt eines Richters über ein ganzes Land, oder über einen gewissen District erlanget. Was ich bisher beygebracht, solches betrift allein die Fähigkeit der Richter. Es werden aber auch sonst noch verschiedene andre Eigenschaften von einem Richter erfordert, die einem jungen Manne eben sowol als einem alten unentbehrlich sind. Solche Eigenschaften sind 1) die Ehrlichkeit; und diese besteht darinn, daß sich ein Richter weder

der durch Freundschaft und Ehre, noch durch Ansehen und Geld verleiten lasse, das Recht zu verdrehen. 2) Die Unparteylichkeit, daß er keinen Unterscheid unter Reichen und Armen mache, sondern die Sache allein vor Augen habe. Es ist diese Erinnerung um so viel nöthiger, weil man viele Richter findet, die aus lauter Redlichkeit wider diese Tugend sündigen, indem sie aus einem falschen Mitleiden gegen die Armen meynen, daß es eine Tugend sey, denselben in allen Stücken nachzugeben. 3) Die Kaltsinnigkeit, welche darinn bestehet, daß man den Charakter eines Richters und eines Advokaten nicht mit einander verwechsele. Daher verrathen sich diejenigen, welche gar zu weitläuftige, geschmückte, und mit Lobeserhebungen angefüllte Stimmen ablegen, uud dadurch zu erkennen geben, welcher Partey sie am meisten gewogen sind. Ein rechter Richter muß allezeit dieses im Munde führen „Es ist mir gleich, ob mein Freund oder Feind die Sache gewinne, wenn die Gerechtigkeit nur ihren Lauf „behält.„ Wenn sie diese Regeln beobachten, mein Herr, so werde ich nicht nur stets dem neuen Richter zu seinem Amte, sondern auch dem Amte zu seinem neuen Richter Glück wünschen. Ich bin ꝛc.

* *

Der fünf u. viertzigste Brief.

Mein Herr,

Ein gewisser Freund, der ihnen auch ganz wohl bekannt ist, zischelte mir vor einiger Zeit diese Worte ins Ohr: Ne sutor vltra crepidam. Ich wu-

ste nicht, was er damit sagen wollte, und bat ihn daher, daß er mir dieses etwas näher erklären möchte. Er ertheilte mir hierauf die Antwort, daß ich mich enthalten möchte, von theologischen Materien zu schreiben, weil solches den Gottesgelehrten allein zukäme. Ich erwiederte: Ich habe nichts theologisches geschrieben, ausser in gewissen moralischen Materien, welche eine solche Verbindung mit der Theologie haben, daß sie davon nicht können getrennet werden. Dieses gab mir Gelegenheit, ihm den allgemeinen Irrthum zu zeigen, worinn die meisten stecken, welche niemanden für bequem oder berechtiget halten, in der Theologie zu unterweisen, als diejenigen, welche von der Obrigkeit besonders dazu bestellet, und besoldet werden. Ich glaube, fuhr ich fort, daß solche Männer, welche sich nicht durch einen Eid verbindlich gemacht haben, gewisse allenthalben angenommene und herrschende Meynungen zu vertheidigen, am allerbequemsten sind, solche Lehrer abzugeben. Ich will nur zum Beweise Erasmum, Grotium, Clericum und andre anführen, welche, ob sie gleich keine Geistliche gewesen, doch durch ihre Erklärungen über die Schrift viele dunkle Stellen erläutert, und viele Wahrheiten entdecket, welche die Geistlichen nun annehmen und behaupten. Wenn man einem Geistlichen eine Schwierigkeit vorlegt, um dieselbe aufzulösen, so muß er antworten: „So weit mein Amt mir dieses erlaubet.„ Wenn man aber mit einem andern gelehrten Manne spricht, so sagt derselbe: „So weit ich nachgesucht und begreifen kann. So geschickt Aeneas Sylvius war, andere zu unterrichten und zu lehren, ehe er Pabst ward, so unbequem war er dazu, nachdem er

den

den päbstlichen Stuhl bestiegen hatte. Die neue Würde bedeckte seine Augen gleichsam mit einem dicken Nebel. Denn alles, was Aeneas Sylvius uneben und tadelnswürdig gefunden hatte, das fand Pius der Zweite eben und löblich. Er war also jenem Manne ähnlich, welcher hundert Fehler in der Aufführung des Raths wahrnahm, ehe er selbst ein Mitglied desselben ward. So bald aber dieses geschahe, so sagte er: „Ich hätte nimmermehr gedacht, daß es so ehrlich im „Rath zuginge, wie ich nun sehe, da ich selbst in dieses „Collegium aufgenommen worden. Wenn man die zuverläßigste Nachricht von einer Sache haben will, so muß man viel lieber einen Mann fragen, welcher von der Sache selbst zwar Bescheid weiß, übrigens aber mit derselben nichts zu schaffen hat, als bey einem Advocaten erkundigen, welcher bereits die Vertheidigung einer Partey übernommen. Ich habe hierbey keinesweges die Absicht zu zeigen, als wenn die Geistlichen nicht bequem oder geschickt wären, andre zu unterweisen; sondern ich habe hierdurch nur denen antworten wollen, welche andre Gelehrte, die kein geistliches Amt bekleiden, zum Lehramt untüchtig halten. Die gesunde Vernunft zeigt, daß einer, der in dem Vorhaben, allein zu meditiren, sich aller Verrichtungen entschlägt, viel bequemer ist, die Schwierigkeiten so wol in geistlichen als weltlichen Wissenschaften aufzulösen, als ein andrer, der mit einem Amte beschwert, und überdem an ein gewisses Systema gebunden ist, dergleichen in einem jeden Lande angenommen worden. Denn es ist offenbar, daß viele Religions Systemata auf den Eigennutz und auf die Gewalt, keinesweges aber auf die Lehre Christi und auf die gesunde

Vernunft gegründet sind. Ein gewisser Theologus hat also nicht übel geurtheilet, welcher gesagt: Wenn die Apostel wieder in die Welt kommen sollten, so würden sie kein einziges Wort von der Theologie verstehen, die an gewissen Orten, z. E. zu Conimbra und Salamanca gelehret wird. Ich bin ꝛc.

☆ ☆ ☆ ☆ ☆ ☆ ☆ ☆ ☆ ☆ ☆ ☆ ☆ ☆

Der sechs u. viertzigste Brief.

Mein Herr,

Sie melden mir in ihrem letzten Schreiben, daß sie meine moralischen Gedanken vor kurzer Zeit mit großem Fleiß durchgelesen, und darinn manches gefunden, welches ihnen gefallen, gleichwol aber auch verschiedenes wahrgenommen, welches ihnen anstößig zu seyn geschienen. Insonderheit hätte ihnen dasjenige mißfallen, was ich von der Catechisation der Jugend erinnert. Sie setzen, wenn ich anders ihr Schreiben recht verstanden, hauptsächlich dreyerley an meinem Vortrage aus. 1) Daß ich behauptet, man müsse den Kindern erstlich die Moral beybringen, ehe man sie in der Religion unterrichtete. 2) Daß ich die Ordnung getadelt, welche bey unsern Catechisationen gebräuchlich ist, indem alle unsere Catechismi das Moralgesetz oder die zehn Gebote anführen, ohne weiter zu gehen. 3) Da doch junge Kinder nicht das Vermögen hätten, die moralischen Präcepta zu fassen, von denen ich redete. Auf die erste Anmerkung antworte ich folgendergestalt. Ich habe nicht gesagt, daß man mit der Moral anfangen müsse, ehe

man

man ihnen die Religion einprägt, sondern bloß, ehe man zu den Geheimnissen der Religion schreitet. Denn ich habe ausdrücklich gezeigt, daß man mit der Moral Christi den Anfang machen müsse, woraus fließt, daß man ihnen gleich eine Erkenntniß von der Existenz, und von der Vorsicht Gottes, wie auch von der Ehrfurcht einprägen muß, welche alle Menschen dem höchsten Wesen schuldig sind. Was den zweyten Punkt betrift, so führen alle christliche Catechismi zuerst die zehn Gebote Gottes an, und lassen solche von den Kindern auswendig lernen. Weil es aber blosse Befehle sind, so ist, um meinen Endzweck zu erreichen, nothwendig, ein wenig weiter zu gehen, und den Kindern einen Begrif von der allgemeinen Pflicht der Menschen gegen GOtt und ihren Nächsten zu geben, ihnen die Regeln bekannt zu machen, nach welchen sie die Wahrheit einsehen und prüfen können, und ihnen zu zeigen, was sie glauben sollen, ehe man ihnen befiehlt, zu glauben. Was die dritte Erinnerung betrift, welche von der Beschwerlichkeit der Information hergenommen ist, und zeiget, wie thöricht es sey, und wie schwer es fallen dürfte, Kindern, insonderheit von geringem Stande ein moralisches und critisches Systema einzuprägen, so will ich, um meinem Herrn die schlechten Gedanken zu benehmen, welche derselbe davon gefaßt, nur sechs kurze und deutliche Regeln beybringen, welche von allen und auch von Bauerkindern in einem Tage können gelernet werden. Die Regeln lauten folgendergestalt: Zuerst muß man den Kindern einen Begrif von dem Daseyn Gottes machen. Davon kann man sie nicht lebhafter überzeugen, als wenn man ihnen die Schöpfung vorstellt, die nicht

von selbst enrstehen können, so wie man ihnen aus der Erhaltung eines so wundervollen Werks ohne Mühe die Vorsicht des großen Schöpfers, und folglich auch die Dankbarkit und Ehrfurcht einprägen kann, die man einem solchen allmächtigen und gütigen Wesen schuldig ist. Diese Lehre ist so leicht zu fassen, daß man solche nur einmal hersagen und erklären darf, um solche auch den allerträgsten und einfältigsten begreiflich zu machen. Wenn man ihnen demnach erstlich dieses beygebracht, es ist ein allmächtiger Schöpfer, welcher alles erschaffen, und noch erhält, welcher die Menschen von andern Creaturen durch eine vernünftige Seele unterschieden, und denenselben einen freyen Willen verliehen, das Gute zu thun, und das Böse zu unterlassen, so kann man ihnen auch II) leicht beybringen, daß man diesen freyen Willen recht anwenden müsse. Aus dieser Einwendung, wesfalls GOtt die guten Handlungen nicht gleich belohne, und die bösen nicht gleich bestrafe, fließt III) die Lehre von einem zukünftigen Leben so natürlich her, daß die Kinder fast von selbst ohne eine weitläuftige Erklärung darauf fallen müssen. Die IV) Regel, welche man der Jugend geben kann, besteht darinn: man muß nichts glauben, was nicht bewiesen werden kann, und nichts behaupten, was den allgemeinen Grundwahrheiten widerspricht. Die V) Regel heißt: Man muß nichts annehmen, was die heiligen Eigenschaften Gottes verletzt, und der Allmacht, Weisheit und Gerechtigkeit, des höchsten Wesens zu nahe tritt. Die VI) Regel lautet endlich folgender massen: Man muß irrende Menschen mehr bedauren, als hassen und verfolgen. Man muß niemanden verdammen, welcher GOtt und die

die Wahrheit liebt, wenn derselbe gleich verschiedene schwere und hohe Dinge nicht auf eben dieselbe Art erkläret, als wir. Darinn besteht mein ganzes Systema, welches so kurz und deutlich ist, daß es auf ein Blatt kann geschrieben, und von einem jeden Kinde kann gefaßt werden. Wenn man diese sechs Artikel jungen Personen einprägt, und solche oft wiederholet, so wird es nicht so leicht seyn, ihnen ungegründete Meynungen aufzubürden, als andern, die nicht mit einer solchen Vorsicht bewafnet sind. Der Nutzen dieser moralischen Catechisation wird sich insonderheit darinn äussern, daß ein junger Mensch, wenn man ihn nachher zu einer andern Lehre locken will, dieselbe gleich prüfen, und untersuchen kann, ob sie mit den sechs Regeln überein komme, die ihm in jungen Jahren beygebracht, und wobey ihm eingeschärft worden, nichts anzunehmen, als was mit denselben übereinstimmet. Sollte ihn nachher jemand zur Gottes-Verläugnung überreden wollen, so wird er gleich durch Hülfe der ersten Regel wahrnehmen, daß diese Lehre ungereimt, ungegründet und strafwürdig sey, und also denjenigen, der ihn dazu verleiten wollen, für seinen Feind und Mörder halten. Er wird sagen: Ich glaube ein allmächtiges Wesen, welches Himmel und Erde erschaffen, wovon mich der Anblick der Geschöpfe selbst überführet. Sollte ein andrer, welcher zwar das Daseyn Gottes nicht läugnet, dennoch einen Zweifel wider die Nothwendigkeit der Verehrung Gottes bey ihm zu erregen suchen, so wird er sich gleich den zweyten Artikel seines moralischen Catechismi vor Augen stellen, und antworten: Die gesunde Vernunft lehret mich, daß ich ein allweises Wesen verehren, uud ein

gütiges Wesen lieben soll. Ich erkenne die Allmacht und Weisheit desselben aus der Schöpfung und die Güte dieses Wesens aus der Erhaltung der erschaffenen Dinge. Eben so verfährt er, wenn jemand die Belohnungen und Strafen nach diesem Leben in Zweifel zieht, und meynet, daß man aus dem Flor der Gottlosen, und aus dem Glück der Frommen darthun könne, daß GOtt auf dergleichen Dinge nicht achte. Denn er erinnert sich bey diesen Umständen des dritten Artikels, und sagt, eben dieses bestärket mich in dem Gedanken, welche ich von den Strafen und Belohnungen nach diesem Leben habe. Wenn jemand ihn in einer Lehre unterrichten will, welche sich allein auf die Offenbarung gründet, so bewafnet er sich gleich mit der Erinnerung, welche in dem vierten Artikel befindlich ist, und fordert davon einen Beweis, welcher entweder in Weissagungen oder Wunderwerken, oder andern unwidersprechlichen Zeußgnißen von der Richtigkeit der Lehre bestehen muß. Und weil weder der mahometanische noch der heydnische Glaube mit solchen Kennzeichen versehen ist, so kann ihn niemand bewegen demselben Gehör zu geben, wo man ihm nicht beweiset, daß seine Forderung wegen der hinlänglichen Zeugniße ungegründet ist, welches sich doch niemand zu sagen erkühnen wird. Wenn ihn jemand überreden will, solche Dinge zu glauben, welche wider die allgemeinen und unwidersprechlichen Grundwahrheiten streiten, so antwortet er nach eben demselben Artikel: weil der Schöpfer uns die Sinnen nicht umsonst verliehen, so müssen wir uns derselben bedienen. Und daher wird die Bemühung der allerschlauesten Jesuiten vergebens seyn, ihm die Transsubstantiation glaubend

zu machen. Denn wenn man mit einem gewissen Missionario alle Beweise, die von den Sinnen hergenommen werden, vorbeygehet, und eine zweifelnde Seele allein auf das Gebet verweiset, so muß man eben dieselbe Antwort erwarten, welche ein Malabar einmal jemanden ertheilte, der ihm dieses auch einzuschärfen suchte. Thun sie dasselbe auch mit unserm Glauben, sagte er, so werden sie gleichfalls erleuchtet werden, und dasjenige erkennen, was sie nun nicht begreifen. Er kann ferner solchen Leuten in die Hände fallen, welche glauben, daß GOtt aus einem bloßen Wohlgefallen einige Menschen zur Seligkeit, andere aber zur Verdammniß bestimmt, und sich bemühen, ihn durch Anführung verschiedener Schriftstellen, welche eben dieses zu behaupten scheinen, zu ihrem Bekenntnisse zu bewegen. Er merkt aber gleich, daß diese Lehre nicht mit dem fünften Artikel in seinem moralischen Catechismo übereinstimmet, wodurch er angewiesen worden, nichts zu glauben, was uns einen widrigen Begrif von GOtt beyzubringen vermögend ist, und dessen heilige Eigenschaften auch nur im geringsten verletzet Er sagt derohalben, daß er dieses weder glauben wolle noch könne, und behauptet, daß man die Schriftstellen, welche davon handeln, nicht nach den Buchstaben erklären müsse. Bey diesen Grundsätzen, die ihm in seiner Jugend eingeprägt worden, beharret er fest, und läßt sich durch niemanden davon abwendig machen. Endlich kann er auch in ein Land kommen, und unter solche Leute gerathen, welche stets mit Eifer wider die Ketzer und Irrlehrer predigen, und es für eine Pflicht halten, mit Feuer und Schwerd zu unterrichten, wo Vermahnungen und gute Worte nicht

nicht helfen wollen. Er erinnert sich bey dieser Gelegenheit, daß sein moralischer Catechismus einen Artikel enthält, daß man diejenigen, welche wider ihren Willen irren, zwar bedauren, nicht aber hassen und verfolgen müsse. Er erinnert sich, daß man ihm zu gleicher Zeit gesagt, wie man solche Verfolgungen anzusehen habe, nämlich, daß solche der Moral Christi gerade entgegen sind, und daß niemand in einer grössern Gefahr stehe, verdammet zu werden, als derjenige, welcher sich auf den Richterstuhl Gottes setzt, und sich eine Gerichtsbarkeit über die Gewissen der Menschen zueignet, die dem großen und allgemeinen Richter allein zukommt. Er beharret daher vielmehr bey seiner vorigen Meynung, von welcher er überzeugt ist, daß sie sich auf die natürliche Billigkeit gründet, und wird sein Brod lieber betteln, als ein Beysitzer in einem Inquisitionscollegio seyn, dessen Mitglieder billig den verhaßten Namen der Ketzer führen sollten, weil sie aus Bosheit und Frevel sowol das göttliche Gesetz, als das Gesetz der Natur übertreten. Das Gemüth der Jugend ist einem Wachse ähnlich, worinn man ohne Mühe alles, was man will, prägen kann; wenn aber diese Begriffe durch die Zeit befestiget worden, so können sie nachher auf keine Art wieder ausgelöschet werden. Es ist also nöthig, ehe man die schweren Lehren ihnen vorzutragen anfängt, daß man ihnen einige Hauptartikel des natürlichen Gesetzes einpräge, dessen Klarheit und Billigkeit alle Menschen erkennen, und nach denen sie die andern Meynungen prüfen können, ob solche müssen angenommen oder verworfen werden. Wenn eine solche Catechisation allenthalben eingeführt wäre, so würden so viele Secten

ten

ten in der Religion, und so viele Streitigkeiten über die Grundartikel des christlichen Glaubens nicht entstanden seyn, welche das von der Natur gestiftete Band der Vereinigung unter den Städten und Völkern aufheben. Sollten sie bey ihren Gedanken beharren, und glauben, daß die eben von mir angeführten Regeln gar zu hoch und schwer für die Jugend wären, so will ich ihnen hier eine Probe von einer moralischen Kinderlehre geben, welche sie so kurz als deutlich finden werden.

Moralischer Catechismus.

Art. I.

Ich glaube einen allmächtigen GOtt, Schöpfer Himmels und der Erden.

Frage:

Worauf gründest du diesen Glauben?

Antwort:

Weil der wundervolle und künstliche Bau der Welt nicht von sich selbst kann entstanden seyn, sondern allenthalben die Größe und Weisheit eines allmächtigen Baumeisters hervorleuchtet.

Art. II.

Diesen Gott bin ich schuldig, zu ehren, zu lieben, und demselben zu dienen.

Frage:

Was verbindet dich zu einer solchen Verehrung?

Antwort:

Weil ich sehe, daß er die erschaffenen Creaturen liebet, und für deren Erhaltung Sorge trägt; insonderheit aber auch deswegen, weil er mich und andere Menschen mit einer vernünftigen Seele, und mit dem Gebrauch der Sprache begabet.

Art.

Art. III.

Ich glaube ein anderes Leben nach diesem Leben, worinn die bösen Thaten bestraft, die guten aber belohnet werden.

Frage:

Was kann dich zu einem solchen Glauben bewegen, insonderheit, da du täglich den Wohlstand der Gottlosen, und das Unglück der Frommen vor Augen siehest?

Antwort:

Eben dieses giebt mir die Versicherung von einem andern Leben, weil ich nicht allemal die Strafen und Belohnungen in diesem Leben wahrnehme.

Art. IV.

Ich nehme keine Lehre an, bis solche bewiesen worden, und glaube nichts, was den allgemeinen Grundwahrheiten, und dem rechten und oft wiederholten Urtheil der Sinnen widerspricht.

Frage:

Worauf gründest du diesen Vorsatz?

Antwort:

Wenn ich alles ohne Beweis annehme, so kann ich eben so leicht auf einen falschen, als auf einen wahren Glauben verfallen; und wenn ich eine Lehre annehme, die den allgemeinen Grundwahrheiten und den Sinnen widerspricht, so gebe ich dadurch zu erkennen, daß die Vernunft, welche eine große Gabe Gottes ist, mir zu keinem Nutzen gereiche.

Art. V.

Ich verabscheue und verwerfe eine jede Lehre, welche den heiligen Eigenschaften Gottes zu nahe tritt, und GOtt zum Urheber der Sünde macht.

Frage:

Wer hat dir die Macht gegeben, in die Geheimnisse Gottes zu dringen, und die Eigenschaften Gottes nach den Eigenschaften der Menschen, welche den Gesetzen unterworfen sind, zu beurtheilen? GOtt darf ja niemanden wegen seiner Handlungen Rechenschaft geben. Seine Gerechtigkeit kann ja darinn bestehen, daß er alles nach seinem Wohlgefallen einrichtet.

Antwort:

Ich darf und kann nicht glauben, daß GOtt solche Dinge thun sollte, welche er selbst an den Menschen tadelt, bestraft und verdammet. Die Schrift sagt: daß der Mensch nach dem Bilde Gottes erschaffen worden, und Christus ermahnet uns, barmherzig zu seyn, wie unser Vater barmherzig ist.

Art. VI.

Ich muß niemanden verfolgen, der wider seinen Willen von dem rechten Wege im Glauben abweicht.

Frage:

Willst du denn die Ketzer und Schwärmer lieben?

Antwort:

Ich muß dieselben lieben, so weit sie Menschen sind, und mit ihnen Mitleiden tragen, so weit sie irrende Menschen sind. Wenn ich meinen Nächsten deswegen hasse und verfolge, weil er eine Sache nicht auf eben diese Art einsieht, wie ich dieselbe einsehe; so lege ich meine Lieblosigkeit und meinen Hochmuth an den Tag, und übertrete das große Gebot der Natur: Was du nicht willst, das dir die Leute thun sollen, das thue du ihnen auch nicht.

Hier haben Sie mein ganzes Systema. Urtheilen

len Sie nunmehro selbst, ob es vollständig und deutlich sey. Ich bin 2c.

Der sieben u. viertzigste Brief.

Mein Herr,

Sie verlangen in ihrem letzten Schreiben von mir zu erfahren, was die in der Kirchenhistorie bekannten Bogomili eigentlich für Leute gewesen, und worinn ihre Ketzerey hauptsächlich bestanden. Was sie für Irrthümer geheget, solches kan ich ihnen nicht zuverläßig berichten, theils weil ich mich in den Ketzerhistorien nicht sonderlich umgesehen, und wenige theologische Streitschriften gelesen, theils auch, weil wir sonst nichts von den alten Ketzern wissen, als was uns ihre Gegner und Feinde aufgezeichnet. Sie werden sich demnach, wenn sie eine nähere Nachricht hievon zu haben wünschen, an solche wenden müssen, welche sich hauptsächlich mit Streitschriften beschäftigen. Ich bin überdem kein Gottesgelehrter, wie man dieses Wort insgemein zu nehmen pflegt. Die alte Theologie beschäftigte sich, wie man aus der Kirchenhistorie abnehmen kann, entweder mit der Critik, oder auch mit Streitschriften, wodurch man theils wirkliche Ketzer, theils auch solche zu widerlegen suchte, denen man diesen Namen gegeben hatte. Die Gottesgelahrheit der neuern Zeiten ist eben so beschaffen. Ich studire nur auf einen einzigen Hauptartikel, welcher dahin zielet, die Wahrheit der christlichen Religion darzuthun, und zu beweisen, daß JEsus der Christ

sey.

sey. Ich setze alle andre Streitigkeiten bey Seite, und vertiefe mich lediglich in die Untersuchung dieses Hauptartikels. Dazu aber bin ich hauptsächlich durch die vielen Schriften veranlasset worden, die jährlich in grosser Anzahl ans Licht treten, und welche nicht nur die Hauptfestung der Religion anzugreifen, sondern auch alle Offenbarung über einen Haufen zu werfen suchen. Ein solches Studium aber wird nicht eigentlich das theologische Studium genannt. Denn wenn wir die ersten Schutzschriften ausnehmen, welche die Wahrheit und Unschuld des Glaubens wider die Juden und Heyden vertheidigen, so enthalten die andern theologischen Schriften fast nichts anders, als Streitigkeiten mit den Ketzern, und dieses hat man fast bis auf unsere Zeiten eigentlich für das echte theologische Studium gehalten. Die Hauptartikel aber, worauf die ganze Religion sich gründet, sind ziemlicher massen versäumt worden. Im Gegentheile hat man viele grosse Gottesgelehrte gefunden, und es fehlt auch noch nicht an solchen Männern, welche zwar alle Streitigkeiten auf ihren Fingern herzusagen wissen, die unter den christlichen Secten entstanden, wenn sie aber mit Juden und Heyden disputiren sollen, ihre Schwäche allenthalben verrathen. Dieses scheint hauptsächlich daher zu rühren, weil die Schriften des Celsi, Porphyrii, Eunapii, und andrer, welche die Grundfeste der Religion angegriffen, seit vielen hundert Jahren verloren gegangen, die rabbinischen Bücher aber von den meisten mit Verachtung angesehen werden. Die Gottesgelehrten haben deswegen ihre Bemühungen bis hieher nur grösstentheils auf die Erklärung der streitigen Schriftörter eingeschränkt, und dadurch die

Ketzer zu widerlegen, in der Meynung, daß das theologische Studium darinn hauptsächlich bestehe. Ja dieses ist so weit gegangen, daß einige es gar für eine Pflicht angesehen, sich der Lesung solcher Bücher zu enthalten, welche die Gründe des Glaubens berühren, da man doch vielmehr sagen kann: Hic Rhodus, hic salta. Vielleicht wäre es besser und nützlicher gewesen, wenn der größte Theil der critischen Schriften vergangen wäre, und man an deren statt noch verschiedene heydnische Schriften hätte, weil man dadurch im stande seyn würde, die Feinde der christlichen Religion mit ihren eigenen Waffen zu bestreiten. Es wäre ein grosser Schade für die Christenheit gewesen, wenn einige hitzige Theologi ihren Endzweck erreicht, und alle rabbinische Bücher vertilgt hätten. Es ist dieses zu verschiedenen malen im Vorschlag gewesen, und wenn es zu stande gekommen wäre, so würden wir dadurch verschiedene wichtige Beweise zur Bestärkung der christlichen Religion eingebüsset haben. Denn man findet in den alten rabbinischen Schriften, daß die Juden die Wunderwerke Christi gestanden, und daß verschiedene Weissagungen, welche wir auf den Meßias deuten, von ihnen auf eben dieselbe Art erkläret worden. Wenn wir also die talmudischen Schriften ausgerottet hätten, so würden wir dadurch den Juden einen grossen Dienst erwiesen, uns aber einen eben so grossen Schaden zugefügt haben. Wir finden in den wenigen, uns annoch übrig gebliebenen heydnischen Schriften, verschiedene Dinge, welche die Wahrheit unserer Kirchenhistorie bestärken. Obgleich Plinius den Aberglauben der ersten Christen tadelt, so gesteht er doch auch zu gleicher Zeit, daß sie

ein

ein frommes und unschuldiges Leben geführet. Marcus Aurelius erwehnt zwar der Unbeugsamkeit und Hartnäckigkeit der ersten Christen, er bestärkt aber dadurch, was die Kirchenskribenten von der Beständigkeit der Christen in ihrem Leiden angeführt, und daß sie kein Bedenken getragen, die Wahrheit des Glaubens mit ihrem Blute zu besiegeln. Der Kayser Julianus, welcher die Wunderwerke Christi zu lauter Gauckeleyen macht, gesteht doch zu gleicher Zeit die Wunderwerke, und beweiset, daß solche von den Evangelisten nicht erdichtet worden. Ammianus Marcellinus erwehnt des Mirakels, welches zu seinen Zeiten geschehen, da die Juden den Tempel zu Jerusalem wieder aufbauen wollten, um dadurch den christlichen Glauben zu schanden zu machen. Und Macrobius, ein andrer heydnischer Skribent, redet von dem Mord der bethlehemitischen Kinder, welche Begebenheit Josephus übergehet. Man sieht daraus, wie ungegründet der Eifer gewesen, den einige von unsern Vorfahren bewiesen, um so viele heydnische Schriften auszurotten. Wenn die Historie Nicolai Damasceni von dem Herodes wäre erhalten worden, so hätten wir vielleicht bey demselben die Historie von dem bethlehemitischen Kindermord gefunden, welche wir bey dem Josepho nicht antreffen. Eben dasselbe kann man auch von andern Schriften sagen, welche verlohren gegangen. Es scheint, daß unsre Vorfahren hauptsächlich zweyerley unternommen, in dem Vorsatz, der Religion dadurch einen Dienst zu leisten. Zuerst haben sie entweder den Schriften, die sie erdichtet, fremde Namen beygelegt, oder auch zu gewissen ansehnlichen Skribenten Zusätze gemacht. Dieses pflegt man ins-

 gemein

gemein einen frommen Betrug zu nennen. Hiernächst aber haben sie auch verschiedene Schriften vertilget, welche die Feinde des christlichen Glaubens aufgesetzt. Der Vorsatz ist vielleicht bey beyden Unternehmungen ganz gut gewesen. Es ist aber schwer zu sagen, wodurch sie der christlichen Religion den meisten Schaden zugefügt. Durch den ersten Punkt haben sie zu allerhand Nachreden Anlaß gegeben, und die christliche Religion ohne Noth verdächtig gemacht. Ich sage ohne Noth, weil der christliche Glaube ohnedem durch so viele und wichtige Gründe bestärkt ist, daß man nicht nöthig hat, sich erdichteter zu bedienen. Durch das zweyte Unternehmen aber haben sie uns vielleicht vieler starken Gründe beraubet, die wir aus den heydnischen Schriften hätten entlehnen, und wodurch wir die Feinde der Religion mit ihrem eigenen Schwerdte hätten tödten können. Da also die Bücher, worinn die Grundsätze der Religion angegriffen worden, verlohren gegangen, so haben sich die Theologi der folgenden Zeiten nicht so sehr bemühet, die Hauptartikel und die Wahrheit der christlichen Religion darzuthun, sondern sind vielmehr nur darauf bedacht gewesen, wider andre christliche Ketzer zu streiten. Es ist ihnen wie den Römern ergangen, welche durch die Eroberung von Carthago sehr viel von ihrer alten Tugend und Tapferkeit einbüßten, weil diese feindliche Stadt ihnen jederzeit Gelegenheit gegeben hatte, ihre erhabenen Eigenschaften zu schärfen, und an den Tag zu legen. Die Theologie hat also fast lediglich, und beynahe fast bis hieher, in Streitschriften wider die Ketzer bestanden, und Hugo Grotius ist gewissermassen für den ersten zu halten, welcher in dem vorigen

rigen Seculo zuerst den Anfang gemacht, die Religion aus dem Grunde zu untersuchen. Er hat durch sein Exempel nachher mehrere aufgemuntert. Diese Art der Untersuchung aber ist seit einigen Jahren erstlich recht empor gekommen, wozu die vielen Naturalisten, insonderheit in England, Gelegenheit gegeben. Diese Naturalisten haben durch ihre harten und spitzfündigen Schriften, worinn sie die Hauptschanzen der Religion angreiffen, verursachet, daß man verschiedene kleine Streitigkeiten an die Seite gesetzet, um alle Kräfte wider die Hauptfeinde der Religion anzuwenden. Daher habe auch ich den Vorsatz gefaßt, mir bey meinem herannahenden hohen Alter die Hauptartikel der Religion recht bekannt zu machen. Vielleicht erhält das in den vorigen Zeiten versäumte Studium, in den folgenden Jahrhunderten hauptsächlich den Namen der Theologie, und vielleicht schliessen die christlichen Secten, weil man nun pro aris et focis streiten muß, wo nicht einen Frieden, doch wenigstens einen Stillstand mit einander, um einem gemeinschaftlichen Feinde desto besser zu widerstehen. Wenn dieses geschiehet, so ist nach dem gemeinen Sprüchworte kein Unglück so groß, daß nicht etwas gutes daraus herkommen sollte. Man bemerkt in Grosbritannien hievon die Wirkung, und es ist ungewiß, ob man diesem Lande mehr wegen eines solchen Schicksals Glück wünschen, oder solches deswegen beklagen soll. Deñ gleichwie man die Religion niemals stärker angegriffen, so ist dieselbe auch niemals mit einer grössern Scharfsinnigkeit vertheidiget worden. Denn das gemeine Volk ist dorten im stande, die Wahrheit des Glaubens wider die Juden, Heyden und Mahometaner darzu-

 thun.

thun, u. ein jeder Bürger, welcher Lust zu lesen hat, kan, wenn man es von ihm verlangt, einen Grotius, Huetius und Abadie vorstellen. Die Bitterkeit, welche ehedem unter den verschiedenen Religionssecten geherrschet, nimmt auch zu unsern Zeiten merklich ab. Wenn demnach die Naturalisten so fortfahren, wie sie angefangen haben, so werden sich noch vielleicht einmal Catholiken, Anglicaner, Presbyterianer, Independenten, ja vielleicht auch Anabaptisten und Quäker unter eine Fahne stellen. Man wird sich inskünftige nicht weiter über die Zierrathen in den Kirchen, über die Kleidertracht der Priester, über das Alter der Bisthümer, über den Exorcismum in der Taufe, und ob man das Abendmahl sitzend oder kniend empfangen müsse, wie bisher, mit grosser Heftigkeit zanken; sondern man wird sich befleißigen, die Offenbarung überhaupt zu vertheidigen, und das Recht des Glaubens beweisen; welches auch bisher mit weit grösserm Grund als zu alten Zeiten geschehen. Sie können hieraus die Ursache abnehmen, wesfalls ich mich nicht mit einer andern Art der Theologie bemenge, und warum ich die Hauptartikel des Glaubens mit einem solchen Eifer untersuche. Ich bin 2c.

Der acht u. viertzigste Brief.

Mein Herr,

Ich sehe aus Ihrem letzten Schreiben, daß Sie Willens sind, Ihr Vaterland zu verlassen, und sich an einen andern Ort zu begeben, woselbst Sie Ihr

Ihr Leben mit einer grössern Zufriedenheit zuzubringen gedenken. Sie beschweren sich über verschiedene Laster, welche unter ihren Landsleuten herrschen, und Ihre Klage ist vieleicht gegründet. Wenn Sie sich aber einbilden, einen solchen Ort in der Welt zu finden, wo gar keine Laster anzutreffen, so betrügen Sie sich selbst. Ein gewisser Mann zog in eben derselben Absicht aus seinem Vaterlande, und ließ sich an einem fremden Orte nieder. Kaum aber war er hieselbst angekommen, so sahe er den Teufel auf dem Dache des Hauses stehen, welches er gemiethet hatte, und schrie: „Bist „du auch hier? Wenn ich dieses gewust hätte, so hätte „ich eben so gut in meinem Vaterlande bleiben können. Er fand auch in einer kurzen Zeit, daß die Laster, worüber er sich in seinem Vaterlande beschweret, eben so stark an andern Orten regierten, und reisete deswegen wieder nach Hause. Sie erkundigten sich übrigens bey mir, weil ich viele Länder gesehen, welches Land mir am besten angestanden, und welchen Ort ich Ihnen zur Wohnung anpreisen wollte. Man hat mir sehr viel rühmliches von der Schweiz, und insonderheit von Genev erzehlet, welcher Ort gleichsam mitten in Europa, zwischen Frankreich, Italien und Deutschland liegt. Die Einwohner werden für gute und redliche Leute gehalten, und die Lebensmittel sollen daselbst nicht theuer seyn. Ich kann aber davon keine zuverlässige Nachricht geben, weil ich selbst diesen Ort niemals gesehen. Sie möchten sich aber, wie ich aus Ihrem Schreiben abnehme, gerne an einem solchen Orte niederlassen, wo die Einwohner einer reinen und gesunden Luft geniessen. Ich, meines Theils, halte die Luft für die gesundeste, deren man von Jugend auf ge-

wohnt ist. Denn die Isländer, Grönländer, und andere Einwohner an den kältesten und feuchtesten Oertern in Norwegen, leben weit vergnügter und gesunder in ihrem Vaterlande, als an einem fremden Orte. Leute, welche von einem Orte zum andern ziehen, thun ihrer Gesundheit dadurch keinen sonderlichen Vortheil. Wer in seiner Jugend, und bis an sein männliches Alter an einem Orte gewohnet, der thut am besten, wenn er auch daselbst seine Tage beschliesset. Nicht alle befinden sich sowol bey den unaufhörlichen Reisen, und bey den beständigen Veränderungen der Luft, wie der ewige Jude Ahasverus, welcher, ob er gleich 1700 Jahre in der Welt herum gestrichen, sich dennoch bey guter Gesundheit befinden soll. Sie aber haben die Absicht, jederzeit an dem fremden Orte zu bleiben, wo sie sich einmal niedergelassen, wenn Sie denselben angenehm, und ihrer Gesundheit zuträglich finden. Wenn Sie bey diesem Vorhaben bleiben, so weiß ich Ihnen keinen bessern Rath zu geben, als daß Sie sich bey denen erkundigen, welche in Genev gewesen. Mir hat unter allen Ländern, die ich gesehen, Braband und Flandern am besten angestanden. Weil sie aber insgemein einen Schauplatz der meisten europäischen Kriege abgeben müssen, so kann man sich an diesen Orten keine dauerhafte Ruhe versprechen. Sonst haben die hier befindlichen Städte sehr viele Vorzüge, und wenn ich sollte genöthiget seyn, an einem fremden Orte zu wohnen, so erwählte ich Brüssel zu meiner Residenz. Die Einwohner dieser Stadt sind eben so höflich, wie die Einwohner zu Paris; sie sind aber auch zugleich weit aufrichtiger, und machen nicht so viele Grimacen, und so viel Geschrey, als diese. Ich kann

mir

mir zu Brüssel mit wenigern Unkosten fast eben dasselbe Vergnügen machen, welches ich zu Paris geniesse, und wenn ich Lust zu reisen habe, so kann ich innerhalb acht Tagen 50 große und prächtige Städte besehen. Die Wege sind in den Niederlanden überall eben und gepflastert, und die Treckschöyten führen mich größtentheils vou einem Orte zum andern. Die Reise ist demnach jederzeit angenehm, ich mag solche zu Wasser oder zu Lande antreten. Nichts aber ist mir bey meinen Reisen durch diese Länder angenehmer gewesen, als daß ich jeden Abend in einer neuen und großen Stadt angekommen, und daß ich von der Post, welche zeitig anlangte, gerade in eine Opera oder Comödie gehen können. Man kann die Herrlichkeit dieser Provinzen nicht besser einsehen, als wenn man gerades Weges von Frankreich kommt, wo man in einer ängstlichen Karosse durch böse und schlechte Städte geschleppt wird, und den Wirthen das Essen dreyfach über den Wehrt bezahlen muß. In England herrscht eine große Freyheit, und es fehlt auch sonst nicht an allerhand Bequemlichkeiten. Das gemeine Volk aber ist dorten im höchsten Grad unhöflich, und unverschämt, und sieht die Fremden nur für halbe Menschen an. Holland besitzt wegen seiner Städte, und der Zierlichkeit der Gebäude, sehr vieles, was das Auge vergnügen kann. Die Luft aber ist ungesund. Wenn man dorten seine Wohnung aufschlägt, so ist es eben so gut, als wenn man in einem Cometen wohnet, weil dorten alles mit Dampf und Tabacksrauch angefüllet ist. Mit Deutschland hat es fast eben die Beschaffenheit, wie mit den nordischen Ländern, und man trifft daselbst keine sonderliche Veränderungen an. Italien ist mit

vielen wunderlichen und gefährlichen Menschen angefüllt; und in Spanien müssen sie sich gefaßt machen, von der bloßen Luft zu leben. Kurz, ein jedes Land hat seine Unbequemlichkeiten, und wenn Sie dieses alles etwas genauer überlegen, so wird Ihnen vielleicht die Lust zu reisen vergehen. Daß unsere Jugend nicht zu Hause bleiben kan, solches ist leicht zu begreifen. Denn dieses Alter ist flüchtig u. voller Queckſilber. Es scheint auch, daß einigen von unsern jungen nordischen Herren die väterliche Erbschaft zu schwer zu erhalten fällt, welche Last man ihnen in fremden Ländern, und ehe sie es sich versehen, mit großem Vergnügen abnimmt. Wenn man aber erstlich ein solches Alter, wie Sie, erreicht, so sind dergleichen weitläuftige Reisen schon mehrern Urtheilen unterworfen. Stellen Sie sich die großen Beschwerlichkeiten vor, welche man nicht vermeiden kann, wenn man seine Sachen nach weit gelegenen Orten schaffen soll, und wie vielen Zufällen ist man nicht auf dem Wege unterworfen. Peter Paars reisete nicht weiter als 12 Meilen, und erlebte auf dieser kurzen Reise so viele ausserordentliche Begebenheiten, daß davon eine besondere Historie in vier Büchern hat können geschrieben werden. Ein gewisser Mann von Ihrem Alter verließ vor einiger Zeit das Land, um sich in Ostindien nieder zu lassen, wodurch er sein Leben zu verlängern gedachte. Er starb aber gleich nach seiner Ankunft zu Tranquebar, und thut also diese weitläuftige und beschwerliche Reise zu keinem andern Ende, als um an einem andern Orte zu sterben. Daß viele Juden, wenn sie ein ziemliches Alter erreicht, sich nach dem gelobten Lande begeben, um daselbst begraben

zu

zu werden, solches fließt aus einem Religions-Principio her, weil sie meynen, daß die Auferstehung bloß in diesem Lande statt haben werde, und daß diejenigen, welche ihr Grab an einem andern Orte finden, unter der Erde dahin müssen gewälzet werden. Es ist aber gleichviel, an welchem Orte man stirbt, wenn man nur selig stirbt. Ich hoffe, daß Sie meine mit Scherz und Ernst vermengten Erinnerungen nicht übel aufnehmen werden. Ich bin ꝛc.

* * * * * * * * * * * * * * *

Der neun u. viertzigste Brief.

Mein Herr,

Sie wundern sich, daß ich, als ein alter Mann, und der den Namen eines Philosophen behaupten will, mich noch mit Landgütern beladen. Meiner Meynung nach aber ist kein Geschäfte einem alten Manne und einem Philosophen anständiger, als der Ackerbau. Auf die Früchte, welche die Erde hervorbringt, hat schon die Natur selbst einen Preiß gesetzt. Alles andre aber, was wir hoch und theuer schätzen, solches gründet sich bloß auf die Einbildung, und hat keinen andern Preiß, als welchen der Wahn der Menschen denselben beylegt. Wenn alle Schiffahrt, wenn alle Handlung nach fremden Orten aufhörte, wenn alle Gold- und Silbergruben ausgeleert würden, wenn verschiedene Künste und Wissenschaften nicht weiter getrieben würden, so verlöhren die Menschen in der That nichts dabey, sondern es wäre vielmehr ein gewisses Zeichen, daß die Menschen einen grossen Theil

ihrer

ihrer Eitelkeit fahren lassen. Denn diese letzten Dinge sind nur ein Firniß, womit man die Sachen überziehet, der Ackerbau aber erhält das menschliche Geschlecht, und unterstützet dasselbe. Die ersten Menschen haben daher den Ackerbau als das nützlichste, und folglich auch als das anständigste Geschäfte angesehen. Daß die Lacedämonier es für unanständig hielten, sich damit zu bemengen, und den Ackerbau daher ihren Sklaven allein überliessen, solches zeiget bloß, daß dieses Volk darinn eben so seltsam und unnatürlich, wie in andern Stücken, verfahren. Alle übrige Nationen haben andre Gedanken geheget. Die ansehnlichsten Männer haben ehedem das Feld mit ihren eignen Händen gebauet, und selbst fürstliche Personen haben Hirten abgegeben. Ein alter Römer sagt: Nullum vitae genus honestius agricultura. Ceres ward daher die Mutter der Erde genannt, weil man glaubte, daß sie die Menschen zuerst im Ackerbau unterwiesen. Die grösten Regenten haben nebst dem Gottesdienst den Ackerbau am meisten zu befördern gesucht, und hohe Staatspersonen haben gar besondere Bücher davon geschrieben. Der syracusische König Hiero der Zweyte hat eine eigene Schrift von dieser Materie abgefaßt. Mago, ein carthaginensischer General, hat 28 Bücher vom Ackerbau entworffen, welche nachher, auf Veranlassung des römischen Senats, ins Lateinische übersetzt worden. Cato, der ansehnlichste Römer zu seinen Zeiten, hat gleichfalls eine hieher gehörige Schrift verfertiget, welche annoch übrig ist. Varro und Columella, zweene andre ansehnliche Römer, haben gleichfalls davon geschrieben, und der erste erwehnt 50 Schriften, welche man bey den Grie-

Griechen allein von dieser Sache gefunden. Varro erzählt, daß ein römischer Rathsherr dem Appio Claudio seine Pracht und Verschwendung mit diesen Worten vorgehalten: „Hier sieht man nichts, als Gold, „Silber und Marmor, aber keine gebauete Aecker, „und keine Weinberge. Ich finde nichts, worinn dein „Landhaus dem Landhause deiner Väter gleichet.„ Die Klage, welche Columella zu seiner Zeit führet, daß man den Ackerbau so gering zu achten anfienge, ist so merklich als gegründet. Er sagt: „Man schreibt die „Unfruchtbarkeit der Erde der Natur und der Luft „zu, da doch der eigentliche Grund in der Nachläßig„keit und Saumseligkeit der Ackersleute zu suchen ist. Kein Bedenken kann gründlicher seyn. Ich selbst habe aus der Erfahrung bemerkt, daß ein von Natur schlechter Boden, wenn er von einem tüchtigen Bauren bearbeitet wird, besser ist, als ein fettes Land, welches einem faulen und nachläßigen Ackersmann zugehöret. Ich habe bemerkt, daß bloß aus dieser Ursache in einer Zeit von 30 Jahren, da ich mit Landgütern zu thun gehabt, die besten Höfe die schlechtesten, und die schlechtesten wieder die besten geworden. Da man demnach tüchtige Ackersleute nicht entrathen kann, und die Wohlfart eines Landes hauptsächlich auf die Bearbeitung des Feldes beruhet, so könnte keine Anstalt nützlicher seyn, als wenn man das alte römische Gesetz wieder erneuerte, wodurch diejenigen zu einer gewissen Strafe verurtheilet wurden, welche man überführen konnte, daß sie ihre Aecker und Ländereyen versäumet. Das Gesetz, dessen die römischen Skribenten erwehnen, lautet folgendergestalt: Si quis agrum sordescere patitur, aerarius esto &c. Ein solches

ches Gesetze wäre nicht nur dem Besitzer eines Gutes, sondern auch dem ganzen Lande überhaupt, nützlich] Man nimt die betrübtesten Wirkungen davon wahr, wenn die Landgüter unverständigen und geitzigen Besitzern in die Hände fallen, welche weder das Geschick, noch den Willen haben, dieselben zu erhalten, geschweige denn, daß sie dieselbe verbessern sollten. Einige befleißigen sich lediglich darauf, ihre Landhäuser zu schmücken, auf das Land aber, oder an die Bauren gedenken sie niemals, von denen doch der Besitzer seinen Unterhalt nehmen muß. Andre suchen einzig und allein so viel aus dem Gute zu erpressen, als nur immer möglich ist, und überlassen es den Nachkommen, wie sie auch etwas bekommen mögen. Daher sieht man allenthalben verfallene Häuser, ungebaute Aecker, und verhauene Wälder. Wenn man das oben angeführte römische Gesetz wieder bey uns erneuerte, so würden gemeine, arme und geitzige Leute, welche nur alles zu Gelde zu machen suchen, Bedenken tragen, Landgüter mit fremden Gelde zu kaufen. Ein jeder glaubt, ein guter Landmann zu seyn, wenn er nur sagen kann: „Mein Gut trägt so viel Pacht mehr, als zu den Zei„ten meines Vorfahren. So viel löse ich aus der Hol„zung und meinen Fischteichen. In diesen Stücken „habe ich das Wohnhaus bequemer eingerichtet, und „verbessert. Alle diese Gärten, und alle diese Spazier„gänge sind zu meinen Zeiten angelegt. Dieses ist aber eben so viel, als wenn jemand sagt: „Sehet, in „welcher Knechtschaft und Bedrückung ich meine „Bauren jederzeit gehalten.„ Man darf sich daher nicht wundern, daß sie keine Zeit gehabt, ihre eigne Häuser zu unterhalten, und ihre eigne Aecker zu reinigen

nigen. Man wird davon vollkommen überzeugt, wenn man nur den Zustand betrachtet, worinn sich die Aecker und Häuser der Bauren befinden. Denn man sieht unverzüglich, daß der Besitzer des Guts den Namen eines Landmanns nicht verdiene; weil der Wohlstand der Bauren den eigentlichen Beweis von einer klugen Landwirthschaft ablegt. Ich besuchte vor einigen Jahren einen vornehmen Herrn auf dem Lande, weil ich aber in dessen Hause gar keine Zierrathen wahrnahm, und meine Verwunderung deswegen nicht bergen konnte, so faßte er mich bey der Hand, und zeigte mir seine Zäune von Steinen, seine prächtigen und dicken Holzungen, und seine Bauerhöfe, welches alles in einem vollkommenen guten Zustande war. Ich ward dadurch genöthiget, zu bekennen, daß er ein größerer Landmann wäre, als ich geglaubet. Ich habe mich nachher bemühet, in seine Fußtapfen zu treten, da ich mir auch ein Gut kaufte, welches, da ich es antrat, in einem viel elendern Zustande war, als jemand sich vorstellen kann. Ehe ich aber anfieng, meine Fischteiche zu reinigen, neue Fruchtgärten bey meinem Hause anzulegen, und die Zimmer zu schmücken, so ließ ich die verfallenen Bauerhöfe entweder ausbessern, oder von neuen wieder aufbauen, und besetzte dieselben nicht nur von neuen, sondern erleichterte auch den Bauren ihre Abgaben und Hofdienste. Wie dieses geschehen war, so ließ ich die Bauren zusammen kommen, und sagte zu ihnen: „Nun habe ich das Meinige gethan. Nun müsset ihr „das Eurige auch thun. Man kann die Bauren auf eine gedoppelte Art verderben. 1) Wenn man sie nicht unterstützt, wenn sie Noth leiden, und 2) wenn man

ihnen

ihnen gar zu viel zu Hülfe kommt. Denn dadurch werden sie faul und nachläßig. Ich bin kein Landmann, und meine Umstände erlauben mir auch nicht, mich dem Landwesen allein zu widmen. Indessen nehme ich diese beyden Hauptpunkte stets in acht und befinde mich besser dabey als andere, welche die Sache noch so künstlich anzugreifen gedenken. Die Landwirthschaft kommt mit der Philosophie überein. Einige befleißigen sich auf das Hauptwerk, und lernen etwas. Andere aber vertiefen sich in transcendentalische Wissenschaften, und gerathen dadurch in eine solche Unordnung, daß sie nichts wissen. Denn wenn man höret, daß einer sein Gut mit einem weißen Stabe verläßt, so ist solches gewiß ein transcendentalischer Landmann, der seine Einkünfte nur zu vermehren gesucht, und nicht bedacht, daß er dasjenige, was er an der einen Seite gewonnen, an der andern doppelt wieder eingebüsset. Es geht solchen Leuten demnach wie einem gewissen Manne, von welchem man folgende lächerliche Historie erzählet. Wie man zu den Zeiten Friederich des III. bey einem großen Fest einen gewissen Weg mit Tuch belegt hatte, das Tuch aber nachher dem Volke Preiß gegeben ward; so suchte auch ein Priester sich dieses zu Nutze zu machen, und schnitte mit einer Scheere ein ziemliches Stück von dem Tuche ab. Wie er aber auf den Knien lag und schnitte, so schlich ein loser Schalk hinzu, und schnitt ihm hinten das ganze Rückenstück aus seinem Priesterrocke unvermerkt heraus. Inzwischen war der Priester fertig geworden, und trug seine Beute mit Freuden unter dem Arm nach Hause. Es begegnete ihm aber ein Mann, welcher, da er hinten das große Loch an seinem Priester-

kleide

kleide erblickte, sich des Lachens nicht enthalten konnte, und sagte: „Mein guter Herr Johannes, was sie „von vorn gewonnen, das haben sie von hinten wieder eingebüsset." Sie sehen hieraus, mein Herr, was ich für Gedanken von dem Landwesen hege. Wie der Ackerbau unter allen Handthierungen die nützlichste ist, so ist sie auch die anständigste, und für einen Philosophen die angenehmste Beschäftigung. Cicero sagt: Vita rustica parcimoniae, diligentiae et iustitiae magistra est. Ja das Landleben ist eine praktische Philosophie. Daher haben sich die grösten Männer gesehnt, aufs Land zu kommen, und haben dieses als das gröste Glück angesehen. Sie haben, wenn sie durch Sorgen und Verdrießlichkeiten abgemattet gewesen, mit dem Horaz ausgerufen:

O Rus! quando ego te aspiciam, quandoque licebit
Ducere sollicitae, iucunda obliuia vitae.

Ich bin ꝛc.

Der funfzigste Brief.

Mein Herr,

Sie schreiben, daß sie vor kurzer Zeit des Cudworths Systema Intellectuale durchgelesen, und verlangen meine Gedanken über dieses Werk zu erfahren. Mich dünkt, daß ein solches Werk nicht anders, als von einem grossen und tiefsinnigen Philosophen herrühren können. Ich bewundere seine Meynung von der Natura plastica. Denn ob sol-

che gleich nicht neu ist, so hat doch keiner vor ihm derselben ein so grosses Gewicht gegeben. Cicero hat zwar bereits einer solchen Natur Erwehnung gethan. Denn man findet in seinem zweyten Buch de natura Deorum folgende Worte: Vis quaedam sine ratione, ciens motus in corpore necessarios, cuius solertiam nulla ars, nemo artifex, consequi potest imitando. Hierauf hat Cudworth seine Lehre de Natura plastica oder von der wirkenden Kraft, gegründet. Dieselbe ist, seinem Vorgeben nach, von Gott bestimmt, die Materie zu bilden, ohne selbst zu wissen, was sie thut, jedoch unter der Direction Gottes, so daß dieselbe bloß als ein Werkzeug, oder als ein Arbeiter anzusehen, welcher sich nach der Vorschrift des Baumeisters richtet. Dieser große Philosoph ist hauptsächlich dadurch auf solche Gedanken gekommen, weil er es für Gott zu niedrig gehalten, daß derselbe gleichsam mit eignen Händen unzählige kleine und geringe Dinge erschaffen, und in Ordnung erhalten sollte. Dieses hat ihm Gelegenheit gegeben, zu behaupten, daß Gott eine gewisse wirkende Natur oder Kraft erschaffen, welche unter seiner Direction dergleichen Dinge zu stande brächte. Ob man gleich nicht Ursache hat, an der guten Absicht zu zweifeln, welche Cudworth hierbey gehabt, und es aus allen Umständen erhellet, daß er es zu keinem andern Ende gethan, als, um in uns einen hohen Begriff von Gott zu erwecken; so kann man es doch auch andern nicht verdenken, wenn sie sich an dieser Lehre gestossen, und dafür gehalten, daß dadurch das große Argument geschwächt werde, dessen man sich wider die Atheisten bedienet, daß nichts in dem künstlichen Bau der Welt, ohne ein ver-

nünf-

nünftiges Wesen, habe können erschaffen werden. Cudworth sagt zwar: daß diese geistige und wirkende Kraft, welche er mit dem Namen Natura plastica belegt, unter der Direction Gottes stehe, und für ein Werkzeug in den Händen Gottes zu halten sey. Weil es aber nicht desto weniger ein blindes Wesen bleibt, welches, ohne zu wissen, was es thut, solche große und vortrefliche Kunststücke, obgleich auf Befehl hervorgebracht, so dürfen viele dadurch auf die Gedanken fallen, daß die Welt von selbst entstanden. Es ist meiner Meynung nach am sichersten, wenn man Gott die ganze Schöpfung unmittelbar und allein zuschreibt, und sich keinen Skrupel über die mannigfältigen und geringen Geschöpfe macht, weil bey einem allmächtigen Wesen klein und groß, hoch und niedrig, alles einerley, und es Gott eben so wenig unanständig ist, eine Made, als eine Welt zu erschaffen. Daß man auf solche Meynungen verfällt, welche Cudworth, und nach ihm der andere englische Philosoph, Grew, ausgebreitet, dessen Mundus Vitalis von eben derselben Natur ist, solches rühret daher, daß man Gott nach den Menschen beurtheilet, und es für nöthig gehalten, ihm Gevollmächtigte und Gehülfen zuzugeben, wozu doch nicht die geringste Nothwendigkeit vorhanden ist. Denn wenn man sagt, daß Gott ohne jemandes Mitwirkung oder Beyhülfe sowol kleine als grosse Dinge hervorgebracht, so wird der Begrif, den wir von seiner Allmacht haben, dadurch noch mehr erhöhet. Kann das menschliche Auge, wie klein dasselbe auch ist, viele Dinge von einander unterscheiden, ohne solche zu verwechseln oder zu vermengen; wie kann man denn solches vor der göttlichen Allmacht zu schwer hal-

ten, und wie kann man sich bey einem so erhabenen Wesen einen Unterscheid unter klein und groß vorstellen. Daß Cudworth übrigens nicht willens gewesen, den Atheisten durch diese Lehre das Schwerdt in die Hände zu geben, solches bezeugt die eben angeführte Schrift, worinn er sich vielmehr bemühet, die Gottesleugner zu widerlegen. Dieser Theil seiner Schrift, ist meinem Bedünken nach der schönste. Man kann nur das einzige dagegen einwenden, daß seine Betrachtungen bisweilen gar zu tiefsinnig, und gar zu schwer zu fassen sind. Eben dasselbe kann man von den meisten Skribenten sagen, welche die Existenz Gottes durch gewisse metaphysische Gründe beweisen wollen, die allen und jeden nicht gleich begreiflich sind. Ich meines theils gründe mich hauptsächlich auf zwey Argumente, welche einem jeden, und auch den allereinfältigsten in die Augen fallen. Das erste nehme ich von den erschaffenen Dingen her, die wir täglich sehen. Das andre entlehne ich aus der Einwilligung und dem Geständniß aller Völker. Was den ersten Beweiß betrifft, so müssen alle vernünftige Creaturen gestehen, daß ein künstliches Werk sich weder selbst hervorbringen, noch von einer todten oder lebendigen Materie gebildet werden könne. Eine todte Materie ist dieses nicht im Stande zu thun, weil solche selbst keine Bewegung hat, und folglich auch andern mitzutheilen nicht vermögend ist. Einer lebendigen Materie aber kann man dieses eben so wenig zuschreiben. Denn wenn die Natur der Materie darinn bestünde, sich stets zu bewegen, so würde kein durch einen Zufall zusammen gekommener Körper Bestand haben, sondern wegen der beständigen Bewegung der Materie

gleich

gleich wieder aufgelöset und zernichtet werden. Was die geistigen Geschöpfe, oder die Seelen betrifft, so müssen die Epicurer gestehen, daß nichts lebendiges von einer todten Materie herkommen könne, wo sie nicht ihr eigenes Hauptprincipium über einen Haufen werfen wollen. Ex nihilo nihil fit. Ein gleiches müssen die Stratonici oder Hylozoiten thun, welche der Materie ein Leben ohne Vernunft zuschreiben, weil von einer unvernünftigen, obgleich lebendigen Materie, keine vernünftige und mit einem freyen Willen begabte Seele kann gebildet werden. Denn es muß auch hier heißen: Aus nichts kann nichts entstehen. Gesetzt aber, daß man den Atheisten einräumte, daß durch die Bewegung der Materie lebendige Körper entstehen könnten, so kann man ihnen doch sowol aus den so künstlich gemachten Geschöpfen an sich selbst, als aus den damit verknüpften Absichten, deutlich beweisen, daß solches alles nothwendig einem allweisen und allmächtigen Schöpfer müsse zugeschrieben werden. Epicurus sagt zwar, daß das Auge z. B. nicht zum sehen, und das Ohre nicht zum hören erschaffen worden, sondern daß die Creaturen sehen und hören, weil die Augen und Ohren solchergestalt von der Natur gemacht worden. Man kann aber aus verschiedenen erschaffenen Dingen den Ungrund dieser Lehre darthun. Die Erde und die andern Planeten drehen sich z. B. um ihre Achsen, wodurch Tag und Nacht enstehet. Wenn man, um ihnen den Scheffel, wie man sagt, recht voll zu messen, nun auch dieses dem Mechanismo der Materie zuschreiben wollte, so kann man ihnen noch eine andre Bewegung zeigen, woraus der Endzweck hervorleuchtet, den der Schöpfer dabey geheget.

heget. Solche Bewegung besteht in der Declination des Poli, wodurch Winter und Sommer verursachet, und dadurch der Zweck erreicht wird, daß fast die ganze Erde kann bewohnt, und von der Sonne erquickt werden. Hieraus erhellet die weise Absicht des grossen Baumeisters offenbar, daß er nicht bloß eine Erde, sondern dieselbe auch solchergestalt erschaffen, und ihr zu dem Ende eine doppelte Bewegung beylegen wollen, damit sie überall könnte bewohnt, und die Creaturen erhalten werden. Wenn auch die Meynung der Hylozoiten Grund hätte, welche den Partikeln der Materie ein gewisses Leben beylegen, so fließt doch nichts weiter daraus, als daß durch die Organisation einer solchen Materie lebendige Creaturen, nicht aber vernünftige und mit einem freyen Willen begabte Creaturen entstehen können. Die Menschen würden auf solche Art auf sonst nichts, als auf solche Dinge ihre Gedanken richten können, welche sie den Augen darstellen. Weil man aber aus der Erfahrung weiß, daß die Seele eine Herrschaft über die Gedanken ausübt, und daß dieselbe nach eignem Gefallen die Betrachtung von einem gegenwärtigen Vorwurf abziehen, und solche auf etwas abwesendes und nicht in die Sinne fallendes lenken, und sagen kann: Nun will ich an ein Haus, und nun an ein Schiff gedenken. Nun nicht mehr in Europa, sondern in Amerika, nun nicht mehr auf Erden, sondern im Himmel, so siehet man deutlich daraus, daß die Eigenschaften der Seele nicht aus der Organisation einer Materie, von welcher Beschaffenheit dieselbe auch seyn mag, fliessen können, sondern man ist genöthiget, hierbey eine andere Schöpfung zuzugeben, und ein anderes Principium

als

als die Materie anzunehmen. Den andern Hauptbeweis von der Existenz Gottes habe ich von der Einwilligung aller Völker hergenommen. Einige Reisende sagen zwar, daß sie verschiedene Nationen gefunden, welche nicht den geringsten Begriff von einem göttlichen Wesen gehabt. Es erhellet aber daraus nichts anders, als daß gewisse Nationen in eine gewisse Brutalität verfallen, und von den Menschen nichts weiter als die Gestalt an sich gehabt. Die moralisirten Völker aber kommen alle in diesem Punkte überein: Es ist ein Gott. Vielleicht haben auch die Reisenden gewissen Völkern falsche Eigenschaften beygelegt, und zwar aus Mangel einer hinlänglichen Erkenntniß von diesem Volk, und von ihrer Sprache. Die neuen Beschreibungen von Grönland legen davon ein deutliches Zeugniß ab. Unsere Mißionarien stunden anfangs in den Gedanken, daß die wilden Grönländer nicht den mindesten Begrif von dem göttlichen Wesen hätten. Wie sie aber die Sprache lerneten, und näher mit ihnen bekannt wurden, so merkten sie, daß sie unrecht geurtheilet. Die Atheisten, welche gestehen, daß alle gesittete Nationen ein göttliches Wesen erkennen, schreiben solches der Erfindung der politischen Gesetzgeber und Regenten zu, um die Unterthanen desto besser im Zaum zu halten. Es ist aber schwer zu begreifen, wie alle Nationen, von denen viele nicht im geringsten in den Sitten und Gewohnheiten mit einander übereinstimmen, in dieser Lehre allein mit einander sollten einig geworden seyn, und wesfalls die Regenten, wenn sie allein auf die Beschützung ihrer eignen Macht und Hoheit gesehen, eine Lehre sollten gestiftet und fortgepflanzet haben, wel-

che ihre Souverainität einschränkt, und sie einem Oberherrn unterwirft, an den die Unterthanen appelliren können. Denn in allen Religionen kommt der Artikel vor: Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen. Weil nun dieses wider die Politik der weltlichen Regenten streitet, so verlieret das Argument der Atheisten alle Kraft, und es ist offenbar, daß die Religion einen solchen Ursprung nicht haben kann, sondern daß die Menschen durch die gesunde Vernunft von der Existenz des höchsten Wesens überzeugt worden. Ich bin ꝛc.



Der ein und funfzigste Brief.

Mein Herr,

Sie berichten mir, daß sie letzthin einer Gesellschaft beygewohnet, worinn man meine stille Lebensart getadelt, und solche als eine Wirkung eines unanständigen Geitzes angesehen. Ich danke ihnen zwar, daß sie mir dieses melden wollen, ich werde mich aber doch nicht darnach richten, noch meine Aufführung ändern. Wenn ich ihnen meine Haushaltung werde erklärt, und die Gründe, wodurch ich zu einer solchen Lebensart bewogen worden, werde angezeigt haben, so werden sie mir ohne Zweifel den Rath geben, darinn fortzufahren. Ich bin sparsam in Essen und Trinken, und begnüge mich mit schlechten Speisen, weil der Ueberfluß meinem Körper schädlich ist. Wenn bessere Speisen meiner Gesundheit dienlich wären, so wollte ich mich keinen Augenblick be-

den-

denken, einen Ducaten für jede Mahlzeit zu geben. Und wenn ich merkte, daß meine Sachen und Geschäfte durch viele Bediente und Aufwärter besser könnten verrichtet werden, so würde ich solche gleich anschaffen. Weil ich aber sehe, daß die Insecten, welche die meisten Füsse haben, am langsamsten fortkommen, und daß diejenigen, deren Haus mit Bedienten angefüllet ist, die schlechteste Aufwartung haben, so richte ich mich in diesem Stücke nicht nach ihrem Exempel. Ich gehe insgemein zu Fuß, weil meine Gesundheit in einer beständigen Bewegung bestehet. Wenn mich jemand um einen Schilling betriegt, so stelle ich mich erzürnt und weit genauer an, als ich wirklich bin, weil die Noth es erfordert. Denn so bald andere merken, daß man auf seine Sachen nicht acht hat, so giebt man sich allen Preis. Man kann so viel wegschenken als man will, wenn man aber eine Generositet im Handel und Wandel ausüben will, und nicht zugleich zu erkennen giebt, daß der andre daraus keine Folge ziehen soll, so handelt man thöricht. Wenn meine Aufwärterin einen Schilling an der Erde findet, und mir denselben wiedergiebt, so stelle ich mich, als wenn mir solches überaus angenehm ist, ungeachtet ich mich oft selbst nicht bücke, denselben aufzunehmen. Denn wenn ich die geringste Gleichgültigkeit dabey wollte merken lassen, so würde sie, wenn sie etwa eine Münze von einem grössern Werthe finden sollte, dieselbe auch behalten, und die Regel anführen: Res derelicta cedit occupanti. Eben so ist es mit denen beschaffen, welche sich die Nachläßigkeit eines andern zu Nutze machen. Denn weil sie den erhaltenen Vortheil nicht ihm, sondern nur seiner Nachläßigkeit schul-

dig sind, so halten sie sich nicht zu dem geringsten Dank verpflichtet, sondern lachen und spotten noch vielmehr über einen solchen Menschen, und werden dadurch zur Untreue verleitet. Es heißt so dann: Wenn ich ihn nicht betriege, so thut es ein anderer. Durch die Nachläßigkeit in der Hauswirthschaft werden die Gevollmächtigen Herren, und die Reitvoigte Proprietarien, ja mancher Herr wird oft genöthiget, sich mit seiner Haushälterinn zu verheyrathen, um an statt der Mitgift, die ihm seit so vielen Jahren gestohlnen Sachen wieder zu bekommen. Dieses ist die Ursache, wesfalls alle gute Haushalter sich in Kleinigkeiten so achtsam anstellen. Die Nachläßigkeit in kleinen Dingen giebt den Untergebenen gleichsam das Recht, dergleichen auch in grossen zu versuchen. Und die Erfahrung zeigt, daß mancher bemittelter Mann nicht so sehr durch Geschenke und durch eine prächtige Aufführung, als vielmehr durch Nachläßigkeit, an den Bettelstab geräth. Denn die Nachläßigkeit führt geradesweges ins Hospital. Dieses wollen doch viele nicht begreifen, und sehen daher eine nöthige und kluge Achtsamkeit als einen Geitz an. Andre halten es für thöricht, wenn man bey einer kleinen Summe allerhand Anmerkungen macht, und eine grössere wegschenkt. Denn in diesem Fall heißt es immer, er will hier einen Schilling ersparen, und giebt dort einen Thaler aus. Diesen Ausspruch halten sie für ein unwidersprechliches Axioma. Es schickt sich aber solcher nicht hieher. Denn es ist ein weit grösserer Verlust, wenn man einen Schilling durch eine Versäumniß einbüßt, als wenn man einen Thaler durch ein Geschenk verlieret. Wenn sie dieses überlegen, und meine

ne Lebensart mit vernünftigen und ökonomischen Regeln zusammen halten, so werden sie wahrnehmen, daß ich deswegen wenig esse und trinke, um das Fieber zu vermeiden, daß ich zu Fusse gehe, weil ich kein Liebhaber vom Scorbut bin, und daß ich nicht des Geldes, sondern meiner Gesundheit wegen spare. Wenn sie sehen, daß ich diesen und jenen Gewinnst verachte, wesfalls andre zanken, daß ich niemals höher Zinsen nehme, als das Gesetz erlaubt, daß ich bey allgemeinen Schatzungen über mein Vermögen beytrage, daß ich mich entschliessen kann, ansehnliche Geschenke zu geben, daß ich mich in einen jedem Verlust zu schicken weiß, daß ich bey allen diesen meine Sachen wohl in acht nehme: so werden sie leicht daraus abnehmen, daß ich kein Sonderling bin, sondern daß meine Lebensart auf vernünftige ökonomische Regeln gegründet ist. Ich bitte zum Beschluß ihren moralischen Brüdern in der Gesellschaft mein Compliment zu machen, deren, wie sie schreiben, 6 oder 7 an der Zahl gewesen, und ihnen zu vermelden, daß keiner von ihnen die Vollkommenheit der sieben griechischen Weisen erreichen werde, wenn sie nicht gründlicher über andre Materien, als über meine Lebensart, urtheilen. Ich bin 2c.

Der zwey u. funfzigste Brief.

Mein Herr,

Sie sind, wie ich aus ihrem Schreiben abnehme, mit meinem moralischen Catechismo sehr wol zufrieden, und ich freue mich, daß sie sich bey die-

dieser Gelegenheit der so nöthigen Regel erinnert, daß man nicht gleich jemanden tadeln, sondern denselben vorher hören müsse, weil ein jeder der beste Ausleger seiner Worte ist. Sie meynen übrigens, daß ich mich in meinen moralischen Gedanken eines Ausdrucks bedienet, welcher dem Origenismo nahe komme. Denn es heist daselbst, wie sie schreiben, von der Strafe in jener Welt, daß Gott keine Strafe ausübe, die mit seiner Gerechtigkeit streitet, wodurch ich, wie sie glauben, zu erkennen gegeben, daß Gott die Strafe nach seinem Wohlgefallen mindern könne. Ehe ich mich näher hierüber erkläre, so finde ich nöthig zu erinnern, daß ich nicht so wol deswegen schreibe, um einen Lehrer abzugeben, als nur um gewisse Meynungen vorzutragen, worauf ich durch das Nachsinnen gekommen. Ich gebe solche auch nicht höher, als Problemata aus, und bediene mich dabey aller nur möglichen Bescheidenheit, um die Urtheile anderer desto eher zu vernehmen, insonderheit da ich mich niemals mit meiner eignen Einsicht brüste, sondern meine Sätze stets der Verbesserung anderer unterwerfe, und wünsche, daß ein jeder eben dasselbe thun möge. Denn auf solche Art würden viele Streitigkeiten beygelegt werden, die man nun mit einer solchen Hitze führet, weil ein jeder sucht, diejenige Meynung bis aufs äusserste zu behaupten, welche er einmal angenommen. Damit ich aber auf die mir vorgelegte Frage antworte, so glaube ich nicht, mich vergangen zu haben, wenn ich gesagt, daß Gott nach seinem Gutbefinden die Strafe, welche er gedrohet, vermindern könne, weil solches an keinem Gesetzgeber kann getadelt werden. Ich sage nicht, daß Gott die Strafe wirklich mildere,

son-

sondern nur, daß er solche nach seinem Wohlgefallen mäßigen könne. Eine solche Lehre ist von dem Origenismo weit entfernet. Sie hält vielmehr das Mittel zwischen denjenigen, welche sagen, daß die Wahrhaftigkeit Gottes erfordere, daß er die angedroheten Strafen aufs nachdrücklichste vollziehe, und welche behaupten, daß die Vollziehung desselben seiner Gerechtigkeit entgegen sey. Welche von diesen beyden Meynungen man annimmt, so scheint es, als wenn man Gott Regeln vorschreiben wollte. Wer alles genau überlegt, was von beyden Seiten kann gesagt werden, der wird sich wol hüten, in diesem Stücke ein Urtheil zu fällen. Man hat darüber schon zu den Zeiten Origenis gestritten, niemals aber ist der Streit mit einer solchen Heftigkeit, wie gegenwärtig getrieben worden. Beyde Parteyen sind mit wichtigen Argumenten versehen. Einige sagen: Weil Gott die Wahrheit selbst ist, so kann er von seinem Worte nicht abweichen, und die Schrift bezeugt offenbar, daß er den Gottlosen eine ewige Strafe gedrohet. Wer ein unendliches Wesen beleidiget, dessen Strafe muß auch unendlich seyn. Je größer die Drohungen sind, desto größer ist die Bosheit derjenigen, welche sich dadurch nicht abschrecken lassen. Endlich fügen sie hinzu: Es ist nichts gefährlicher, als von einer solchen Milderung zu predigen. Denn wenn die Ewigkeit der Höllen-Strafe nicht vermögend ist, die Gottlosen im Zaum zu halten; was wird man denn erwarten können, wenn sie gar hören, daß dieselbe könne gemindert werden? Andere aber wenden folgendes dagegen ein: Es wird der Wahrhaftigkeit Gottes dadurch kein Nachtheil zugezogen, wenn er seine Drohungen gleich nicht mit der

äus-

äussersten Strenge vollziehet. Ein Gesetz wird in scharfen Ausdrücken abgefaßt, um den Boshaften einen desto größern Schrecken einzujagen. Es steht aber dem Gesetzgeber frey, nach Maaßgebung der Umstände die Execution zu vermildern und zu beurtheilen, wie die Strafe nach der Missethat eines jeden soll eingerichtet werden. Weil keine Gleichheit zwischen den Sünden, die man in diesem kurzen Leben begehet, und einer ewigwährenden Strafe und Pein ist, so kann man eine solche Strenge nicht mit den Stellen der Schrift vereinbaren, welche so erhaben von der Barmherzigkeit Gottes reden, wenn man das Wort ewig in der allgemeinen Bedeutung nimmt. Sie führen verschiedene Exempel an, daß einige durch eine solche Erklärung an der Wahrheit der christlichen Religion zu zweifeln angefangen, und berufen sich auf den bekannten und gelehrten Camphusen in Holland, welcher öffentlich gestanden, daß er nicht eher ein rechter Christ gewesen, bis ihm der darüber gefaßte Skrupel durch eine mildere Erklärung benommen worden. Endlich fügen sie noch hinzu: Die Unendlichkeit der Strafen kann die gute Wirkung nicht haben, welche man sich insgemein davon vorstellet. Denn weil dieselbe dem Verstande unbegreiflich ist, so werden die Menschen dadurch viel weniger gerühret, als durch eine eingeschränkte Strafe,, welche sie einiger massen fassen können. Dergleichen Argumente werden für und wider diese Lehre angeführet. Man sieht daraus, daß man behutsam zu Werke gehen müsse, und daß ein Lehrer nicht übel thue, welcher sich folgender Methode bedienet, daß er zwar die allgemeine Erklärung behält, gleichwol aber bey allen Umständen nicht gleich

stark

stark darauf treibet. Wenn er mit steifen und hartnäckigten Sündern zu thun hat, bey denen keine Vermahnungen etwas fruchten wollen, so muß er denenselben alles aufs schärfste vorstellen, und ihnen vorhalten, daß Gott seine Drohungen unfehlbar erfüllen werde, wie auch daß keiner, welcher sich freywillig der festgesetzten Strafe unterwirft, sich über die Größe derselben beschweren könne. Wenn er aber mit wanckelmüthigen, und doch zu gleicher Zeit gut gesinnten Seelen redet, denen die Ewigkeit der Strafen Furcht und Zweifel einjagt, so thut er am besten, wenn er seine Rede folgendergestalt einrichtet: „Gott hat den „Sündern eine ewigwährende Strafe verordnet, und „es ist nützlich, daß wir die Vollziehung dieser Dro„hung glauben. Doch müssen wir auch Gott keine „Gesetze vorschreiben, und sagen: daß er die Strafe „nicht mindern könne. Wir müssen glauben, daß „Gott nichts thut, was mit seiner Gerechtigkeit strei„tet, sondern die Strafe wird auf eine solche Art ein„gerichtet seyn, als die Verdammten selbst gestehen „werden, verdient zu haben.“ Sollte jemand einwenden, daß ein Lehrer in seinem Vorhaben nicht wanken, und einerley Sache nicht verschiedentlich vortragen müsse; so kann man darauf antworten: daß dieses keine Veränderung der Lehre mit sich führe, wenn man seinen Vortrag nach Maaßgebung der Umstände einrichtet. Die Apostel thaten eben dasselbe, und trieben, nachdem die Zuhörer beschaffen waren, bald das Gesetz, und bald das Evangelium. Und dieses legt eine nicht geringe Probe von der Klugheit eines Predigers ab. Die Umstände können also beschaffen seyn, daß man eine wankelmüthige Seele in den Unglau-

glauben stürzen kann, wenn man gar zu stark auf eine harte Erklärung dringet. Dem sey aber wie ihm wolle, so sündiget niemand, durch ein solches Bekenntniß, daß Gott nichts thut, was seiner Gerechtigkeit widerspricht, wie auch, daß er nach seinem Wohlgefallen die in den Gesetzen bestimmte Strafe mildern könne. Durch ein solches Bekenntniß legt ein Lehrer ein Zeugniß von seiner Bescheidenheit ab, und ein wankelmüthiger Zuhörer wird zugleich von seinen Zweifeln befreyet. Ich bin 2c.

* *

Der drey u. funfzigste Brief.

Mein Herr,

Sie verlangen in ihrem letzten Schreiben zu wissen, worinn die Irthümer derjenigen Leute bestehen, die man nun insgemein in unsrer Kirche mit dem Namen der Separatisten beleget. Ich bin aber eben so wenig im Stande, davon eine zuverlässige Nachricht zu ertheilen, als von dem Geheimnisse der Freymäurer, theils weil die Separatisten ihre Meynungen verborgen halten, theils auch, weil sie selbst in ihren Sätzen nicht fest sind. Denn diejenigen, welche keiner andern Richtschnur folgen, als ihrem Gewissen, können keine feste und beständige Meynungen in der Religion hegen. Sie sind den Seefahrenden ähnlich, welche auf solchen Gewässern herumsegeln, wo die Fallwinde häufig zu spüren sind, und desfalls die Segel alle Augenblicke anders spannen und verändern müssen. Weil sie selbst keine gewisse

Prin-

Principia haben, so darf man sich nicht wundern, daß sie alle andere durch die Gesetze eingeführte Religionen verwerfen. Ja es ist glaublich, wenn einige von diesen Separatisten einmal den Entschluß faßten, ein gewisses Glaubensbekänntniß zu entwerfen, so würden gleich neue Separatisten entstehen, weil sie nichts gewisses und bestimmtes leiden können. Solchen Menschen kann man mit Recht den Namen der Ketzer beylegen, und zwar nicht so wol wegen ihrer irrigen Meynungen, als vielmehr wegen des Aergernisses, welches sie durch ihre Absonderung allenthalben verursachen, und wegen des Abscheues, welchen sie haben, mit andern Christen in einer Gemeinschaft zu leben. Je geringer ihre Irrthümer sind, desto grösser ist ihre Ketzerey. Die Donatisten waren ihrer Irrthümer halber nicht unter allen am meisten verhaßt, sondern man verfolgte sie wegen ihres Menschenhasses, und weil sie nicht nur ohne Noth einen Streit in der Kirche erregten, sondern auch alle andere christliche Gemeinen verabscheuten. Die meisten Punkte, woran sie sich stossen, sind so beschaffen, daß sie gar keine rechtmäßige Ursache zur Separation geben können. Ich kann hiervon nicht genauer reden, weil mir alle ihre Meynungen nicht bekannt sind. Ich habe bloß gehört, daß ein Separatist einmal die Taufe und Beichte als zwey Hauptmißbräuche angegeben, und solche für hinlänglich gehalten, eine Absonderung vorzunehmen. Denn was kann, sagte er, seltsamer seyn, als jemanden der christlichen Kirche wie einen Gläubigen einzuverleiben, der noch keinen Glauben hat. Und wie kan man kleinen und eben erstlich gebohrnen Kindern einen Glauben beylegen. Die Schrift erfordert

ja erstlich den Glauben, und nachher befiehlt sie, die Taufe zu vollziehen. Denn es heißt ausdrücklich: Wer da glaubt, und getauft wird. An die Beichte, aber fuhr er fort, kann ich ohne Schrecken nicht denken. Ein Priester maßt sich der Gerechtsame Gottes an, und vergiebt die Sünden, welches allein dem himmlischen Richter zukommt, und erklärt auf ein blosses Bekenntniß, von dessen Aufrichtigkeit und Falschheit er nicht urtheilen kann, einen Menschen, den er nicht kennet, für würdig, zum Abendmahl zugelassen zu werden. Solches ist nicht nur eine unerlaubte Gewalt, sondern auch ein Stolz, der GOtt nicht gefallen kann, der die Menschen in ihrer Bosheit stärket, und dieselben aufs neue zu sündigen antreibt, indem es ihnen nichts weiter kostet, als daß sie sich von neuen bey dem Priester einstellen, um auf die vorige Art loßgesprochen zu werden. Ich antwortete: Wenn sie und ihre Brüder sich sonst an nichts stossen, als an den ersten Artikel, so rathe ich ihnen, die Gemeine unverzüglich um Vergebung zu bitten, und sich mit derselben wieder zu vereinigen. Finden sie es denn ungereimt, wenn man einem fremden Manne die Bürgerschaft in einer Stadt angedeyen läßt, mit der Bedingung, daß er Zeit haben solle, sich nach den Gesetzen des Landes zu erkundigen, und nach dieser Untersuchung ferner als ein Bürger in der Stadt zu wohnen, oder sich auch wieder hinweg zu begeben. Wie er darauf antwortete, daß er darinn nichts anstößiges fände, so fuhr ich fort, weil nun dieses nicht ungereimt ist, so finden sie auch bey der Taufe nichts ungereimtes, wodurch die Kinder bey der Gemeine gleichsam eingeschrieben, und für künftige Mitglieder derselben erkläret

kläret werden. Hierbey büßen die Eltern so wenig, als die Kinder etwas ein; die letztern verlieren dadurch nichts, daß sie der Matrikel der christlichen Kirche einverleibt werden, wo man nicht sagen will, daß es besser sey, ungetauft zu sterben, welches aber thöricht ist. Die Eltern verlieren eben so wenig, welche sie einzeichnen lassen, weil solche bey einer solchen Handlung zugleich ermahnt und aufgemuntert werden, ihre Kinder in der seligmachenden Lehre erziehen zu lassen. Wollte man etwa einwenden, daß hiezu eine Einwilligung erfordert werde, welche kleine Kinder zu ertheilen nicht vermögend sind, so kann man darauf antworten, daß die Kinder, ehe sie zum Abendmahl zugelassen werden, ihre Einwilligung entweder ausdrücklich oder stillschweigend geben, daß sie mit der Einweihung, die mit ihnen in der Taufe vorgegangen, zufrieden sind, und versprechen, der Lehre Christi zu folgen. Niemand kann also sagen, daß er wider seinen Willen ein Christ geworden, so wie kein Bürger sagen kann, daß er wider seinen Willen Bürger geworden, wenn er vorher die Landesgesetze untersucht, die ihm ehedem unbekannt waren, und dasjenige ohne Bedingung unterschreibt, was er vorher mit einer Bedingung versprochen hatte. Man sieht also hieraus, daß das Bedenken ganz ungegründet ist, welches sich die Separatisten in Absicht auf die Kindertaufe machen. Dieselbe ist so wenig schädlich, daß sie vielmehr eine vortrefliche Wirkung hat, indem die Eltern dadurch angereizt werden, ihren Kindern eine christliche Erziehung zu geben. Der andere Punkt ist eben so wenig hinlänglich, eine Absonderung zu rechtfertigen. Die Separatisten sagen, daß unsere Priester sich eine

 Macht

Macht anmaßen, welche GOtt allein zukomme. Unsere Priester aber antworten darauf, daß durch die Absolution im Beichtstuhl nichts anders angezeigt werde, als eine Verkündigung der göttlichen Verheissungen, daß GOtt denjenigen die Sünde vergeben wolle, welche ihre begangenen Sünden von Herzen bereuen, und eine Besserung des Lebens versprechen. Die Separatisten gestehen selbst, daß GOtt dieses verheissen, und da sie solches einräumen, so können sie diejenigen nicht tadeln, welche an Gottes statt dieses zu erkennen geben. Folglich bezeugen sie selbst ganz offenbar, daß sie sich vergebens ärgern und absondern. Sie sagen zwar, daß der Misbrauch darinn bestehe, daß die Prediger alle und jede ohne Unterscheid absolviren, ohne zu wissen, ob sie ihre Sünde aufrichtig bereuen oder nicht. Man kann aber darauf folgendes antworten: Die Absolution geschiehet bedingungsweise. Wenn die Buße nicht rechter Art ist; so geht der Sünder eben so schuldig, ja noch strafbarer aus dem Beichtstuhle wieder heraus. Wenn man sich aber nach der Meynung der Separatisten richten, und alle diejenigen abweisen wollte, die man für unwürdig hielte; so könnte man sagen, daß die Priester sich einer Gewalt anmaßten, die ihnen nicht zustünde. Denn auf solche Art würde aus einem jeden Priester ein Pabst werden, und dieses würde Gelegenheit geben, einen schändlichen Handel mit der Absolution zu treiben, so wie noch täglich, wie man sieht, im Pabstthum mit dem Ablaß geschiehet. Dieses aber kann bey uns nicht geschehen, wo die Priester mit gebundenen Händen im Beichtstuhl sitzen, und sich nicht erkühnen, jemanden abzuweisen, der seine Reue zu erkennen giebt, und verlangt,

langt, mit GOtt wieder ausgesöhnt zu werden: Der Vorwurf der Separatisten vergrößert also vielmehr die Macht der Priester, als daß er solche vermindern sollte. Denn die Separatisten machen die Priester, indem sie dergleichen von ihnen fordern, aus bloßen Herolden zu Päbsten, oder eigentlicher zu Göttern, welche in das Herz der Menschen sehen, und urtheilen können, ob das Bekenntniß derselben aufrichtig sey, oder nicht: Wenn ein Mensch vermögend wäre, die Gedanken des andern zu prüfen, und wenn ein jeder Priester apostolische Tugenden besäße, so hätte der Vorwurf der Separatisten noch einigen Grund. Weil aber den Menschen diese Gabe nicht verliehen ist, und die Geistlichen, wie andere Sterbliche, Fehlern und Schwachheiten unterworfen sind, so sieht man, daß die Separatisten, sowol unmögliche, als schädliche Dinge begehren. Wenn die Prediger Macht erhalten sollten, nach ihrem Gutbefinden die Sünder anzunehmen oder zu verwerfen, so wäre zu befürchten, daß die Beichtstühle bey vielen in Zollbuden dürften verwandelt, und daß dasjenige, was nun nur noch allein nach der Einbildung der Separatisten ein Mißbrauch ist, in einen wirklichen und verderblichen Mißbrauch dürfte verkehret werden. Wie er dieses hörte, so ging er weg, und schüttelte den Kopf. Ich habe aber nachher vernommen, daß ich durch alle meine Gründe nicht das geringste bey ihm ausgerichtet. Ich bin desfalls auf die Gedanken gekommen, daß diese Leute aus keinem andern Grunde Separatisten sind, als um Separatisten zu seyn, und etwas besonderes vorzustellen. Vielleicht sagen sie, daß ich jetzt wider mein eigen Principium handele, indem ich wider die Toleranz predige,

die ich sonst bey aller Gelegenheit zu vertheidigen pflege. Ich habe aber diese Lehre niemals stärker, als gegenwärtig verfochten. Ich predige nicht wider die Irrthümer der Separatisten, sondern wider die Intoleranz derselben. Ich tadele sie als Friedensstöhrer, welche sich ohne Ursache von allen andern christlichen Gemeinen absondern, und gleichsam dem ganzen menschlichen Geschlechte den Krieg ankündigen. Ich sehe sie als solche Leute an, welche aus Protestanten Verfolger werden würden, wenn sie die Macht in Händen bekommen sollten, und welche andre zwingen würden, wenn ihre Meynung die herrschende werden sollte. Ich verdamme übrigens niemanden, welcher bloß aus Irrthum irret. Ich verdamme bloß diejenigen, welche andre verdammen, und begehren, daß alle Menschen ihre Sätze als eine untrügliche Richtschnur annehmen sollen. Ich bin rc.



Der vier u. funfzigste Brief.

Mein Herr,

Der Herr M. R. welche meine Historie großer Helden und anderer berühmten Männer mit Fleiß, und wie er sagt, auch mit Vergnügen durchgelesen, hat mir doch auch zugleich verschiedene Anmerkungen darüber mitgetheilet. Unter andern gefällt es ihm nicht, daß ich den Socrates so sehr erhoben, und ihn fast zu mehr als einem Menschen gemacht, da es doch, wie er schreibt, bekannt sey, daß er nicht nur verschiedenen geringern Schwachheiten unter-

erworfen, sondern auch der sogenannten Pederastie ergeben gewesen. Dieses Laster bestand in einer schändlichen und unnatürlichen Liebe zu jungen Mannspersonen, womit damals verschiedene Griechen behaftet waren. Sein Schüler, der Plato, läugnet nicht, daß sich Socrates selbst einer solchen Liebe gerühmet, und legt ihm in der Schrift, welche den Namen Phaedo führet, einige unzüchtige Reden bey. Socrates pflegte sich oft einen Sklaven der Liebe zu nennen. Er sagt selbst zu mehrern malen, seine Liebe fiele auf junge Mannspersonen, und er habe die Wissenschaft, welche er von der bekannten milesischen Aspasia gelernet, aus dem Grunde gefaßt. Er sagt, er könne nicht ohne Bewegung und Herzklopfen den jungen und schönen Alcibiades ansehen, und seine Augen nicht wieder von dem Autolycus abziehen. Er meynt, daß man tapfern und großen Männern, anstatt ihre Verdienste mit Ehrensäulen und Kronen zu vergelten, vielmehr die Freyheit geben solle, junge und schöne Knaben zu lieben. Ehe man aber das Urtheil über diesen großen Philosophen fället, so muß man zuvor wohl überlegen, 1) ob man diese Worte nach den Buchstaben verstehen könne, 2) ob es auch wirklich Socratis eigne Worte sind. Was das erste betrift, so haben verschiedene vortrefliche Männer, deren Keuschheit man niemals in Zweifel gezogen, und welche sich niemals einer solchen strafbaren Liebe verdächtig gemacht, sich auf eben dieselbe Art ausgedrückt. Ein jeder Lacedämonischer Bürger pflegte sich mit der Liebe junger Personen groß zu machen, und wurben gleichsam um dieselben, da es doch offenbar ist, daß sie dadurch nichts anders, als eine reine

u. keusche Liebe, oder eigentlich eine besondere Freundschaft verstanden. Auf den zweyten Punkt kann man folgendes antworten: Weil Socrates nichts schriftliches hinterlassen, so gründet man sich in diesem Stück allein auf das Zeugniß des Plato. Es ist aber bekannt, daß der Schüler seinem Meister verschiedene Reden, die er nicht gehalten, und verschiedene Meynungen beygelegt, die er nicht gehabt. Daher kann man mit Recht auf die Gedanken fallen, daß die oben angeführten verliebten Reden von dem Plato selbst herrühren. Dieses wird durch die Aufführung und durch das Leben des letztern noch mehr bestätigt. Denn Plato war selbst einer solchen unnatürlichen Liebe ergeben, und hat ohne Zweifel seine eignen Fehler durch das Exempel eines so tugendhaften und grossen Mannes beschönigen wollen; so wie er dem Socrates verschiedene andre Meynungen beygelegt, um seiner eignen Lehre ein desto grösseres Gewichte zu geben. Socrates beschäftigte sich bloß mit der Moral, Plato aber legte ihm auch verschiedene Reden in den Mund, welche er über die Naturlehre soll gehalten haben. Um den Socrates in diesen Beschuldigungen frey zu sprechen, darf man nur alle seine Worte und Handlungen überlegen, welche dagegen streiten. Seine Ankläger führten auch diesen Vorwurf nicht wider den Socrates an, ob sie gleich sonst nichts vergaßen, was nur irgends in ihren Kram diente. Sie beschuldigten ihn unter andern, daß er junge Leute verführte, indem er ihnen einbildete, daß sie durch seine Anweisung klüger werden würden, als ihre Eltern. Seiner unzuläßigen Liebe aber erwehnen sie mit keinem Worte. Endlich scheinet es unglaublich zu seyn, daß ein so

weich-

weichlicher junger Herr, wie Alcibiades war, dem unerlaubten Begehren eines Mannes sollte Gehör gegeben haben, welcher äusserlich so übel gebildet war, als Socrates. Wenn man dieses alles zusammen hält, so wird man nicht länger Anstand nehmen, die ganze Historie für eine Fabel zu halten, und den Socrates frey zu sprechen. Ich bin ꝛc.

* * * * * * * * * * * * * *

Der fünf u. funfzigste Brief.

Mein Herr,

Sie haben, wie ich aus Ihrem Schreiben abnehme, noch in ihrem Alter an der Baukunst einen Geschmack gefunden, und verlangen von mir zu wissen, was man für Schriftsteller in dieser Materie zu Rathe ziehen könne. Weil ich mich aber auf diese Wissenschaft niemals gelegt, so bin ich nicht im Stande, hierunter ihrem Willen ein Genüge zu leisten. Mir ist die Historie der Baukunst einigermassen, die Baukunst selbst aber völlig unbekannt. Damit ich mich aber doch meiner Pflicht einigermassen entbinden möge, so will ich Ihnen von der Historie der Baukunst einige Nachricht mittheilen. Man meynt, daß die Baukunst so alt ist, als die Welt. Nur daß, dieselbe im Anfange sehr schlecht, u. ohne alle Kunst gewesen. Ich will mich nicht bey den ersten Menschen aufhalten, welche in Bäumen zu wohnen, und in Höhlen ihre Wirthschaft zu treiben pflegten, welches den Poeten Anlaß gegeben, zu sagen, daß die ersten Menschen aus einem Eichbaum gezeugt und hervorgebracht worden.

- - - Rupto robore nati
Compositiue luto, nullos habuere parentes.

Nachher machten sie sich Hütten von Leim und Baumzweigen, dergleichen nun die Hirten haben. Wie die Kunst stieg, so baueten sie Häuser von Holz, und bedeckten solche mit Stroh, wie Homerus die Wohnung des Achilles beschreibt:

Δουρ ελατης κερσαντες αταρ καθυπερθεν
ερεψαν λαχνηεν] ορςφον.

Vitruvius bezeugt, daß das große Rathhaus Areopagus in Athen noch zu seinen Zeiten ein Dach von Leim gehabt, und daß der Tempel im Capitolio zu Rom, und der Pallast des Romulus mit Stroh gedeckt gewesen. Wie aber der Hochmuth und die Wollust der Menschen zunahm, so nahm auch die Baukunst mehr und mehr zu. Man fieng an, große steinerne Häuser aufzurichten, und bey deren Erbauung gewisse Regeln festzusetzen, wodurch die Baukunst zu einer großen und ansehnlichen Wissenschaft erhoben wird, in welchem Ansehen sie auch noch stehet. Die prächtigsten Gebäude hat man zu allererst in Asien und Aegypten aufgeführt. Die mächtigste Städte, Ninive und Babylon, wie auch die ägyptischen Pyramiden, wovon annoch einige übrig sind, legen davon ein deutliches Zeugniß ab. Es prangten demnach andere Welttheile mit den grösten Meisterstücken in der Baukunst, wie die Europäer sich noch mit hölzernen, und mit Stroh oder Leim bedeckten Häusern begnügen liessen. Indessen, ob man gleich gestehen muß, daß Aegypten und Asien zuerst mit ansehnlichen, ja mit solchen Gebäuden gezieret gewesen, welche wegen ihrer Größe und Kostbarkeit die Kräfte der Menschen scheinen über-

übertroffen zu haben, so bleibt doch den Griechen der Ruhm, daß sie die Architektur recht eingerichtet, und in Ordnung gebracht. Man hat den Griechen die drey bekannten Ordnungen oder Bauarten, nämlich die dorische, jonische und corinthische zu danken. Man hält insgemein dafür, daß die dorische Ordnung uns den ersten Begrif von einer ordentlichen Architektur gegeben; und nach eben derselben Art sind auch die ersten Palläste und Tempel gebauet. Der Hauptvorzug und die beste Eigenschaft dieser Bauart besteht in der Stärke und Beständigkeit der Gebäude, wesfalls sie auch die männliche und majestätische Architektur genannt wird. Die Jonier suchten nachher die Kunst noch höher zu treiben, und derselben noch mehrere Zierrathen hinzuzufügen, und diese Bauart brachte demnach mehr schöne als dauerhafte Gebäude hervor. Das vornehmste Werk, welches nach der jonischen Ordnung angelegt worden, war der Tempel der Diana zu Ephesus. Die Corinthier haben endlich die Kunst auf den höchsten Gipfel gebracht. Man hält einen, Namens Callimachus, für den ersten Erfinder derselben, welcher daher auch den Namen Κατατεχνος führet. Ausser diesen drey Bauarten sind noch verschiedene andere berühmt, als die toscanische, die zusammen gesetzte (ordo compositus) und die gothische. Die toscanische soll in Toscana oder Florenz zuerst erfunden worden seyn. Sie wird für die einfachste gehalten, und daher nur zu maßiven Gebäuden gebraucht. Die zusammen gesetzte Ordnung (ordo compositus) besteht aus der jonischen und corinthischen, und hat daher diesen Namen erhalten. Weil man dabey gar zu viele Zierrathen anbringt, so

meynt

meynt man, daß dadurch der Architektur eben kein Vortheil zugewachsen. Die gothische Bauart wird in die alte und neue eingetheilt. Die alte ist maßiv und dauerhaft, die neue voller Zierrathen, aber dabey unordentlich, und nicht nach dem Geschmack der Kenner. Diese Bauart ward von den Gothen in Italien eingeführt, und weil dieselbe sehr ins Auge fiel unverzüglich von den Italienern angenommen, welche darüber die alte Bauart verliessen, und dadurch diese herrliche Wissenschaft nicht wenig verstellten. Dieses währte bis in das XVI Jahrhundert, da die alte Architektur wieder hervorgesucht, und die gothische völlig abgeschaft ward. Daher bemerkt man bey den uralten, und bey den ganz neuen einerley Bauart, weil man die neuen nach dem Muster der alten eingerichtet. An den Gebäuden aber, welche in den unmittelbar vor dem XVI Seculo vorhergehenden Jahrhunderten aufgeführt worden, nimmt man die gothische Bauart wahr. Man findet davon noch viele Spuren, insonderheit in den nordischen Landen, und bey den großen Kirchen, wobey sehr viele Zierrathen angebracht sind, die zwar ins Auge fallen, aber nicht die geringste Ordnung und Schönheit an sich haben. Indessen bemerkt man doch einen Unterscheid unter den Gebäuden von der alten und neuen gothischen Bauart. Denn unter den alten sind einige befindlich, welche von erfahrnen Baumeistern noch hoch geschätzt werden. Der schlechte Geschmack in der Baukunst, und insonderheit bey der Errichtung öffentlicher Gebäude, hat sehr lange, am längsten aber in Norden gedauret, und ist auch noch nicht völlig verschwunden. Denn man bauet auch noch lange, oder Kreuzkirchen,

wo=

wodurch man verursachet, daß der Prediger sich bald auf diese, bald auf jene Seite wenden, und bald wieder gerade stehen muß, damit einige Zuhörer den dritten Theil der Predigt hören mögen. Ich sage einige, denn diejenigen, welche hinter dem Prediger sitzen, müssen sich mit dem bloßen Schall begnügen. Man führt noch hohe Thürme auf, welche einen sehr geringen, oder eigentlich gar keinen Nutzen haben, und öfters mehr kosten, als die ganze Kirche. Das einzige, was man in neuern Zeiten geändert, betrifft die Fenster, welche man vor einigen Jahren allenthalben bemahlen ließ, ob man gleich durch einen solchen Zierrath nichts anders ausrichtete, als daß den Kirchen das wenige Licht vollends benommen ward, welches annoch durch die kleinen runden Scheiben hinein fiel. Es scheint, daß eine übel gegründete Andacht diese ganze Architektur verursachet. Die Fenster musten mit biblischen Historien bemahlt, und die Kirchen ins Kreuz gebauet, oder das Hören und Sehen benommen, und der Nutzen, den man von dem Kirchengehen zu erwarten hatte, aufgeopfert werden, damit die Stifter auch durch die äusserliche Bauart so gar eine Probe von ihrer Andacht geben möchten. Jener vornehme Herr bezeugte eine gleiche Andacht, und ließ aus Devotion die ganze Paßionshistorie auf sein Kleid sehr reich mit Gold sticken. Das Kleid aber ward dadurch so schwer, daß er es nicht tragen konnte. In Absicht auf die Privathäuser ist die Bauart heutiges Tages ganz verändert, und überaus merklich verbessert. Die Häuser wurden in alten Zeiten fast alle wie Pyramiden gebauet, und das oberste Stockwerk hatte nicht den geringsten Nutzen. Man sahe überall schmale und dunk-

le Zimmer, gemahlte Fenster, und Windeltreppen, welche einem den Schwindel zu verursachen vermögend waren, wesfalls man gröstentheils einen Strick an der Seite hängen lassen muste, um sich daran zu halten. Dieses ist nunmehro geändert. Die Häuser sind heller, gemächlicher, und nützlicher geworden. Darinn aber besteht auch die ganze Verbesserung. Denn was die Zimmer- und Mauerarbeit anbelangt, so zeigt die Erfahrung, daß die Häuser, welche vor hundert Jahren aufgeführt worden, viel dauerhafter als die neuen sind, welche kaum zu Stande gekommen, da sie schon wieder eine Ausbesserung bedürfen. Die neue Bauart ist demnach zwar klüger, die alte aber ist dauerhafter. Viele haben daher gewünscht, daß das alte ephesinische Gesetz wieder möchte erneuert werden, dessen Vitruvius erwehnet. Durch dieses Gesetz wurden die Baumeister angehalten, zu sagen, was ein Gebäude kosten würde. Wenn sie dieses gethan, so musten sie das Gebäude für den bestimmten Preiß aufführen, und alle ihre Mittel zum Unterpfande für die Güte und Dauer des Gebäudes setzen. Wenn dieses Gesetz wieder erneuert würde, so würden wir nicht nur ordentliche, sondern auch dauerhafte Gebäude haben. Dieses ist alles, was ich hiervon sagen kann. Wenn sie etwas ausführlichers von dieser Materie lesen wollen, so weiß ich Ihnen keinen bessern Schriftsteller, als den Vitruvius anzurathen. Andre aber werden Ihnen sagen können, wer unter den neuern am besten hiervon gehandelt. Ich bin etc.

Der

Der sechs u. funfzigste Brief.

Mein Herr,

Die verlangten Wachslichter in der Kirche sollen nächstens erfolgen. Ich rathe ihnen zu dergleichen Zierrathen weder zu noch ab, weil ich sie für gleichgültige Dinge halte, und wie ich nicht geneigt bin, die Ceremonien und Kirchenornamente zu vervielfältigen, so verwerfe ich sie auch nicht alle. Man kann die Religion mit so vielen Ceremonien schmücken, daß man, wie im Pabstthum geschiehet, endlich den Grund davon einzusehen nicht vermögend ist. Man kann aber auch durch deren gänzliche Aufhebung verursachen, daß der Gottesdienst kaltsinnig verrichtet wird, und das Kirchengehen das Ansehen gewinnet, als wenn man ein theologisches Collegium besuchet. Man sieht davon die Wirkung bey den Gemeinen, welche alle Kirchengebräuche aufgehoben, und wo die Leute mit Stiefeln und Sporen in die Kirche kommen, bloß um die Erklärung eines Textes von einem Prediger anzuhören, der einen Hut auf dem Kopfe hat. Es thut zwar nichts zur Sache, und man kann GOtt eben so aufrichtig in schwarzen als in gefärbten Kleidern dienen, und eben so gut mit bedecktem, als blossem Haupte, mit einem breiten oder kleinen Hute die Predigt anhören. Die Erfahrung aber zeigt, wenn man dasjenige, welches in solchen Gesellschaften, für welche man Hochachtung hat, für anständig gehalten wird, nicht auch in heiligen Versammlun-

lungen beobachtet, so verliert sich mit der Zeit die Andacht, welche sonst durch anständige und wohlgewählte Ceremonien erweckt und unterhalten wird. Man merkt, daß alle Nationen dieses für nothwendig ansehen, und daß fast keine Religion ohne äusserliche Ceremonien gestiftet worden. Ja ich erkühne mich zu sagen, daß die Anabaptisten, die Quäker und Separatisten, die allerersten unter den Menschen auf der ganzen Welt gewesen, welche es für eine Pflicht gehalten, den Gottesdienst von allen Ceremonien, von aller äusserlichen Bewegung, u. von allem Zierrath zu entblößen, und es als ein Merkmal der Gottseligkeit und eines recht begeisterten Herzens angesehen, ungewaschen, mit bedeckten Häuptern, und in einem Reisehabit in den heiligen Versammlungen zu erscheinen. Wie man als einen Beweis von dem Daseyn Gottes anzuführen pflegt, daß alle Nationen darinn übereingekommen, daß sie ein ewiges Wesen erkannt, das alles erschaffen, so kann man auch aus der Uebereinstimmung aller Völker bey der Stiftung und Einsetzung der Ceremonien die Nothwendigkeit derselben erweisen. Man findet ja, daß GOtt selbst heilige Ceremonien gestiftet, von denen viele in der jüdischen Kirche keine andere Absicht haben konnten, als die Andacht zu erwecken, und die Religion majestätisch zu machen. Es muß nothwendig eine große Wirkung haben, und einen großen Eindruck erwecken, wenn man in einer anständigen Tracht, mit ausgebreiteten, und gen Himmel gerichteten Händen auf den Knien betet. Es kommt freylich vor allen Dingen auf das Herz an. Das Herz kann aber gleich

gut

gut seyn, ich mag in schwarzen oder gestickten Kleidern beten, ich mag das Abendmahl stehend oder kniend, bey brennenden Wachsfackeln, oder ohne dieselben empfangen. Es kann aber auch nicht schaden, wenn man das äusserliche zugleich mit beobachtet. Die Andacht wird oft dadurch erweckt. Die Gebeter aber, welche man bey der täglichen Arbeit und bey weltlichen Geschäften verrichtet, bestehen insgemein lediglich nur in der Bewegung der Lippen. Man kann bey diesen Kirchenceremonien nur den Mißbrauch tadeln, welcher oft bey denselben befindlich ist. Es ist ein grosser Unterscheid, wenn man die Kirchen rein und zierlich hält, und wenn man dieselben mit Gold, Silber, Perlen und Edelsteinen anfüllet, und dieselben dadurch zu Schatzkammern und Banquen der Stadt macht. Das Gold und Silber, wodurch man einem Lande oft wieder aufhelfen kann, verliert seinen Preis in den Kirchen, wo es keinem Menschen nützet. Ein heidnischer Poet sagt dieses schon mit folgenden Worten:

Dicite Pontifices, in sancto quid facit aurum?

Kein Anblick kann, meinem Bedünken nach, einem vernünftigen und gottseligen Menschen betrübter seyn, als wenn man z. E. die unsäglichen Schätze in dem sogenannten heiligen Hause zu Loretto, und zugleich alle Einwohner und das ganze Land in der äussersten Armuth siehet. Unter allen Exempeln, die man anführt, die thörichte Eitelkeit der Menschen zu zeigen, ist keines, welches einen grössern Beweis davon ablegt, als dieses. Man gesteht selbst, daß Gold und Silber in den Augen Gottes eben so viel gilt, als Heu und Stroh, und doch leert man Länder und Reiche

aus, um die Kirchen damit anzufüllen. Sie sehen aus diesem meinem Bedenken, daß ich auch hier die Mittelstrasse, wie bey andern Meynungen, ergreife. Sie sehen, daß ich nicht die Ceremonien und Kirchenzierrathen tadele, sondern nur den Mißbrauch, welcher dabey vorgehet. Ich protestire auch daher nicht wider die Anstalten, welche sie wegen der oben angeführten Wachskerzen gemacht haben. Denn sie mögen dieselbe ins Werk setzen, oder unterlassen, so übertreten sie keinen Glaubensartikel. Sie handeln nach meiner Einsicht nicht übel, daß sie den Altar mit zwey Wachsfackeln zieren. Das Geld ist wohl angewandt, ungeachtet ich glaube, daß es noch besser angewandt seyn würde, wenn sie es zu Allmosen widmeten, oder ihren beyden Brüdern dadurch zu Hülfe kämen, welche arbeitsame Leute sind, und einer Beyhülfe bedürfen, warum sie schon lange, wie es heißt, bey ihnen angehalten haben. Denn der Altar kann eher der Wachsfackeln entbehren, als diese Leute ihrer Hülfe entrathen können. Ich hoffe, daß sie diese meine Erinnerungen nicht übel aufnehmen werden. Ich bin ꝛc.

☆ ☆ ☆ ☆ ☆ ☆ ☆ ☆ ☆ ☆ ☆ ☆ ☆ ☆

Der sieben u. funfzigste Brief.

Mein Herr,

Sie werden es nicht ungnädig aufnehmen, daß ich deroselben Wohnung nicht mehr so oft, wie sonst betrete. Ich mag lieber einen Besuch ablegen, als aufwarten. Ich habe gesucht, mit ihnen bekannt zu werden, und so oft es dero Geschäfte nur erlau-

erlauben wollen, mit ihnen umzugehen, um durch dero gelehrten und gründlichen Unterredungen meine Einsicht zu vermehren. Wenn ich aber nun so oft erscheinen wollte, so würde ein jeder sagen, ich thäte solches bloß zu dem Ende, um mir eine Gnade von ihnen auszubitten. Wie ich in vielen Stücken von den allenthalben angenommenen Meynungen abweiche, so thue ich es auch in diesem Stücke. Der günstige Wind, welcher bey der neuen Würde, die sie erhalten, und bey dem wichtigen Amte, das sie nun bekleiden, alle und jede in dero Vorgemach treibet, stehet mir gerade entgegen, und treibt mich zurücke. Und ob ich gleich endlich ohne den geringsten Verdacht einer Schmeicheley dero Haus ferner besuchen könnte, und alle, welche mich kennen, urtheilen würden, daß es nicht deroselben neuer Stand, sondern bloß dero Person sey, welche ich verehrte, so wissen sie doch schon, mein Herr, wie schwer es mir wird, alle meine Worte abzuwiegen, und auf Schrauben zu setzen, und wie ungeschickt mein Rücken ist, sich in die Beugung zu zwingen, die an hohen Orten erfordert wird. Die Freymüthigkeit, welcher ich mich ehedem bey meinen Unterredungen bedienet, könnte mir nun schädlich seyn, und an statt ich ehedem gerade zugegangen, so würde ich nunmehro viele Umschweife nehmen müssen. Dazu aber bin ich nicht geschickt, und daher bleibe ich lieber zu Hause. Denn ich kann mich zu nichts weniger bequemen, als zu Complimenten, Schmeicheleyen und Lobeserhebungen, und zwar theils, weil solche mit meiner Natur und mit meinem Charakter nicht übereinkommen, theils auch, weil die Lobeserhebungen entweder tadelhaft, oder auch unnütz sind. Denn wenn man jemanden lobet, der

kein

kein Lob verdienet, so handelt man unrecht, und sucht man einen andern, der des grösten Ruhmes wehrt ist, zu erheben, so ist dieses etwas ganz unnützes und überflüßiges. Aus dieser Ursache wollten die Lacedämonier keine Lobrede auf den Hercules hören, weil derselbe keines fremden Ruhms bedürfte, und sagten: „Wer hat den Hercules jemals getadelt?„ Sie berichten mir zwar, mein Herr, da Sie mich gütigst einladen, zu Ihnen zu kommen, daß Sie sich nicht im geringsten verändert. Die erhabenen Gedanken, welche ich jederzeit von Dero aufgeklärten Verstande und Einsicht geheget, geben mir davon auch eine völlige Versicherung: Allein, wie leicht ändern sich die Zeiten, und mit denselben die Gemüther nicht, wie leicht wird man durch den Glanz, welchen hohe Ehrenstellen mit sich bringen, geblendet, daß man sich und andre nicht mehr kennet? Wenn sie dieser Versuchung widerstehen, so thun sie etwas grosses, und überwinden einen Fehler, den fast niemand vermeiden können. Ich habe aber um so viel mehr Ursache, dieses zu besorgen, da ich täglich wahrnehme, daß diejenigen, welche mir ehedem an Stande gleich, oder auch noch geringer, als ich gewesen, mir nunmehro, nachdem sie einige Stuffen höher in der Rangordnung gekommen, ganz fremd und ernsthaft begegnen. Da mir nun dieses von solchen Personen widerfährt, die mir ehedem an Rang und Stande gleich gewesen, und deren Hoheit nur in einem bloßen Titel bestehet, was werde ich denn nicht von einem Herrn zu erwarten haben, welcher wirklich mit einem sehr erhabenen und wichtigen Posten bekleidet ist. Ich halte es demnach für das rathsamste, mich in meinen Schranken zu halten, und tröste mich damit,

daß,

daß, ob ich gleich durch diese Veränderung einen vertrauten Freund eingebüsset, dennoch der Staat einen geschickten und vortreflichen Mann gewonnen. Sie werden meines Umgangs inskünftige leicht entbehren können. Ihre Würde wird als ein Magnet mehrere Anbeter an sich ziehen, als ihr Haus fassen kann. Und so leicht es Ihnen fallen wird, mich zu vergessen, so schwer und verdrießlich würde es mir, als einem alten Manne fallen, mich durch so viele Clienten zu drengen, und endlich mit der Antwort abgewiesen zu werden, daß der Herr heute niemanden spreche. Ich könnte es ihnen nicht übel nehmen, wenn Sie mir diese Antwort auch mehr als einmal sagen liessen. Sie werden mich aber auch an der andern Seite gnädig entschuldigen, wenn ich nicht anders erscheine, als wenn Sie mich rufen lassen, weil ich nicht gerne einen vergeblichen Gang thue, noch jemanden gerne in seinen Verrichtungen störe. Dieses will ich mir allein ausbitten, daß Sie mein Aussenbleiben nicht als eine Kaltsinnigkeit ansehen. Mein Herz bleibt Ihnen dennoch stets ergeben, und mein Gemüth ist viel redlicher, als das Gemüth derjenigen, welche durch ihre beständigen Aufwartungen eine Probe ihrer Ergebenheit geben wollen, die doch nicht aus der rechten Quelle herfliesset. Amicus certus in re incerta cernitur. Man lernet seine Freunde bloß bey widrigen Fällen kennen, und von den Heuchlern unterscheiden, welche man billig mit dem Schatten an einer Sonnenuhr vergleichet. Denn die falschen Freunde sind beständig zugegen, so lange jemand von der Glückssonne bestrahlt wird. Kaum aber fängt dieselbe an, verdunkelt zu werden, so verschwinden auch jene auf einmal. Sollte Ihnen, mein

 Herr,

Herr, welches Gott verhüte, ein Unglück widerfahren, so würden Sie davon auf das lebhafteste überzeugt werden. Diejenigen, welche Ihnen nun das Angesicht zuwenden, würden Ihnen sodann den Rücken kehren. Ich aber, der ich mich gegenwärtig zurück ziehe, würde mich unverzüglich wieder einstellen. Sie würden an statt der vielen Verehrer, womit nun Ihr Vorgemach angefüllet ist, niemanden antreffen, als

Ihren alten aufrichtigen Freund
und Diener.

Der acht u. funfzigste Brief.

Mein Herr,

Es ist mir überaus angenehm, daß Sie die Anmerkungen wohl aufgenommen, welche ich über die Beschuldigungen gemacht, womit einige den Socrates beleget. Ihnen will aber doch die Verstellung nicht gefallen, welche man stets bey diesem grossen Philosophen wahrgenommen, weil solche, wie Sie meynen, einem solchen weisen und ernsthaften Manne nicht anständig gewesen. Wenn man aber die Historie des Socrates mit Bedacht durchlieset, und bedenkt, zu welchen Zeiten er gelebt, und mit welchen Menschen er zu thun gehabt; so wird man leicht finden, daß diese Verstellung zu seinem Zwecke nicht nur unumgänglich nöthig gewesen, sondern daß dieselbe ihm auch zu einem nicht geringen Ruhme gereiche. Wie Socrates den Entschluß faßte, in Athen zu lehren, so war die Stadt mit selbstklugen Sophisten und an-

andern jungen Leuten angefüllet, welche sich einbildeten, daß sie schon alles wüßten, und keiner Unterweisung bedürften. Er hielt für rathsam, mit solchen Leuten behutsam zu Werke zu gehen, und sie zu unterrichten, ohne sich selbst verhaßt zu machen, oder für einen strengen Schulmeister angesehen zu werden. Verschiedene große Männer haben sich in diesem Stücke das Exempel des Socrates zum Muster vorgestellt. Meiner Meynung nach aber kann niemand in diesem Stücke besser mit ihm verglichen werden, als der grosse rußische Monarch, Petrus Alexiowitz. Weil dieser große Regent und Gesetzgeber merkte, daß die Russen, ihrer Unwissenheit ungeachtet, dennoch große Gedanken von sich selbst hegten, und sich zu gut hielten, stufenweise zu hohen Ehrenstellen zu gelangen; so stellte er sich, an statt sich seiner Macht zu bedienen, als wenn er selbst annoch einer Unterweisung in Kriegssachen bedürfte. Zu dem Ende ließ er sich selbst bey der Armee zuerst als Trommelschläger, nachher als Soldat, Unterofficier u. s. f. einschreiben, bis er endlich durch ein gewisses Alter, in seinen eignen Diensten zu einem gewissen Posten gelangte. Durch diese socratische Verstellung brachte er dasjenige zu Stande, was er durch die härtesten Zwangsmittel kaum würde möglich gemacht haben. Ein jeder Knees und Boyar schätzte es sich für eine Ehre, auch in die Schule zu gehen, und den Fußstapfen dieses großen Regenten zu folgen. Niemand schämte sich, als ein gemeiner Soldat zu dienen, da man sahe, daß der Monarch selbst ein Trommelschläger war, und ein jeder glaubte, eine Unterweisung nöthig zu haben, da der weiseste Mann seine Unwissenheit bekannte. Ich weiß nicht, ob der

rußische Monarch die Historie des Socrates gelesen, und dessen Exempel zur Nachfolge vor Augen gehabt. Wenn er dieses gethan, so verdient er billig gerühmt zu werden, daß er seine Aufführung nach dem Plan eines so berühmten Mannes eingerichtet. Hat er aber dieses nicht gewußt, so ist sein Ruhm desto größer, weil er sein eigner Lehrmeister gewesen. Es wäre zu wünschen, daß sich alle Gesetzgeber, Lehrer, Prediger und Moralisten, der socratischen Art bey Unterweisung der Menschen bedienen möchten. Die meisten aber sind mehr eifrigen Schulmeistern als Wegweisern ähnlich, und verhärten dadurch die Gemüther mehr, als daß sie solche gewinnen sollten. Socrates stellte sich selbst unwissend, und gab vor, daß er nicht mehr wüste, als diejenigen, welche er zu unterrichten gedachte. Er bat sich stets ihr Bedenken über diese oder jene Sache aus, um sich solches zu Nutze zu machen, und suchte sich mit ihnen zu vereinigen, um mit zusammen gesetzten Kräften die Wahrheit heraus zu bringen. Ja, diese Verstellung ging so weit, daß er öffentlich bekannte, er wüßte noch nicht, was man mit dem Worte Tugend eigentlich für einen Begriff zu verknüpfen hätte. So oft er sich vornahm, andere zu unterweisen, so fieng er seine Rede allemal mit der Erklärung an, daß er nichts wüßte. Wenn man ihm vorhielt, daß er durch das Orakel von Delphis für den Weisesten unter allen Menschen erkläret worden: so sagte er, daß das Orakel dadurch nichts anders verstanden hätte, als daß er unter allen Menschen derjenige sey, welcher von seiner eigenen Unwissenheit am lebhaftesten überzeugt wäre. Weil demnach Socrates, welcher nicht nur allenthalben für einen weisen

Mann

Mann gehalten ward, sondern diesen Ruhm auch wirklich verdiente, öffentlich bekannte, daß er nichts wüßte; so schämten sich Junge und Alte nicht, ihre Unwissenheit zu bekennen, und sich zu demüthigen. Dieses hatte die Wirkung, daß sie die Unterweisung annahmen, und täglich in den Wissenschaften zu einer größern Einsicht und Vollkommenheit gelangten. Denn so lange die Menschen ihre Schwäche noch nicht selbst einsehen, so lange werden sie sich nimmermehr Hofnung machen können, zu einer gründlichen Wissenschaft zu gelangen. Wenn man etwas lernen will, so muß man zuförderst glauben, daß man nichts weiß. Wenn man aber glaubt, alles bereits zu verstehen, so wird man niemals dasjenige erfahren, was man bereits zu verstehen glaubet. Der erste Schritt zur Erkenntniß ist die Empfindung der eigenen Unwissenheit. Die Lehrart des Socrates bestand übrigens darinn, daß er denen, welche er unterrichtete, allerhand Fragen vorlegte, um gleichsam ihre Gedanken zu erforschen. Wenn sie ihm ihre Meynung eröfnet, so machte er ihnen verschiedene Einwürfe, und unterwarf solche gleichfalls ihrem Urtheil. Hiermit fuhr er so lange fort, bis er sie endlich dahin brachte, daß sie ihre ersten Meynungen selbst verwurfen, ohne daß es schien, als wenn sie von ihm wären widerlegt worden, sondern daß sie dieses vielmehr ihrer eignen Einsicht zu danken hätten. Indessen folgte er doch dieser Lehrart nicht immer. Denn wenn es die Noth erforderte, so stellte er auch eine andere Person vor. Er widerlegte den Callicles überaus weitläuftig, welcher über ihn spottete, und so oft seine Schüler es verlangten, so redete er eine lange Zeit allein, damit sie alles, was

er lehrte, desto besser fassen und begreifen möchten. Er bediente sich bloß der Ironie, und der Art, durch Fragen zu unterweisen, wenn er mit dem Alcibiades und den hochtrabenden atheniensischen Sophisten redete. Indessen ist doch dieses nicht zu leugnen, daß er durch seine verstellte Unwissenheit zu der darauf entstandenen sceptischen Philosophie Anlaß gegeben. Denn die Akademici und Pyrrhonier pflegten sich allemal auf den Socrates, als ihren Lehrmeister, zu berufen. Es ist aber keine Sache so gut und löblich, daß man solche nicht in einen Mißbrauch verwandeln kan. Die Philosophie des Socrates bestand nicht darinn, daß er alles ungewiß machte. Er schärfte bloß seinen Schülern ein, daß man vorher zweifeln müßte, ehe man urtheilte, und daß man sich nicht einbilden müste, etwas zu wissen, bis man alles genau untersucht. Die Pyrrhonier aber hielten alle Untersuchungen für vergeblich und thöricht, und bemüheten sich bloß, Schwierigkeiten zu ersinnen, die niemand, wie sie glaubten, zu heben vermögend wäre. Die Philosophie des Socrates war demnach eben so bescheiden und nützlich, als die Philosophie der letztern ärgerlich und ausschweifend war. Er zeigte durch seine tägliche Catechisation und Aufmunterung zur Tugend, daß man sich dieselbe zu eigen machen könnte. Er wollte nur nicht, daß ein Mensch sich der Weisheit rühmen sollte, weil Gott allein weise sey. Eine Lehre! welche einem christlichen Märtyrer verdient in den Mund gelegt zu werden. Dieses einzige kann man mit Recht an ihm aussetzen, daß er den heydnischen Gottesdienst zu billigen schien, worüber er doch in seinem Herzen spottete. Er gab aber doch zu einer andern Zeit seine wahren Ge-

dan-

danken darüber so deutlich zu erkennen, daß seine Richter das Todesurtheil darauf gründeten, welches sie über ihn fällten. Wenigstens muste ihnen dieses zu einem Vorwande dienen, ungeachtet die Freymüthigkeit, welche Socrates vor Gerichte blicken lies, und wodurch er mehr einem Lehrmeister, als einem Beklagten ähnlich war, wohl das meiste dazu scheinet beygetragen zu haben. Ich meines Theils sehe den Socrates als ein Werkzeug an, dessen sich Gott bedienet, den Heyden gesunde Gedanken von Gott beyzubringen, und sie vorzubereiten, die Lehre des Evangelii desto williger anzunehmen. Ich bin rc.

Der neun u. funfzigste Brief.

Mein Herr,

Wenn man den Character der Regenten und anderer grossen Männer schildern will, so muß man sein Urtheil nicht bloß auf die Historien gründen, welche von ihnen geschrieben worden. Man muß zugleich sein Augenmerk auf die Zeiten richten, worinn sie gelebt, und dabey so wol auf die Skribenten, als auch auf alle andere Umstände überhaupt genau Achtung geben. Wenn man dieses versäumt, so wird man oft schändlich betrogen. Eine solche Nachlässigkeit hat zu mehrern malen verursachet, daß die ärgsten Regenten canonisirt, die besten aber verdammt worden. Die Historie Kayser Friedrichs des II. kann hiervon ein deutliches Beyspiel ablegen. Dieser Herr war einer von den besten und edelmüthigsten Kaysern,

sern, welche jemals den deutschen Thron bekleidet. Er liebte die Pracht, und war dabey großmüthig. Er verstand viele Sprachen, nämlich die lateinische griechische, saracenische, französische und deutsche, und redete sie alle sehr fertig. Er liebte die Wissenschaften, und so oft die Regierungsgeschäfte es ihm nur erlaubten, so las er entweder selbst die nützlichsten Bücher, oder ließ sich auch etwas daraus vorlesen. Er ließ auch einige Schriften aus dem Griechischen und Arabischen in die lateinische Sprache übersetzen. In Neapolis legte er eine hohe Schule an, und begnadigte dieselbe mit herrlichen Freyheiten. Er war fromm und gnädig, und hatte nicht nur eine hohe und edle Seele, sondern erwieß sich auch gegen Kirchen und Klöster ungemein freygebig. Am meisten aber gereicht ihm dieses zum Ruhme, daß er so wol seine eigne Macht, als auch das Ansehen andrer Regenten wider die Eingriffe der Päbste vertheidiget, und die päbstliche Tyranney so wol mit dem Schwerdte, als mit der Feder einzuschränken gesuchet. Keine Tugend war zu den damaligen Zeiten erhabener, und keine Entschliessung konnte gerechter seyn. Denn wenn dieser grosse Kayser, und nebst ihm noch einige wenige andere Regenten sich nicht der täglich anwachsenden Macht der Geistlichkeit widersetzt hätten, so würden die Könige und Fürsten in eben denselben Zustand, wie die alten äthiopischen Regenten gerathen seyn. Diese waren durch die Priester zu einem so blinden Gehorsam gebracht, daß, so bald die Priester ihnen nur durch ihre Boten wissen liessen, daß sie sich zum Tode bereiten sollten, so erkühnte sich niemand Widerstand zu thun, sondern so bald man nur ein gewisses Merkmal sahe,

daß

daß die Bothschaft von den Priestern herrührte, so nahm sich ein jeder unverzüglich selbst das Leben. Unter diesem Priesterjoche schmachteten die äthiopischen Könige bis auf den Ergamenes, welcher zu den Zeiten des Königs Ptolomäi des II. in Aegypten regierte. Denn da Ergamenes, welcher sich in den Büchern der Griechen wohl umgesehen, und sich dadurch eine nicht geringe Erkenntniß in der Philosophie erworben hatte, deutlich einsahe, daß solche blutige Befehle nicht von GOtt herrühren könnten, sondern daß die Geistlichen dieselben bloß zu dem Ende erfunden hätten, um die Macht der weltlichen Regenten zu unterdrücken, so ließ er die Priester nach Verdienst bestraffen, und hob einen solchen barbarischen Gebrauch völlig auf. Es fehlte nicht viel, so hätten sich die römischen Päbste eine gleiche Macht zugeeignet, und desfalls legt die muthige Gegenwehr des Kaysers Friederichs ein deutliches Zeugniß ab, daß er sich als einen rechtschaffenen Regenten bewiesen. So reich auch seine ganze Historie sonst an glänzenden Thaten ist, so verdient doch dieser Umstand besonders als ein Zierrath in seinem Leben angesehen zu werden. Jedoch eben deswegen ist er in den Kroniken als ein gottloser Herr, als ein Tyrann, und als ein Atheist abgemahlet worden, und die Historie des Ergamenes würde nicht besser geklungen haben, wenn sie von einem äthiopischen Priester wäre verfertiget worden. Ich finde in der Historie des Kaysers Friederichs nicht die geringste Spur einer Atheisteeey; Bey den Päbsten aber, welche ihn verfolgten, entdecke ich davon die deutlichsten Merkmale. Die Beschuldigungen, womit man ihn belegte, und welche man allein beweislich machen

konnte,

konnte, bestunden in folgenden Punkten. 1) Daß er nach dem Befehl der Päbste den Krieg in dem gelobten Lande nicht in eigner Person führen, oder welches einerley ist, sich nicht nach dem Beyspiel seiner Vorfahren von dem Pabst betrügen lassen, und demselben Gelegenheit geben wollte, während seiner Abwesenheit mit den Ländern des Kaysers nach eigenem Belieben zu schalten und zu walten. 2) Daß er die päbstlichen Excommunicationes verachtet, und den Gottesdienst, des wider ihn ausgesprochenen Bannes ungeachtet, dennoch verrichten lassen. 3) Daß er sich in den Kriegen, welche er mit dem Pabste selbst führte, saracenischer Truppen bedienet. Dieses letztere kann insonderheit nicht geläugnet werden. Man kann aber zu des Kaysers Entschuldigung sagen, daß er in den Kriegen, welche er mit dem Pabste führte, sich keiner andern Truppen bedienen können, als welche er in Sicilien geworben hatte, woselbst die Saracenen, nachdem ihnen die Insel von den Christen abgenommen worden, Freyheit zu wohnen, und ihre Religion ungehindert auszuüben, erhalten hatten. Unter allen seinen Unterthanen waren diese die einzigen, welche sich nicht durch die päbstlichen Excommunicationen und Bannstrahlen schrecken liessen, da die Christen im Gegentheil, ohne vorher die Rechtmäßigkeit des Bannes zu untersuchen, sich unverzüglich wegerten, die Waffen zu ergreiffen, und für ihre eigene Landesherren zu streiten. Was andre derohalben eine große Gottlosigkeit in seinem Leben nennen, das ist vielmehr ein deutliches Merkmal seines erhabenen Verstandes, und seiner großen Fähigkeit in Regierungssachen. Ich habe in seiner ganzen Historie keinen Umstand

gefun-

gefunden, welcher mir so wol gefallen. Denn nichts verrückte die Concepte des Pabstes mehr als dieses Mittel, dessen sich der Kayser bediente. Dadurch wurden die Päbstlichen Bannstrahlen, welche alle andere niederschlugen, nicht nur in leere Blitze verwandelt, und ihrer Kraft beraubt, sondern sie dienten auch den saracenischen Soldaten zu einer Aufmunterung, mit einem desto grössern Eifer für ihren Landesherrn zu fechten. Die folgenden sicilianischen Könige, welche die Saracenen aus Sicilien vertrieben, haben sich dadurch dem Pabste gleichsam an Händen und Füßen gebunden übergeben. Ich bin ꝛc.

✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡

Der sechzigste Brief.

Mein Herr,

Wir redeten letzthin von Apologien oder Schutzschriften, und sie erinnern sich vielleicht noch, daß ich dieselbe völlig verwarf, theils weil ein ehrlicher Mann und eine gute Schrift keiner Apologie bedürfen, theils auch, weil man für alles in der Welt, ja gar für den Teufel selbst eine Schutzschrift machen kann. Sie lachten über dieses letzte Vorgeben, und meynten, daß solches wol etwas schwer zu bewerkstelligen seyn dürfte. Meinem Bedünken nach aber wird eine solche Schutzschrift nicht schwerer zu entwerfen seyn, als die Schutzschrift des Esels, worinn diesem Thiere verschiedene heroische Eigenschaften beygelegt werden. Um ihnen zu zeigen, daß die Sache gar nicht unmöglich ist, so will ich alles kurz zusammen

fas-

fassen, was ein Apologist, wenn er sich recht Mühe geben wollte, ein Ding zu beschönigen, zur Vertheidigung des Teufels anführen könnte. Ich übergehe den Verstand und die Fähigkeit des bösen Geistes. Denn alle, und auch so gar die grösten Feinde desselben, sind darinn einig, daß jemand, welcher beynahe 6000 Jahre auf dem Rücken hat, und dreymal so lange gelebet, als der ewige Jude Ahasverus, mehr Klugheit und Erfahrung besitzen müsse, als alle sieben griechische Weise, ja vielleicht mehr als alle Professores in der ganzen Welt, und wenn man sie auch alle zusammen schmelzte, wo man nicht sagen will, daß der Teufel bereits seines Alters halber kindisch geworden, welches doch niemand ohne Medisance behaupten kann, indem die gelehrtesten Theologi, welche seine Eigenschaften genau erforscht, und ihn vollkommen kennen, einhellig bezeugen, daß er annoch bey vollen und guten Kräften sey, und das Alter ihm wenig oder gar keinen Schaden gethan habe. Er kommt in diesem Stücke mit dem ewigen Juden Ahasverus überein. Die gelehrten Männer, welche in dem abgewichenen Jahrhundert die Ehre gehabt, mit diesem wandernden Israeliten zu sprechen, berichten gleichfalls, daß demselben weder an dem Gedächtniß noch an dem Verstande das geringste gebreche, ungeachtet er bereits 1700 Jahre in der Welt herum geschwärmt. Man hat demnach keine Ursache an der Klugheit und Erfahrung des bösen Geistes zu zweifeln, welche nothwendig wegen seines hohen Alters sehr groß seyn muß, wesfalls ihn auch die norwegischen Bauren mit dem ehrwürdigen Namen des alten Erichs belegen. Laßt uns aber nun auch die Laster untersuchen, welche man ihm insgemein schuld giebt,

giebt. Man sagt, daß der Teufel stets in Bewegung sey, um die Menschen ins Unglück zu stürzen, und die Seelen zu verführen. Weil er aber ohne Umschweif und gleichsam durch ein Manifest dem menschlichen Geschlechte öffentlich den Krieg angekündiget, so ist er mehr zu entschuldigen als mancher Mensch, welcher unter dem Schein der Freundschaft seinen Nächsten betrieget, und nicht nur einen Frieden mit demselben eingeht, sondern auch Gott zum Zeugen seiner Aufrichtigkeit anruft, da er doch den Frieden unverzüglich wieder bricht, und sein Herz mit Haß, Groll und Feindschaft angefüllet ist. Daher rührt das Sprüchwort: Man kann sich zwar für dem Teufel, nicht aber für Menschen hüten. Daß er Seelen zu verführen suchet, solches thut er zu keinem andern Ende, als um seine Macht zu verstärken, und legt dadurch an den Tag, daß er ein großer Politicus, Staatsmann und Oeconomus ist. Bey Bündnissen und Contracten geht er aufrichtiger zu Werke, als viele Menschen. Denn da diese bloß zu dem Ende ein Bündniß schliessen, um solche bey erster Gelegenheit wieder zu brechen, und sich dadurch einen so schlechten Credit erwerben, daß man sich auf keinen Contract mehr verläßt, wo ein andrer nicht die Gewährleistung davon übernimmt; so zeigt hier im Gegentheil die Erfahrung, daß der Teufel alles aufs genaueste erfüllet, was er denen, die mit ihm contrahiren, zusagt, und niemanden eher angreift, bis die verabredete Zeit erschienen. Es erhellet dieses aus der Historie Doctor Faustens und andrer braven Männer, welche er, kraft des darüber aufgerichteten Contracts, theils in allerhand Künsten und Wissenschaften unterwiesen, theils auch

mit grossen Geldsubsidien ausgeholfen, und keine Bezahlung pro labore verlangt, bis die Verfallzeit, und der eigentliche Termin vorhanden gewesen. So viel böses man auch sonst dem Teufel schuld giebt, und so viel er auch wirklich begehen mag, so hat man noch niemals gehört, daß man ihm schuld gegeben, daß er seinen Contract gebrochen, oder jemanden mit falscher Münze oder falscher Waare betrogen, wie unsre Kaufleute und Skribenten heutiges Tages in großer Menge thun, indem die ersten ihren Waaren falsche Namen, und die letzten ihren Schriften falsche Titel beylegen, und sich dafür pränumeriren lassen. Da der Teufel im Gegentheil an seiner Seite jederzeit praestanda prästirt, und von niemanden Pränumeration annimmt. Man hört daher auch nicht, daß jemand, der mit dem bösen Feind einen Contract geschlossen, deswegen eine Guarantie verlanget, welches ein unfehlbarer Beweis ist, daß der Satan seinen Contract noch niemals gebrochen. Man wendet zwar hiergegen ein, daß die Aufrichtigkeit, welche der Feind des menschlichen Geschlechts bey den Bündnissen und Contracten sehen läst, nicht aus Redlichkeit, sondern aus Eigennutz herrühret, weil er dadurch seine Nahrung befördert, und auch andere anzulocken sucht, mit ihm einen Contract zu schließen. Sind aber unsere so genannten redlichen Kaufleute im Handel und Wandel bloß deswegen ehrlich, um ehrlich zu seyn? Fließt die Aufrichtigkeit, welche sie beweisen, nicht aus eben derselben Quelle her? Wenn aber zwey einerley thun, so ist es deswegen nicht einerley. Was man bey diesen letztern einer Tugend nennet, das wird bey dem Teufel als ein Hauptlaster getadelt. Weil der Teufel ein

ein böses Gerüchte hat, so schreibt man seiner Eingebung alle böse Handlungen in der Welt zu. Ich erkühne mich zwar nicht, ihn in diesem Stücke völlig frey zu sprechen. Mich dünkt aber doch, daß die gewöhnlichen Beschuldigungen, womit man den Teufel belegt, zum Theil ungegründet, und von einer üblen Wirkung sind; indem die Menschen dadurch die Schuld von sich abwelzen, und den Teufel zum Deckmantel ihrer Missethaten brauchen, da doch das verderbte Fleisch und Blut die Menschen ohne jemandes Mitwirkung zur Sünde zu reizen vermögend ist. Hieher gehört folgende Historie: Der Teufel traf einmal eine Jungfer auf dem Markte an, welche sich zur Unzucht hatte verleiten lassen, und allerhand Anstalten zu ihrer Niederkunft vorkehrete. Er trat zu ihr, und sagte: Was fehlt dir, meine liebe Martha, es scheint, daß du eine Thorheit begangen hast. Martha aber antwortete mit Seufzen: Ach! was hat der Teufel nicht immer zu thun! Der Teufel, welcher sich in diesem Stücke ganz unschuldig wuste, ward dadurch so erbittert, daß er ihr eine derbe Maulschelle gab, und sagte: Das hast du mit deinen Lügen verdient. Du must deinem eignen muthwilligen Fleische, nicht aber mir oder meiner Mutter diese That zuschreiben. Man sagt ferner, daß der Teufel durch allerhand Gespenster die Menschen des Nachts beunruhige. Weil ich mir den Satan sehr listig und böse vorstelle; so bin ich bisher mit den Gelehrten in diesem Stücke nicht einerley Meynung gewesen, theils, weil ein solches Vorgeben ganz unglaublich scheint, wo man nicht sagen will, daß der Teufel aus Alter bereits kindisch geworden, welches doch niemand sagen wird,

 theils

theils auch, weil er durch solche Spukereyen seinem eignen Nutzen entgegen handelt. Weil man mich aber wegen dieser Meynung getadelt, so habe ich dieselbe fahren lassen, und glaube nun mit den Orthodoxen, daß es wirklich der Teufel ist, welcher des Nachts auf den Kirchhöfen, in den Häusern und in den Kinderstuben spuket. Daraus aber fließt ja, daß die Leute fromm werden, und daß der Teufel durch solche Nachtspukereyen den Menschen mehr nützlich als schädlich ist, so daß dasjenige, was man ihm wegen der Spukerey zur Last leget, demselben vielmehr zum Ruhme gereichet. Sein Amt, welches darinn bestehet, daß er ein Büttel und Scharfrichter der Verdammten ist, kann seinem Namen und Gerüchte keinen Nachtheil zuziehen, weil die Noth ein solches Amt erheischet. Denn so wenig eine Stadt eines Scharfrichters entbehren kann, eben so wenig kann das menschliche Geschlecht eines solchen General Gewaltigers entrathen, um die Urtheile, welche über die Schuldigen gefället worden, zu vollziehen. Das Amt an sich ist nicht allein nothwendig, sondern auch ansehnlich. Denn man sieht, daß die alten Griechen kein Bedenken getragen, zweene ansehnliche Männer, den Minos und Rhadamanthus zu Executoren in dem Reiche des Pluto zu machen. Man sieht aus allem dem, was ich beygebracht habe, daß der Teufel nicht schwarz ist, als man denselben insgemein abmahlt, sondern daß er auch verschiedene gute Eigenschaften besitzet. Es ist demnach nichts so schwer, für ihn, als für manchen andern Menschen eine Schutzschrift zu verfertigen, deren Laster und Missethaten ganz und gar nicht können entschuldiget werden. Verschiedene unpartheyische Männer

ner haben vermuthlich wahrgenommen, daß man in dergleichen Urtheilen zu weit gegangen, und daher meynt man, weñ der gelehrte und unparteyische Theologus, Gottfried Arnold, welcher alle verhaßte Personen vertheidiget, etwas länger gelebt hätte, so würde er auch diesen berüchtigten Geist in einer Apologie vertheidiget haben; welches, wie man sieht, nicht so schwer ist, daß man einem so verhaßten Vorwurfe nicht durch Hülfe einer guten Rhetorik wenigstens einigen Schein sollte geben können. So viel ist gewiß, daß manche, welche mit dem Teufel ein Gespötte treiben, und ihn mit Hörnern abmahlen, wenig Ehre zu sprechen haben. Denn der Teufel kann sie mit gleicher Münze bezahlen, und sie ersuchen, an ihren eignen Kopf zu fühlen. Man kann auch dieses unter die guten Eigenschaften des Satans rechnen, daß er seine Hörner mit größerer Gedult trägt, als mancher Mann, welcher sich durch Processe und Citationes lächerlich machet. Denn man hat in 6000 Jahren nicht gehört, daß der Teufel jemanden für das Ehegerichte sollte gefordert haben. Wenn er also ein Hahnrey ist, so ist er ein vernünftiger Hahnrey, und weiß seine Schmach besser zu verbergen, als die Menschen. Daß der Teufel die Menschen versuche, daran ist wohl nicht zu zweifeln. Weil aber die Erfahrung zeigt, daß man oft die sogenannten Versuchungen des Teufels durch Pulver und Tropfen vertreibet; so sieht man, daß auch diese Beschuldigung oft nicht zum besten gegründet ist, wo man nicht sagen will, daß man den Teufel durch Krebsaugen und Laxierpillen austreiben kann. Dieses aber würde anzeigen, daß man seinen Feind gar zu geringe achtete. Hier haben Sie eine Apologie für

 den

den Satan, welche in Eile entworfen worden. Urtheilen Sie nunmehro selbst, was ein geschickter Disputator thun könnte, wenn derselbe diese Sache auf dem akademischen Lehrstuhl vertheidigen wollte, oder was ein Advocat, der im Ruf ist, daß er eine böse Sache gut machen kann, in diesem Stücke auszurichten vermögend wäre. Die Vernunftlehre und Redekunst sind zwo Hauptwissenschaften. Durch Hülfe der Logik bewies Zeno Eleates, daß sich nichts in der Welt bewegte, und durch Hülfe eben dieser Wissenschaft bewies Erasmus Montanus aufs deutlichste, daß der Küster Paul ein Hahn sey, und daß man deswegen nicht könne gestraft werden, wenn man seine Eltern geschlagen. Ich füge zuletzt noch diese Bitte hinzu, daß Sie diesen Brief keinem Menschen, am wenigsten aber dem Prediger ihres Orts, und dem Küster zeigen mögen. Denn dieselben möchten alles nach den Buchstaben verstehen, und aus meinem Briefe nicht nur die Texte zu ihren Predigten entlehnen, sondern mir auch allerhand andere Ungelegenheiten verursachen. Ja es könnte mir wie jenem Manne gehen, der in dem lustigen päbstlichen Collegio welches man vor einigen Jahren hier in der Stadt gestiftet hatte, Cardinal geworden war. Denn da man unter seinen nachgelassenen Papieren einige Brifschaften fand, worinn ihm der Name Cardinal Corsini beygelegt war, so verstand der Theilungsverwalter solches nach den Buchstaben, und berathschlagte sich mit einigen andern aus eben demselben Districte, ob man dem Verstorbenen bey andern Christen eine Ruhestätte vergönnen könnte. Ich bin 2c.

Der

Der ein u. sechzigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe bereits in meinem letzten Schreiben erwiesen, daß man sich auf die Nachrichten nicht verlassen könne, welche uns die Mönche und Priester von den weltlichen Regenten ertheilen, insonderheit wenn die Regenten mit den Päbsten in Streit verwickelt gewesen. Denn man findet, daß die besten Könige und Fürsten aus dieser Ursache als die grösten Tyrannen abgemahlt worden. Die weltlichen Skribenten haben sich oft über eine solche Parteylichkeit beschweret. Sie haben sich aber dieses Fehlers zu mehrernmalen selbst schuldig gemacht. Ich habe das erste vor einiger Zeit durch die Historie Friedrichs des II erläutert. Erlauben sie mir, daß ich ihnen in dem gegenwärtigen Briefe auch das letzte zeige, und dazu das Leben des Pabstes Gregorii des VII wählen darf. Dieser Gregorius wird von den weltlichen Skribenten als der gottloseste Bischof abgemahlt, welcher der römischen Kirche jemals vorgestanden, und die protestantischen Skribenten pflegen seinen Namen insgemein Hildebrand, in Höllenbrand zu verwandeln. Daß aber dergleichen Urtheile gar zu hart sind, solches erhellet aufs deutlichste, wenn man sein Leben unparteyisch untersuchet. Alle und jede gestehen, daß er ein sehr geschickter Mann, und daß seine äusserliche Aufführung sehr ordentlich gewesen. Weil er sehr munter und verschlagen war, so ward er von verschiedenen

Päbsten in den wichtigsten Verrichtungen gebraucht, und man sahe ihn als die vornehmste Triebfeder an, wodurch alles in der Kirche getrieben ward, wie er annoch eine Privatperson war, und den römischen Stuhl noch nicht bestiegen hatte. Dieses Portrait machen so wol weltliche als geistliche, so wol protestantische als katholische Skribenten von ihm, und jene fangen erstlich von seiner Regierung an, ihn als ein Scheusal der Welt darzustellen. Man muß freylich gestehen, daß er der erste gewesen, welcher den Grund zu der päbstlichen Macht gelegt, und den Kaysern und Königen ein Joch aufgebürdet, worunter dieselben lange geseufzet. Denn vor seiner Zeit waren die Päbste den Kaysern unterworfen, und noch kurz vorher, ehe er zum bischöflichen Amte gelangte, wurden die Päbste von den Kaysern abgesetzt, und es war keine Pabstwahl gültig, wo sie nicht vom Kayser war bestätiget worden. Ja Gregorius der VII sahe sich selbst nicht als einen rechtmäßigen Pabst an, und wollte sich nicht eher mit dem Regimente befassen, bis er die Confirmation Henrichs des IV erhalten. Nachher aber bediente er sich der damaligen Zeiten zu seinem Vortheil mit einem so guten Erfolg, daß die päbstliche Hoheit die höchste Stuffe erreichte, und die Kayser und Könige von dieser Zeit an nicht anders als päbstliche Statthalter angesehen wurden. Er so wol als seine Nachkommen thaten die Potentaten in den Bann, und citirten dieselben nicht nur als Unterthanen vor ihnen zu erscheinen, sondern nahmen ihnen so gar ihre Würde ab, wesfalls man von den Zeiten dieses Pabstes eine neue Epoche in der Kirchenhistorie festsetzen kann. Diese Aufführung hat Gregorium den VII so schwarz gemacht,

macht, daß man ihn als einen Tyrannen abgemahlt, und ihm alle Laster beygelegt, denen ein Mensch nur jemals unterworfen gewesen. Er besaß freylich einen großen Hochmuth, viele von seinen Vorfahren aber waren noch weit hochmüthiger. Daß aber niemand von denselben sich erkühnet, dergleichen zu unternehmen, solches ist den Umständen der Zeit beyzumessen. Unter Gregorio dem VII schieneu die Umstände recht darnach beschaffen zu seyn, daß die päbstliche Hoheit empor kommen sollte. Denn die Kayser und Könige trieben eine ordentliche Kaufmannschaft mit den Prälaturen und andern geistlichen Aemtern, und die Bischöffe waren nicht anders anzusehen, als königliche Domestiken und Hausgenossen, welche sich zu Hof- Staats- und Kriegsverrichtungen musten gebrauchen lassen, ohne sich um ihre geistlichen Aemter zu bekümmern, die ihnen allein als Beneficia ertheilt wurden, und welche sie durch ihre Gevollmächtigte verwalten liessen. Niemand aber trieb diese Handlung mit den geistlichen Aemtern so weit, als der Kayser Henrich der IV, und weil er zugleich ein unordentliches Leben führte, so munterten nicht nur die Italiäner, sondern auch die deutschen Fürsten und Herren den Pabst selbst auf, sich dem Kayser in diesem Stück zu widersetzen. Sie überlegten nicht, was dieses Verfahren mit der Zeit für betrübte Folgen nach sich ziehen könnte, sondern es war ihnen lediglich nur darum zu thun, diesen Kayser eingeschränkt zu sehen, welcher sich durch sein Regiment bey ihnen verhaßt gemacht hatte. Gregorius versäumte als ein kluger Mann diese Gelegenheit keinesweges, die Gränzen der päbstlichen Hoheit zu erweitern, und vielleicht hat er

es auch für nöthig und für einen Theil seiner Pflicht gehalten, die Bischöffe in eine andre Verfassung zu setzen, so daß man Ursache hat, sein unordentliches Verfahren mehr dem Anhalten der deutschen Fürsten und Prälaten, als seinem eigenen Ehrgeitz zuzuschreiben. Dieses haben die Skribenten bey der Historie dieses Pabstes nicht beobachtet, oder auch nicht beobachten wollen, und daher rühren die harten Urtheile, welche man über Gregorium den VII gefället. Wenn sie allein seinen Hochmuth und seine Strenge getadelt, so wäre ihr Urtheil gegründet gewesen, wiewol den meisten vorhergehenden Päbsten nichts als die Zeiten Gregorii des VII gefehlet, um auch die Thaten Gregorii auszuüben. Die andern Beschuldigungen aber, welche auf die Atheisterey, Unzucht, Zauberey, und andre grobe Laster abzielen, können eben so wenig dargethan werden, als die Lobreden andrer Skribenten, welche ihn zum Heiligen machen. Man muß also auch hier die Mittelstrasse ergreifen, und diesen Pabst weder zum Ausbund aller Laster, noch auch zum Muster des Lebens und der Tugenden machen. Mich dünkt, folgendes Portrait ist das aufrichtigste. Er war ein strenger und mächtiger, dabey aber auch ein so guter Pabst, als man zu den damaligen verderbten Zeiten erwarten konnte. Er legte den Grund zu einer geistlichen Tyranney, und führte ein Gebäude auf, wozu ihn aber die grossen Herren und Prälaten selbst, mit Baumaterialen versahen, und dieselben haben also das daraus entstandene Unheil nicht allein diesem Pabste, sondern auch sich selbst zuzuschreiben. Ich bin ꝛc.

Der

Der zwey u. sechzigste Brief.

Mein Herr,

Sie wundern sich in ihrem letzten Schreiben, daß die Engländer, und insonderheit die Schotten, welche sonst so vieles in Absicht auf den äusserlichen Gottesdienst verändert und abgeschaft, dennoch den Sonntag mit einer solchen Strenge beobachten, daß sie sich an solchem Tage nicht nur aller Arbeit, sondern auch aller nöthigen Reisen, ja fast aller Bewegung des Leibes enthalten. Ich habe mich nicht weniger darüber gewundert, insonderheit da diese Stiftung zu den Zeiten des Cromwells ihren Anfang genommen, da alle andere Kirchenceremonien verworfen worden. Ich habe aber bemerkt, daß alle diejenigen, welche am allerheftigsten wider den äusserlichen Gottesdienst predigen, den Sonntag am allereifrigsten beobachten, ob es gleich schwer ist, die Ursache eines solchen Eyfers zu ergründen. Denn es ist eben so schwer zu begreifen, wesfalls die Enthusiasten, die alle Kirchengebräuche verwerfen, den Sonntag mit einem solchen Eyfer feyern, als es schwer zu begreifen ist, wesfalls die Römischcatholischen, welche die Religion durch so viele Ceremonien verstellet, daß man davon den Grund nicht einsehen kann, gar keine Sorgfalt blicken lassen, diesen Tag feyerlich und andächtig zu begehen. Die ersten so wol als die letzten handeln in diesem Stücke wider ihre eignen Principia, und es gehöret solches unter die seltsamen Characters, welche man

bey

bey den Menschen antrift. Wenn ich Befehl erhielte, meine Gedanken von der Feyer des Sonntags zu eröfnen, so würde ich meine Meynung von dieser Materie, nachdem ich solche gleich anfangs der Verbesserung anderer und gelehrterer Männer unterworfen, folgendergestalt eröfnen. Man muß bey dieser Sache den Mittelweg erwählen, und den Sonntag zu einer Erinnerung der Auferstehung Christi auf eine solche Art feyern, daß es ein Ruhetag sey, ob gleich die Strenge nicht erfordert wird, womit die Juden ihren Sabbath zu begehen pflegen. Viele aber haben dieses nicht beobachtet, sondern den jüdischen Sabbath und unsern Sonntag mit einander vermengt. Es scheint, daß die ersten Juden, welche das Christenthum angenommen, eine Zeitlang einen Theil von den mosaischen Ceremonien, und unter andern auch den Sabbath beybehalten, wozu sie nachher den Sonntag gefügt, so daß der Gebrauch, beyde Tage zu feyern, von ihnen scheint den Ursprung genommen zu haben. Nachher hat man aus diesen beyden heiligen Tagen nur einen, nämlich den Sonntag gemacht: welcher doch nicht, wie einige meynen, anstatt des alten Sabbaths eingeführt, sondern von den Christen freywillig angenommen worden, weil Christus an diesem Tage von den Todten auferstanden. Der Sonntag ward auch nicht auf eben dieselbe Art, wie der Sabbath bey den Juden, nämlich durch eine völlige Ruhe von aller Arbeit begangen. Man lies es allein dabey bewenden, daß man des Morgens zusammen kam, um Gott zu loben und zu preisen. Die übrige Zeit des Tages aber ward zu nützlichen Arbeiten angewandt. Die allererste Anordnung wegen der Ruhe und Enthaltung von der

der Arbeit am Sonntage, ward auf dem Concilio zu Laodicea unter dem Kayser Valentiniano dem I. im Jahr 372 gemacht. Der Canon lautet folgendergestalt: „Die Christen sollen den Juden nicht nachfolgen, und am Sabbath müßig seyn, sondern an diesem „Tage arbeiten. Am Sonntag aber sollen sie als Christen ruhen, wenn sie können. Man sieht hieraus 1) daß es den Christen freygestanden, den Sabbath zu feyren, jedoch ohne zur Ruhe, und zur Enthaltung von aller Arbeit verbunden zu seyn. 2) Daß es nicht ausdrücklich befohlen worden, oder unumgänglich nöthig gewesen, am Sonntag zu ruhen, weil dieses nur bedingungsweise befohlen wird, „wenn sie können. Die Christen hatten also in diesem Stück ihre christliche Freyheit, ohne an die Strenge der jüdischen Ceremonien gebunden zu seyn. Nachher aber hat man es, welches billig gerühmt zu werden verdienet, zu einer Nothwendigkeit gemacht, sich des Sonntags der Arbeit zu enthalten; denn es ist nicht zu viel, Gott einen Tag in der Woche aufzuopfern. Diejenigen aber haben sich in der Kirchenhistorie noch nicht hinlänglich genug umgesehen, welche dafür halten, daß der Sonntag nichts anders sey, als die Verlegung eines Tages auf den andern, und daß der Sonntag in die Stelle des jüdischen Sabbaths getreten sey, da doch die ersten Christen, wie man deutlich findet, im Anfange beyde Tage, nämlich den Sabbath der Juden, und den Tag der Auferstehung Christi gefeyert, endlich aber den ersten völlig abgeschafft, und den letzten allein beybehalten. Der Befehl, sich aller Arbeit am Sonntag zu enthalten, gründet sich demnach bloß auf spätere Verordnungen der Kirche, und eine beständige Beobach-

tung

tung derselben hat verursachet, daß viele, und auch gelehrte Männer geglaubet haben, und annoch glauben, daß der Sonntag nichts anders sey, als die Verlegung des Sabbaths auf den nächsten Tag, und daß dieser Tag von den Christen zum Sabbath bestimmet worden, weil Christus an demselben von den Todten auferstanden. Es erhellet demnach aus dem, was ich eben beygebracht habe, daß es nöthig ist, den Sonntag als ein Fest zu feyern, welches durch eine christliche Anordnung gestiftet worden, und daß es anständig und billig ist, sich an demselben der Arbeit zu enthalten, weil es ein Fest ist, wenn man dabey betrachtet, daß man durch die Arbeit eigentlich nicht den mosaischen Sabbath, welcher abgeschaft worden, sondern nur einer christlichen Anordnung zu nahe trit. Ich unterwerfe demnach diese Gedanken, wie alle meine andern Meynungen, dem Urtheil gelehrterer Männer, weil ich nichts vorbringe, ohne in der Absicht, in bestrittenen Dingen zu einer nähern Einsicht zu gelangen. Was ich mit mehrerer Gewißheit glaube, sagen zu können, solches besteht darinn, daß man die Gränzen dieses heiligen Tages nicht recht bestimmet. Es ist bekannt, daß ein jedes Fest seinen Anfang an dem Abend des nächst vorhergehenden Tages nimt, welcher heilig ist, und deswegen mit dem Namen der Vigilien pflegt belegt zu werden. Weil nun aber ein Tag aus 24 Stunden bestehet, so folgt daraus, daß ein Fest, wenn es um 5 Uhr am Sonnabend, als dem heiligen Abend, seinen Anfang nimmt, am Sonntag um eben dieselbe Zeit wieder aufhören müsse. Meinem Bedünken nach aber verfährt man an vielen Orten in diesem Fall nicht ordentlich, sondern vermengt den rechten heiligen Abend

bend mit dem nächsten Abend, der auf das Fest folget. Ja man findet, daß der Sonnabend-Abend zu der strengsten Arbeit in der Woche angewandt wird, und daß man den Sonntag-Abend post festum feyert, wenn der heilige Tag bereits ein Ende hat. Ich führe dieses nicht als etwas wichtiges, oder als eine Sache an, die einer unumgänglichen Reformation bedürfte, sondern bloß zu dem Ende, um einen kleinen Irrthum zu zeigen, der von niemanden beobachtet wird. Denn überhaupt ist es gleich viel, ob man den ersten oder den andern Abend feyert, und so bald eine Kirchenordnung gemacht wird, daß der letzte allein soll gefeyert werden, so fällt meine Anmerkung hin. Weil wir aber den Sonnabend-Abend annoch den heiligen Abend nennen, so muß derselbe auch nur allein, nicht aber auch der Sonntag-Abend heilig seyn, wo man nicht sagen will, daß ein Tag zwey Abend haben könne. Wegen der andern Feste habe ich folgende Anmerkung gemacht. Weil man die alten Feste stets beybehält, nnd noch immer einige neue hinzufügt, so könnte es endlich dahin kommen, daß wir, wenn die Welt noch einige 1000 Jahre stehen sollte, mit der Zeit eben so viel Feste, als Tage im Jahre haben würden. Es scheint demnach die Noth zu erfordern, bey der Stiftung eines neuen Festtages auf die Abschaffung eines andern und nicht so nothwendigen Festes bedacht zu seyn. Weynachten, Ostern und Pfingsten sind die großen Feste, welche in der christlichen Kirche nothwendig müssen beybehalten werden. Eben dasselbe kann man auch von den meisten andern Festen sagen, ungeachtet sich bey denselben nicht eine so große Nothwendigkeit äussert. In Absicht auf die neuen Festtage aber, wel-

che bey besondern Gelegenheiten angeordnet worden, halte ich dafür, daß, wenn eines derselben 20 Jahre gewähret, solches sodann einem andern, welches neuer ist, Platz machen müsse. Auf solche Art könnte ein Dankfest, wenn es eine Zeitlang gewähret, wieder aufhören, wenn ein neues gestiftet wird, damit dem Publico nicht gar zu viele Arbeitstage entzogen werden. Ich habe gesagt, daß man die alten Festtage beybehalten müsse, ungeachtet dennoch die Religion auch dadurch nichts litte, wenn man bey den grossen Festen, an statt daß man nun drey Tage feyert, nur einen feyerlich begienge. Um Weynachten fallen innerhalb 10 bis 12 Tagen 5 Festtage ein. Wenn sie alle mit gehöriger Andacht gefeyert würden, so wäre nicht viel daran gelegen, wenn die Arbeit gleich dadurch gehemmet würde. Weil aber die Erfahrung zeigt, daß die Andacht durch die Vervielfältigung der Feste, Predigten, Gebeter und Lieder matt wird, und es besser ist, einmal ernstlich, als zweymal ohne Aufmerksamkeit zu beten, so büßte man, meiner Meynung nach, nichts durch eine solche Anstalt ein. Wenn viele Festtage nach einander einfallen, so stehlen sich die Handwerksleute zur Arbeit, und wenn sie nur die Zeit nicht noch zu etwas ärgern anwenden möchten. Augustinus sagt: Mallem die Dominica arare quam saltare. Ein andrer ansehnlicher Skribent meynt, daß die Leute an den Festtagen die meisten Unordnungen betrieben, und wegen des Müßiggangs an einem Festtag mehr sündigten, als an dreyen Arbeitstagen. Galani bezeugt in seiner armenischen Historie, daß die Armenier, ob sie gleich die Festtage feyern, sich dennoch der Arbeit an solchen Tagen nicht enthalten. Ich

rathe

rathe übrigens nicht, in diesem Stücke eine Veränderung vorzunehmen. Ich sage blos, daß auf dem Fall einer Veränderung die Andacht und Gottesfurcht nichts dabey verlieren würden. Die Handwerksleute würden zwar von der Verminderung der Feste, als von einem grossen Aergerniß reden. An solchen Klagen aber würde nicht die Andacht, sondern vielmehr ihre Begierde zum Müßiggang Theil haben. Denn sie bringen diese Tage damit zu, daß sie aus der Kirche in den Krug gehen, welches sie feriiren heissen. Man thut meinem Bedünken nach am besten, wenn man hierinn Maaße hält, und den Mittelweg zwischen den cromwelschen und stuartschen Sabbathen ergreift. Zu den Zeiten des Cromwells ward der Sabbath so geschärft, daß man ihn noch viel strenger hielt, als den jüdischen Sabbath. Carl der Erste aber verfiel auf das andre Extremum. Denn er erlaubte nicht nur, sondern er befohl so gar, sich an diesem Tage ein Vergnügen zu machen. Und weil er zugleich verordnete, daß dieser Befehl von der Kanzel sollte verlesen werden, so gab solches zu einer lächerlichen Begebenheit Anlaß. Der Priester zu St. Thomas von Salisbury las zuerst das königliche Rescript her, und sagte: „So lautet der Befehl der Obrigkeit. Hierauf las er das dritte Gebot her, und sagte: „Dieses ist Got„tes Befehl. Nun möget ihr selbst wählen, was euch am besten dünkt.“ Unter die alten Feste rechne ich auch diejenigen, welche der Jungfrau Maria zu Ehren gestiftet worden. Daß man dieselbe feyert, solches ist christlich und anständig, weil man sich dabey wichtiger Dinge erinnert, die mit unserm Heil eine Verbindung haben. Wenn man indessen die Zahl

dieser Feste verminderte, und einen Theil derselben aus unserm Kalender weglieſſe, so würde ich mich deswegen nicht von der Gemeine absondern, noch dieser Veränderung halber allein ein Separatiste werden. Eben dasselbe Urtheil fälle ich auch von dem Michaelistage, insonderheit, da man noch wegen der Person nicht einig ist, und niemand mit Gewisheit sagen kann, ob man unter dem heiligen Michael GOtt selbst, oder einen Engel, oder einen Heiligen zu verstehen habe. Man könnte dieses Fest, meinem Bedünken nach, füglich einstellen, und es allein bey einem gewissen Termin im Jahre bewenden lassen, bis die Streitigkeit entschieden worden. Ich bitte übrigens, dieses alles geheim zu halten, weil ich nicht verlange, für einen Reformator, am allerwenigsten aber in Kirchensachen angesehen zu werden. Ich habe ihnen blos meine Gedanken über diese Sache zu erkennen geben wollen, welche sich lediglich auf die Fortsetzung und Beförderung der nöthigen Arbeit gründen, die durch gar zu viele Festtage gehemmet wird. Wenn einige von unsern kleinern Festen auf den Fuß gesetzt würden, wie die dies intercisi bey den Römern waren, oder die Feyertage noch bey uns sind, welche nur halb gefeyert werden, so würde die nöthige Arbeit nicht so viel dadurch leiden. Es heißt, ora et labora, und meinem Bedünken nach ist die Verrichtung der nöthigen Arbeit auch eine Art des Gottesdienstes. So wohlgemeynt aber auch diese Gedanken sind, so erkühne ich mich doch nicht, sie einem jeden zu offenbaren, insonderheit, da ich gemerkt, daß man durch gleichgültige Meynungen am allerersten den Namen eines Ketzers erlangen kann. Ich bin ꝛc.

Der

Der drey u. sechzigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe in meinen moralischen Gedanken die alten und neuern Zeiten mit einander in Vergleichung gesetzt, und gezeigt, daß ein jedes Alter seine Schwachheiten habe, und daß ein Fehler auf den andern gefolget. Wenn man dieses bedenkt, so wird ein Jahrhundert dem andern nicht viel vorzuwerfen haben. In neuern Zeiten, und insonderheit in diesem Seculo haben dennoch zwey Laster insonderheit überhand genommen, welche von einem solchen Gewichte, und von einer so gefährlichen Folge sind, daß wohlgesinnte und vernünftige Leute daran nicht anders als mit Schrecken und Wehmuth gedenken können, weil dadurch so wol der Religion als den freyen Künsten und Wissenschaften der Untergang gedrohet wird. Und zwar, was das erste anlangt, so sieht man alle Jahre neue Schriften ans Licht treten, welche wider die Grundfeste der christlichen Religion gerichtet sind, recht als wenn ein Preiß und eine gewisse Belohnung für diejenigen bestimmet wäre, welche sich bemühen würden, den geoffenbarten Wahrheiten die tiefste Wunde zu versetzen. In diesem Zustande hat sich die Kirche niemals seit dem Anfange des Christenthums befunden. Die Religion ward zwar, gleich bey ihrem ersten Anfange von Juden und Heyden durch besondere Schriften bestritten. Diese aber waren offenbare Feinde der Religion, von denen man nichts anders

erwarten konnte. Ihre Gründe waren auch von keiner sonderlichen Wichtigkeit, weil sie die christliche Religion nicht völlig inne hatten. Nun aber wird die Religion nicht nur von Christen selbst, sondern auch von solchen Männern angegriffen, welche sich für Schriftgelehrte ausgeben, und die christliche Religion aufs genaueste untersucht haben. Wenn Juden und Heyden die Religion bestürmen, so kann solches keine Bewegung verursachen, weil ein jeder die Lehre verdammet, die dem Glauben seiner Väter entgegen ist. Wenn aber die Glieder der Kirche sich selbst wider die Kirche bewafnen, so ist die Gefahr und der Schrecken desto grösser. In dem ersten Fall wird die Vestung gleichsam nur von auswärtigen Feinden angegriffen. In dem andern Fall aber erregt ein Theil der Besatzung selbst einen Aufstand, und bemühet sich, die Vestung durch eine Capitulation zu übergeben. So sind die Umstände seit einigen Jahren beschaffen gewesen, welches bey allen rechtschaffen gesinnten eine nicht geringe Unruhe und Bekümmerniß verursachet. Die größten Theologi haben zwar wider diese Feinde der Religion den Harnisch angelegt; sie haben aber befunden, daß sie mit einer vielköpfigten Schlange zu streiten gehabt, welcher man kaum einen Kopf weggehauen, da schon zweene andre wieder hervorgekommen. Das zweyte Phönomenon, woher vernünftige Leute den freyen Künsten und Wissenschaften den Untergang prophezeihen, besteht hierinn: Man hat sich ehedem über den Mangel an guten Schriften beklagt, nun aber ist man mit gar zu vielen Schriften überhäuft; und dieses kann nicht anders seyn, indem man in einem jeden Lande fast eben so viele Schrift-

steller

steller als Menschen findet. Dieses könnte dennoch einigermassen entschuldiget werden, wenn diese Schriften der gelehrten Welt zum Nutzen, und den Wissenschaften zu einer mehrern Ausbreitung gereichten. Die freyen Künste und Wissenschaften aber können heutiges Tages unter die Kramwaaren gerechnet werden, und die meisten Skribenten sind gegenwärtig nichts anders, als Handlanger der Buchhändler,, welche bloß deswegen schreiben, um sich selbst einen Handschilling zu verdienen, und ihren Principalen Nahrung zu verschaffen. Da sich demnach die Buchhändler die Direction über die Gelehrsamkeit angemaßt, und dieselben nicht darauf sehen, welche Schriften am besten geschrieben worden, sondern welche den meisten Abgang haben, so kann man daraus leicht einen Schluß auf den Zustand der Wissenschaften machen. Die Buchhändler müssen sich nach dem Pöbel richten, welcher in einem jeden Lande der stärkste ist, und gegenwärtig fast durchgehends einen Geschmack am Lesen gefunden. Wenn sie also Nahrung haben und leben wollen, so müssen sie auf solche Schriften bedacht seyn, die nach dem Geschmack des Pöbels geschrieben worden, vernünftigen Leuten aber einen Eckel verursachen. Auf solche Art wird die Welt mit gemeinen, aufgewärmten, unnützen und unverschämten Büchern angefüllt. Die Gelehrsamkeit geräth mehr und mehr in Verachtung, und anstatt man ehedem einen Schriftsteller als einen Gott verehrt, so setzt man ihn nun mit einem Handwerksmann in eine Classe. Ehedem ergriffen die Staatsminister, die Generalspersonen, die Prälaten und andre ansehnliche gelehrte Männer selbst

die Feder, und faßten die schönsten und vortreflichsten Schriften ab. Heutiges Tages aber beschäftigt sich keine Person vom Stande weiter damit, weil das Bücherschreiben bey einer so ungeheuren Menge schlechter Skribenten, fast schimpflich und nachtheilig geworden. Wenn Julius Cäsar zu unsern Zeiten gelebt hätte, so würde er schwerlich selbst die Feder angesetzt, sondern diese Arbeit einem griechischen oder römischen Pedanten überlassen haben. Wenn Aristoteles und Plato von Buchhändlern wären besoldet worden, so würden sie uns an statt einer herrlichen Moral, und einer tiefsinnigen Philosophie nichts als elende und nach dem Geschmack des Pöbels eingerichtete Materien geliefert haben, welche der gelehrten Welt eben denselben Schaden, wie die bösen Feuchtigkeiten dem Körper des Menschen, zufügen. Wenn dieser Zustand lange währet, so werden die freyen Künste und Wissenschaften in die äusserste Verachtung gerathen, die wenigen guten Skribenten aber werden völlig verschwinden. Der Geschmack wird verderbt werden, und die Barbarey wird wieder überhand nehmen. Diesem Uebel vorzubeugen ist meines Erachtens kein andres Mittel übrig, als daß man ein besonderes Collegium aus den vernünftigsten Männern anordnete, um die Schriften, welche jährlich ans Licht treten, auf die bereits oben von mir berührte Art zu untersuchen, und nicht nur diejenigen Schriften zu unterdrücken, welche wider die Religion gerichtet sind, sondern auch solche, welche unnütze, tausendmal aufgekochte, und der Nation zu schlechten Ehren gereichende Dinge enthalten. Denn wie man gewisse Speisen meidet, damit der Leib dadurch keinen Scha-

den

den leiden möge, so muß man auch durch die Unterdrückung unnützer und abgeschmackter Schriften dahin sehen, daß das Gemüth nicht geärgert, und der Ruhm der Nation, und die Ehre des menschlichen Geschlechts nicht gekränket werde. Die Anstalt, welche vor kurzer Zeit bey der hiesigen hohen Schule, in Absicht auf die jährlichen Dissertationes der jungen Leute, gemacht worden, ist überaus löblich. Es wäre zu wünschen, daß sich dieselbe weiter erstrecken möchte. Denn eine solche Anordnung ist niemals nöthiger als zu unsern Zeiten gewesen, da fast ein jeder einen Schriftsteller abgiebt, und das Land mit unnützen Büchern überhäuft wird, anstatt daß man sich bemühen sollte, die Historie des Vaterlandes auszuarbeiten, Städte und Provinzen zu beschreiben, alte Schriftsteller zu übersetzen ꝛc. woran wir noch einen Mangel haben. Daran aber gedenken unsre Buchhändler nicht, und man kann es ihnen auch nicht verargen, indem ihnen eine Uebersetzung der Pamela, ein Robinson ꝛc. mehr einbringt, als eine Uebersetzung von dem Livius, Plato, u. s. f. Sie führen stets diese Worte im Munde: „Wir müssen uns um solche „Schriften bekümmern, welche unsern Handel und „Wandel befördern. Es gilt uns gleich viel, wie eine „Schrift gerathen seyn mag, wenn solche nur nach „dem Geschmack des Pöbels ist, der in einem jeden „Lande die stärkste Anzahl ausmacht.“ Die Erfahrung zeigt, daß dieses mein Bedenken nicht übel gegründet ist, und die folgenden Zeiten werden meine Prophezeyungen gewiß bekräftigen, wo man nicht bey Zeiten durch dienliche Mittel vorbeuget. Ich bin ꝛc.

* *

Der vier u. sechzigste Brief.

Mein Herr,

Ich danke ihnen für ihr letzteres Schreiben. Weil sie dasselbe aber mit lauter Scherz angefüllet, so will ich meine Antwort auf gleiche Art einrichten. In der abgewichenen Woche besuchte mich ein Holländer, und bezeugte mir sein Vergnügen über meine moralischen Gedanken, welche er in der deutschen Sprache gelesen Er war aber mit dem Urtheile nicht zufrieden, welchs ich über die holländischen Puristen oder Skribenten gefället, die sich bemühen, die holländische Sprache von allen fremden Wörtern zu reinigen. Ich aber behauptete, daß dieses Bedenken wohl gegründet sey, weil die Puristen durch alle ihre Bemühungen nichts anders ausrichten, als daß sie die Sprache nicht nur den Fremden, sondern auch den Einwohnern selbst, schwer und unverständlich machten. Ich zeigte ihm, daß verschiedene von seinen eignen Landsleuten, und unter andern auch der bekannte Jurist, Antonius Matthäus, selbst über diese Sprachverbesserer gespottet. Und in Wahrheit, wenn man die Sache genau überlegt, so wird man sich nicht wegern, diesem gelehrten Manne hierinn Beyfall zu geben. Man schaft bequeme Wörter ab, welche, ob sie gleich fremd sind, dennoch schon seit einer geraumen Zeit das Bürgerrecht erhalten, und von allen und jeden verstanden werden, und führt an deren Statt entweder neue und erdichtete holländische

Wör-

Wörter ein, die kein Mensch verstehet, oder man bedient sich auch weitläuftiger Umschreibungen und Umschweife, um eine Sache anzuzeigen, die man durch ein einziges Wort ausdrücken könnte. Weil das Wort, Pensionair, einen fremden Ursprung hat, so haben einige für gut befunden, an dessen statt Loontrekkende Raadsheer zu schreiben, und glauben der Sprache dadurch einen Dienst erwiesen zu haben, daß sie aus einem verständlichen Worte drey unverständliche gemacht. Er antwortete darauf: Man kann zwar deu Rechtsgelehrten, den Philosophen und Künstlern Freyheit lassen, sich fremder Wörter zu bedienen, denn die Umstände erfordern dieses bisweilen, und man kann, ohne sich einer Nachrede zu unterwerfen, die Kunstwörter von den Orten frey entlehnen, wo die Künste zuerst erfunden worden, und die ersten Namen erhalten haben. Bey andern Materien aber läßt es übel, wenn man sich fremder Wörter bedienet, insonderheit wenn keine Nothwendigkeit vorhanden ist. Denn dieses zeigt nichts anders an, als daß man die Sprache des Landes verachtet, und derselben gleichsam stillschweigend ihre Armuth vorhält. Ich wiederholte hierauf alle Gründe, welche ich an dem angeführten Orte bereits beygebracht. Wie ich aber merkte, daß solche nicht fähig waren, ihn zu überzeugen, so sagte ich zum Beschluß: Brüsten sie sich nicht so sehr mit dem Reichthum ihrer Sprache, und sagen sie ja nicht, daß solche bey allgemeinen und täglichen Fällen der fremden Wörter entrathen könne. Wenn sie die Reformation so weit treiben, so können sie endlich ihr Vaterland gar um seine einzigen und besten Producten, nämlich um Boter en Kaes, bringen, wel-

che beyden Wörter aus dem Lateinischen, nämlich von Butyro und Caseo, herkommen. Ja sie können auch ihren Tabac verlieren, und zuletzt nichts anders übrig behalten, als die dicke und ungesunde Luft, worinn sie leben. Wie er dieses hörte, so gieng er stillschweigend weg, und sahe aus, wie ein vollkommner Conversus, so daß ich glaube, dismal durch Boter en Kaes einen Proselyten gemacht zu haben. Wer die Kunst zu catechisiren verstehet, kann durch geringe und ungekünstelte Argumente mehr, als durch die gröste Beredsamkeit ausrichten, und auch durch Boter en Kaes einen Holländer zum Bekenntniß der Wahrheit bringen. Ich bin 2c.



Der fünf u. sechzigste Brief.

Mein Herr,

Armuth und Noth sind fast jederzeit mit einander verbunden. Man bemerket dieses nicht nur an einzelnen Personen, sondern auch an ganzen Städten und Völkern. Kein Land liebt die Pracht weniger, und ist reicher an Baarschaften als Holland und England, an keinem Orte aber ist die Armuth grösser, und die Menge der besetzten und bordirten Bettler zahlreicher, als zu Paris. Die Historie aller Länder zeigt, daß die Pracht und die Noth eben so gestiegen, wie der Wohlstand und die Güter der Einwohner abgenommen, und wenn arme Nationen sich durch eine prächtige Lebensart und Aufführung nicht genug hervorthun können, so haben sie solches wenigstens

stens durch grosse und glänzende Titel gethan. Man kann davon kein deutlicheres Beyspiel als den römischen Staat anführen. Wie die Römer annoch beynahe alle drey Theile der Welt, oder wenigstens den fruchtbarsten und besten Theil derselben besassen, so wuste man fast von gar keinen Titeln und Ehrennamen zu sagen. Wie aber der Wohlstand dieses Volks in Abnahme gerieth, so nahmen die grossen und prächtigen Titul zu, und stiegen endlich so hoch, daß es an Wörtern fehlte, sie hinlänglich auszudrücken. Der höchste Titel, den ehedem die römischen Monarchen führten, war Augustus oder Sebastos, und die zu Nachfolgern bestimmten Herren führten den Namen Caesares. Nachher aber hörte man von Sebasto-Crator, Proto-Sebastos, Panhyper-Sebastos, wovon die Ungereimtheit nicht besser einzusehen ist, als wenn man diese Titel in unsre Sprache übersetzet. Denn da würde man Ober-Augustus und Ober-Ober-Augustus sagen müssen. Anstatt man ehedem schlechthin Caesar zu sagen pflegte, so fieng man nun an, Nobilissime Caesar zu sagen. In vorigen Zeiten waren die Titel auch nicht erblich, und man pflegte solche nicht, wie heutiges Tages, auf die Nachkommen fortzupflanzen. Es hatte mit den Titeln eben dieselbe Beschaffenheit, wie heutiges Tages mit den geistlichen Titeln, welche blos auf der Person ruhen. Denn so wenig der Sohn eines Bischofs oder Erzbischofs zu den Zeiten, wie den Geistlichen annoch die Ehe erlaubt war, auch den Namen eines Bischofs oder Erzbischofs führen konnte, eben so wenig wurden auch die fürstlichen, gräflichen und andre Titel auf die Kinder gebracht, und es war solches auch nach der Beschaffen-

heit

heit der damaligen Zeiten nicht möglich, weil die meisten Würden wirkliche Aemter waren. Die sogenannten Fürsten in Deutschland waren in alten Zeiten nichts anders, als hohe Bediente des Reichs. Es ist aber schwer, davon den eigendlichen Ursprung anzugeben. Man findet blos, daß diese Titel sehr alt sind, und daß man im Anfange keinen Unterscheid unter den Fürsten und Herzogen gemacht, wie heutiges Tages. Sie waren alle Gouverneurs von gewissen Provinzen, und führten zu Kriegszeiten die Armeen an, welches auch noch aus dem Namen Herzog erhellet. Man meynt, daß ein solcher Herzog zwölf Grafen unter sich gehabt. Wie aber nachher verschiedene Grafen zur fürstlichen Würde erhoben wurden, so fieng man an, einen Unterscheid unter den Herzogen und Fürsten zu machen, und die ältesten, von denen nun annoch nur acht übrig sind, führen allein den Namen der Herzoge. Die andern aber werden unter dem Namen der Fürsten begriffen, und sind Grafen, welche in den fürstlichen Stand erhoben worden, wesfalls sie auch bisweilen gefürstete Grafen heissen. Die alten fürstlichen Häuser, welche den herzoglichen Titel führen, sind das sächsische, bayrische, braunschweig-lüneburgische, würtenbergische, mecklenburgische, holsteinische, savoyische und lothringische Haus. Das österreichische Haus ist von den andern durch den erzherzoglichen Titel unterschieden. Einige führen solchen von den Zeiten Kaysers Friedrichs des III. her. Andre aber halten diesen Titel für älter, indem bereits im Jahr 1300 desselben Meldung geschiehet. Gegenwärtig macht man einen Unterscheid unter wirkliche und titulair, oder solche Fürsten, welche weder ein gewis-

gewisses Land besitzen, noch ein wirkliches Amt bekleiden, sondern diesen Namen und Titel nur wegen der fürstlichen Häuser führen, von denen sie abstammen, ohne in das fürstliche Collegium wirklich aufgenommen zu seyn, oder darinn Sitz und Stimme zu führen. Ueberhaupt sind alle Herzogthümer und Fürstenthümer nunmehro erblich, und die Provinzen, welche die Herzoge ehedem nur als Statthalter regieret, sind nunmehro in Erbländer verwandelt. Wie dieses geschehen, wie einige vor den übrigen den Vorzug erhalten, andre aber gar zur churfürstlichen Würde erhoben worden, solches gehört in die deutsche Reichshistorie. Unmittelbar nach den Herzogen und Fürsten folgen die Grafen, welche, wie man meynt, Carl der Große, zuerst eingeführt. Denn weil dieser Kayser merkte, daß die Fürstenthümer gar zu groß waren, so fand er für gut, die Provinzen in mehrere Theile zu zergliedern, und solche den Grafen anzuvertrauen, welche in der lateinischen Sprache den Namen Comites führen, weil sie den Kayser auf seinen Kriegszügen und Reisen zu begleiten pflegten. Einige meynen, daß diese Grafen bloß zu dem Ende bestellt worden, um in streitigen Sachen als Richter das Urtheil zu fällen, und daß sie im Anfange unter den Herzogen gestanden, welche, da sie die ihnen anvertrauten Provinzen erblich gemacht, die Grafen als ihre Vasallen angesehen. Die ältesten Grafen wurden Pfalzgrafen genannt, weil sie in den kayserlichen Pfalzen oder Pallästen die streitigen Sachen entschieden. Im Anfange war nur ein Pfalzgraf, den man als den höchsten Richter des Reichs anzusehen pflegte. Wie aber Deutschland in fünf große Provinzen getheilt ward,

so

ſo entſtunden eben ſo viele Pfalzgrafen. Der erſte aber, nämlich der Pfalzgr. beym Rhein ward indeſſen doch ſtets nicht nur für den vornehmſten, ſondern auch für den Reichsverweſer und höchſten Richter im Reich gehalten. Derſelbe hatte ſo gar das Recht die Streitigkeiten zu entſcheiden, welche zwiſchen dem Kayſer und dem Reiche entſtunden. Nach den Pfalzgrafen kommen die Landgrafen, und nach denen die Markgrafen. Das Wort Marca zeigt eine Gränze an, und dieſe Grafen waren inſonderheit dazu beſtellt, die Gränzſtädte zu beſchützen. Die andern Grafen wurden Burggrafen oder Castellani genannt, weil ihnen die kayſerliche Burg anvertrauet war. Die erſtangeführten ſind die vornehmſten, einige von dieſen ſind in den Fürſtenſtand erhoben, einige aber ſind ſo gar Churfürſten geworden, als die Pfalzgrafen beym Rhein, und die Markgrafen von Brandenburg. Die geringern Grafen, welche unter den groſſen ſtunden, und deren Vicarien waren, führten den Namen der Centgrafen, Gaugrafen, Teichgrafen ꝛc. welche letztern noch nichts anders, als ſubalterne Bediente ſind, da die erſtern im Gegentheil ein eigenes Land beſitzen, und in groſſem Anſehen ſtehen. Auf die Grafen folgen die Barons, welche man auch ſonſt Freyherren zu nennen pflegt. Nichts iſt ſeltſamer, als daß dieſer im Anfang ſo verächtliche Name mit der Zeit ſo anſehnlich geworden. Zu den Zeiten des Cicero nannte man einfältige und thörichte Leute Baronen, und vielleicht rührt es auch daher, daß die alten Gallier die Bedienten der Ritter mit dieſem Namen zu belegen, und ſie von dem griechiſchen Worte βαρος eine Bürde alſo zu nennen pflegten, weil ſie ſtark von Gliedern, und alſo

vor

vor andern geschickt waren, grosse Lasten zu tragen. Ja man findet, daß man die Zauberer, und den Teufel selbst, mit dem Namen Baron belegt, weil man keinen ärgern Titel zu finden wuste. Wer hätte denken sollen, daß ein so verächtlicher Name mit der Zeit so ehrwürdig werden würde, daß Grafen, Fürsten und Könige es nicht für unanständig gehalten, denselben zu führen, ja daß man solchen so gar den grösten Heiligen im Paradies würde beygelegt haben. Nichts destoweniger ist dieses geschehen; Denn Froißardus bezeugt, daß ein Pilgrim sein Gelübde bey dem Grabe des gesegneten Barons, des heiligen Jakobs, abgelegt. Gegenwärtig zeigt der Titel eines Barons denjenigen Stand an, welcher unmittelbar auf den Gräflichen der Würde nach folget. Die Barons werden sonst auch Freyherren genannt. Eben dasselbe Schicksal, welches das Wort Baron gehabt, haben auch andre ansehnliche Würden, als Connetable, Drost, Marschall, Seneskal, Kanzler, &c. erfahren. Connetable, in der lateinischen Sprache Comes stabuli, oder Comestabilis, war im Anfang nichts anders als ein Stallmeister; nachher aber ward dieser Name dem höchsten Oberhaupt von dem ganzen Kriegsstaat beygelegt. Die Kanzler, welche den Namen von den Gerichtsschranken, (Cancelli forenses) erhalten, waren im Anfange Handlanger der Richter, und musten bey den Schranken stehen, um dasjenige zu vollziehen, was ihnen aufgetragen ward. In einigen alten Gesetzen findet man, daß sie gebraucht worden, die Testamente, und andere Acta publica in die Feder zu fassen. Nun aber ist ein Kanzler das Haupt von allen Gerichten im ganzen Lande. Ein Drost, welcher

in

in gewissen Landen der höchste Beamte ist, führet in der lateinischen Sprache den Namen Dapifer, woraus man sieht, daß derselbe im Anfange nur bey der königlichen Tafel aufgewartet. Die Franzosen haben denselben mit dem Titel Senechal bezeichnet. Aus dem Rhegino sieht man, daß er der vornehmste Koch gewesen, (Princeps coquorum). Sein Amt wird durch folgende alte Verse angezeigt.

Praesentat Dapiser epulas, Cocus excoquit illas,
Estque Senescallus, cuius fit sub Duce iussus.

Ein Marschall, wie man aus den Worten siehet, woraus dieser Name zusammen gesetzt ist, nämlich Marach, ein Pferd, und Skalk ein Diener, war im Anfange eine geringe und verächtliche Person. Man findet in den alten Gesetzen, daß derjenige, welcher einen Marschall erschlagen würde, XI Schilling erlegen sollte. Si Marescalchus, qui super XII caballos est, occiditur, XI solidis componatur. Leg. Allem. Tit. 79. Nun aber wird durch das Wort Marschall der vornehmste General bey einem Kriegsheer verstanden. Wiewol das Wort Marechal in Frankreich, so wol den Generals als den Grobschmieden eigen ist, welche die Pferde beschlagen. Der Titel, Lord, welchen heutiges Tages die vornehmsten Herren in England führen, kann sich eben so wenig eines hohen Ursprungs rühmen. Die Engländer selbst vermögen die Abstammung dieses Worts nicht anzuzeigen. Wenn man aber in der alten nordischen Sprache nachsucht, so findet man das Wort Lavard, welches einen Hausherrn oder Hausvater anzeigt, der die seinigen mit Essen und Trinken versorget. Denn Brod heißt noch in der alten nordischen Sprache Lef, woher das englische

sche Loaf kommt; und also ist Lord nichts anders, als ein zusammen gezogenes Wort von Loaf Vater, oder Brodvater. Diese Anmerkung ist neu und unbekannt, und man kann sich dadurch bey einem gelehrten Engländler beliebt machen. Wie aber verschiedene geringe und ehedem verächtliche Titel in hohe und ehrwürdige verwandelt worden, so sind auch einige ehedem ganz ansehnliche und ehrliche Titel heutiges Tages ganz herunter gekommen. Fur, wodurch man in vorigen Zeiten einen Bedienten anzeigte, bedeutet nun einen Dieb, und das Wort Latro, womit man ehedem einen Kriegsmann belegte, zeigt nun einen Räuber an. Daher sagt jener bey dem Plautus zu einem Kriegsbedienten: An, quia vos latrocinamini, arbitramini, cuncta vobis licere. Meynet ihr, weil ihr Kriegsleute seyd, daß euch deswegen alles frey stehe. Ich will aber hievon nicht weitläuftiger handeln, um die Grenzen eines Briefes nicht zu übertreten. Ich will nur blos zweene nun in Norden gebräuchliche Titel anführen, welche ein gleiches Schicksal gehabt haben. Man nennet daselbst einen Bauervoigt Lehnsmann, welcher Name in alten Zeiten dem Gouverneur einer ganzen Provinz eigen war. Der Gevollmächtigte eines Voigts aber heißt Hofmann, welcher Name sonst einen Bedienten an dem Königlichen Hofe anzeigt. Es dient dieses also zum Beweis, daß verschiedene geringe Titel sehr ansehnlich geworden, viele aber, die ehedem sehr prächtig geklungen, wieder in Verachtung gerathen. Es scheint gleichfalls, daß das Wort Narr oder Hofnarr ehedem eine andre Bedeutung gehabt, und daß man dadurch gewisse Hofbedienten angezeigt. Auf einem Grabe zu St. Maurice

rice findet man folgende Grabschrift: Icy gist Thevenin de St. Leger, Fol du Roi notre Sire, qui trepassa le 1 Juillet 1374. priez Dieu pour l'ame de luy. Zu Troyes in Champagne findet man noch einen Brief Caroli V. an die Obrigkeit der Stadt, worinn er denselben kund machet, daß sein Narr gestorben sey, und daß man ihn, der Gewohnheit nach, wieder mit einem andern, anstatt des verstorbenen, versehen möge. Ich bin 2c.

Der sechs u. sechzigste Brief.

Mein Herr,

Ich statte ihnen den verbindlichsten Dank ab, daß sie mir das Bedenken mittheilen wollen, welches die Ausländer über meine Comödien gefället. Ich habe bereits dergleichen mehr gehöret, ich richte mich aber nicht darnach, ob ich gleich sonst überaus willig bin, meine Arbeiten und Gedanken zu verbessern, wie ich davon auch selbst bey meinen Schauspielen einen Beweis abgelegt, worinn ich auf Gutbefinden einiger Kenner verschiedenes geändert, bis ich sie in den Stand gesetzt, worinn sie sich nun befinden. Hinführo aber werde ich nicht das geringste weiter ändern. Die ausländischen Censores legen meinen Comödien ein grösseres Lob bey, als sie verdienen. Sie bemerken aber auch zu gleicher Zeit zwey Fehler an denselben, nämlich 1) daß ich die Characters oft gar zu weit getrieben und ausgedehnet, und 2) daß ich die Regeln,

wel-

welche man wegen der Einheit des Orts und der Zeit vorgeschrieben, nicht allemal beobachtet. Was das erste anlangt, so gestehe ich gerne, daß die Charactere in gewissen Stücken übertrieben sind. Ich habe dieses aber mit grossem Vorbedacht, und aus einer gewissen Nothwendigkeit gethan, weil ich so wol als andre aus der Erfahrung gelernet, daß ein Schauspiel ohne übertriebene Charactere oder ohne dasjenige, was die akademischen Censores einen Fehler nennen, gar keine Wirkung habe. Wenn man z. E. von einem Geizigen sagen wollte, daß er sich nicht satt esse, und dergleichen, so ist der Character zwar regelmäßig, die Zuschauer aber werden gähnen, oder wohl gar einschlafen. Welche Beschreibung ist doch wol mehr übertrieben, als die Plautus von dem Euclio macht, welcher, wenn er zu Bette gegangen, einen Sack für den Mund gebunden, damit sein Othem nicht vergebens weggehen möchte? Welche Beschreibung aber ist auch zu gleicher Zeit fähiger, die Zuhörer zu vergnügen, und aufmerksam zu erhalten? Kein Character ist in allen meinen Schauspielen mehr übertrieben, als der von Bramarbas. Man findet aber eben dasselbe in dem Thraso des Terenz, und in dem Milite glorioso des Plautus, und dennoch werden diese Stücke für die besten unter allen ihren Schauspielen gehalten. Es gilt auch hier, was Plinius von gewissen regelmäßigen Skribenten sagt: Peccant, quia nihil peccant. Eben dieselben Anmerkungen, welche man nun über meine Comödien macht, machte man auch ehedem zu den Zeiten des Moliere. Dieser grosse Comicus aber richtete sich nicht im geringsten darnach, weil er aus der Erfahrung gelernet hatte, daß die Regeln, welche man ihm

zu beobachten anrieth, zu nichts anders dienten, als seine Schaubühne völlig und auf einmal zu Grunde zu richten. Ich rede hier gleich aus eigner Erfahrung. Ich bin bey der Vorstellung meiner Schauspiele gegenwärtig gewesen, und habe befunden, daß dasjenige, was die akademischen Censores tadeln, recht das Wesen und die Seele einer Comödie ausmacht. Was die andre Anmerkung betrift, welche sich auf die Zeit und den Ort beziehet, so gestehe ich, daß solche billig muß in acht genommen werden. Ich habe zu dem Ende auch selbst ein besondres Schauspiel unter dem Namen Ulysses aufgesetzt, um die Fehler zu zeigen, die so wol hierinn als in andern Stücken begangen werden. Ein guter Comödienschreiber aber muß sich indessen doch nicht zu einen solchen Sklaven von den Regeln machen, daß er deswegen eine prächtige Historie, und die bequemste Materie zu einem Schauspiele verwerfen sollte. Es sind gewisse Begebenheiten, die den Stof zu den besten und angenehmsten Comödien hergeben, welche aber zu gleicher Zeit so beschaffen sind, daß die Einheit der Zeit und des Orts unmöglich so genau dabey kann beobachtet werden. Unter meinen Comödien hat es insonderheit mit dem Schauspiel, der verwandelte Bauer, diese Bewandniß. Uebrigens aber habe ich, so oft es die Materie nur zugelassen, solche Regeln aufs genaueste, ja oft viel genauer als mancher andrer Comödienschreiber in acht genommen. Ja ich erkühne mich zu sagen, daß das von mir entworfene Schauspiel, welches den Namen hat, Henrich und Pernille, als ein Plan und Vorbild könne angesehen werden, um eine ordentliche und regelmäßige Comödie darnach einzurichten. Denn in dem ganzen

Stü-

Stücke sind nicht nur alle Regeln aufs genaueste beobachtet, sondern es erscheinet auch nicht eine einzige Person auf dem Schauplatze, als eben zu der Zeit und in dem Augenblick, da man dieselbe erwartet, welches nur wenige Comici beobachtet. Dieses aber erlaubt eine jede Materie nicht, eine Comödie aber kann deswegen doch gut seyn, so wie manches Schauspiel nicht den Namen eines Schauspiels verdienet, wenn gleich alle logikalische Regeln dabey beobachtet worden. Einige Comödienschreiber bilden sich nichts desto weniger ein, daß darinn die ganze Kunst bestehe, und setzen deswegen zum Beweis diese Worte auf den Titel: Der Schauplatz ist in einem Saal, und die Handlung währt vier bis sechs Stunden. Wenn dieses ein Beweis eines guten Schauspiels ist, so ist ein jeder Dorfschulmeister fähig, eine gute Comödie zu schreiben, da doch die Erfahrung zeigt, daß unter unzähligen Skribenten nur sehr wenige das Glück gehabt, eine Comödie mit allgemeinem Beyfall abzufassen. Ich sage mit Bedacht, mit einem allgemeinen Beyfall. Denn die Franzosen mögen ihre gegenwärtigen comischen Skribenten so hoch erheben, als sie wollen, so dienen doch alle diese Lobsprüche sonst zu nichts, als den verderbten Geschmack der Nation desto deutlicher zu zeigen. Ich glaube nicht, daß ein Kenner jemals die neuern französischen Schauspiele in einer andern Absicht lesen wird, als blos um sich in der Sprache zu üben. Denn sie sind fast alle trocken und verwirrt, und man würde sie bloß für magere und ausgeputzte Unterredungen halten, wenn die Verfasser durch die Abtheilungen in Aufzüge und Auftritte nicht angezeigt hätten, daß sie solche für Comödien wollten angesehen haben. Gewiß,

 Mo-

Moliere selbst würde nicht anders urtheilen, wenn er wieder von den Todten auferstehen sollte. Dergleichen Schauspiele kann ein jeder schreiben. Denn es braucht weiter keine Arbeit, als daß man in einer etwas geputzten Schreibart erzähle, was an einem Orte in vier bis sechs Stunden geplaudert worden. Man darf nur das Bedenken lesen, welches de la Motte und andre über die Schauspiele ertheilet, so wird man leicht überzeugt werden, wie übel gegründet die Urtheile sind, welche solche akademische Censores von dergleichen Arbeiten fällen. Ich führe dieses alles indessen nicht zu dem Ende an, um meine Tadler zu widerlegen, sondern nur um dieselben zu unterweisen. Denn ich habe übrigens vielmehr Ursache, mit ihrer Beurtheilung überhaupt zufrieden zu seyn, indem sie mir einen weit grössern Ruhm beylegen als ich verdiene. Ich habe es nicht ohne Vergnügen gelesen, daß Auswärtige dasjenige für eine Ehre für die Nation halten, was einige von meinen eignen Landsleuten als ein unnützes Gewäsche angesehen. Ich bin ꝛc.

Der sieben u. sechzigste Brief.

Mein Herr,

Die Entdeckung, welche man vor kurzer Zeit von der Lebensart, Haushaltung, Arbeit und Regierung der Bienen gemacht hat, ist so ausserordentlich, daß man dieselbe als eine blosse Erfindung und als eine Fabel ansehen könnte, wenn man nicht solche erfahrne Männer als Swammerdam, Maraldy,

by, und insonderheit den grossen Naturkündiger, Reaumur, zu Bürgen hätte, welcher letztere insonderheit mit einem unbeschreiblichen Fleiß die Natur und Anstalten der Bienen untersucht und ausgeforschet. Ein gewisser Skribent hat neulich eine Historie der Bienen aus den Memoires des Reaumur zusammen getragen, worinn hauptsächlich folgende Umstände angemerkt zu werden verdienen. Ein Bienenkorb kann mit einer wohlgebauten Stadt verglichen werden, worinn man 16000 bis 18000 Einwohner antrift. Der Staat ist monarchisch, und besteht aus einer regierenden Königinn, aus Hofleuten, Soldaten, Handwerkern und dem gemeinen Volke. Die Königinn residirt in einem Schlosse mitten in der Stadt. Die Hofleute und Minister wohnen in Pallästen, das gemeine Volk aber in kleinen Häusern. Die Löcher, welche man in einem Bienenkorb gewahr wird, sind die Häuser der Bienen, von denen einige grösser als andre sind. Die grossen werden von den Hofleuten der Königinn, die kleinen aber von dem Pöbel bewohnet. Die Löcher können als öffentliche Gebäude angesehen werden, welche der ganzen Societät zugehören. Denn bey dieser Nation ist die Gemeinschaft der Güter eingeführet. Einige Löcher sind zugeschlossene Proviant-häuser, worinn man den Honig verwahret, um einen Vorrath zu haben, wenn etwa sich ein Mangel an dieser Speise eräugnen sollte. Andere sind offene Magazine zur täglichen Nahrung der Bienen. In andre legt man das rohe und noch nicht verarbeitete Wachs, welches die Bienen bereiten, die nicht aus ihren Löchern gehen. Die übrigen Löcher aber, deren Anzahl die gröste ist, sind dazu bestimmet, um die Eyer aufzu-

nehmen, woraus neue Bienen hervorkommen. In einem Bienenkorb ist insgemein nicht mehr als eine einzige, welches die Königinn der Bienen ist, die den ganzen Korb belebet. Denn wenn man die Königin wegnimt, so hört alle Arbeit und Munterkeit der Bienen auf einmal auf, und der Staat ist auf einmal zerstöret Die Königinn ist von aller Arbeit befreyet. Ihre Verrichtung besteht allein darinn, daß sie Eyer legt, und von ihr kommen alle andre Bienen her. Denn sie kann in einer Zeit von sieben Wochen 10 bis 12000 Junge zeugen, des Jahres aber in allem 30 bis 40000 hervorbringen. Die Hofleute, oder eigentlicher zu reden, ihre Galans und Liebhaber, deren Zahl sich zuweilen bis auf 1000 erstrecken kann, sind alle Bienen männlichen Geschlechts. Man findet sie aber insgemein in dem Bienenkorb nicht länger, als vom Anfang des Maymonats bis an das Ende des Julius, weil sie um diese leztere Zeit fast alle eines gewaltsamen Todes sterben. Diese Hofleute sind gleichfalls von aller Arbeit befreyet, und ihre Verrichtung besteht lediglich darinn, daß sie der Königinn aufwarten, deren Männer sie sind. Wie demnach die türkischen und persischen Sultans ein Serail von Weibern haben, so hat die Königin der Bienen ein zahlreiches Serail von Männern. Diese Aufwärter speisen nichts als Honig, da im Gegentheil die gemeinen Bienen grösstentheils nur Wachs zu ihrer Nahrung gebrauchen, Wenn diese leztern den Korb ganz zeitig und noch vor Sonnenaufgang verlassen, und niemals anders als mit Honig und Wachs beladen, zum besten der ganzen Societät, wieder zurück kommen, so wagen sich diese Aufwärter niemals eher aus, als um eilf Uhr Vormittags,

tags, um sich zu erfrischen, und der Luft und Speise zu geniessen. Um sechs Uhr des Abends aber begeben sie sich wieder zurücke, weil ihnen alsdenn die Luft schon zu kalt wird. Sie haben keinen Stachel, weil die Natur sie allein zum Vergnügen der Königinn gebildet hat. Die übrigen Bienen, welche unter dem Namen des gemeinen Volks begriffen werden, und von keinem gewissen Geschlechte sind, sind alle Arbeiter. Ich übergehe ihre tägliche Verrichtungen, weil solche ohnedem längst bekannt sind. Nichts aber ist bewundernswürdiger und ausserordentlicher, als wie die Bienen gezeugt werden Ich habe bereits oben angezeigt, daß die Königinn ihrer aller Mutter ist. Sie kann auf einmal mit mehr als 5000 Eyer schwanger gehen, welche sie auf folgende Art legt. Wenn die Zeit herannahet, daß sie die Eyer legen will, so begiebt sie sich, in Begleitung einer grossen Menge andrer Bienen, nach allen Löchern in dem Korbe, und besucht solche zweymal. Das erstemal steckt sie nur den Kopf hinein, und geht gleich weiter. Das zweyte mal aber kriecht sie rückwärts hinein. Das erste thut sie deswegen, damit sie sehen möge, ob das Loch auch leer und rein, oder ob etwas darinn befindlich sey, welches den Eyern Schaden zufügen könne. Das zweytemal aber legt sie ein Ey, welches in einem Augenblicke geschiehet. Wenn sie fünf bis sechs Eyer nach einander gelegt, so ruhet sie sich ein wenig aus. Bisweilen geht sie ein Loch vorbey, wenn sie merkt, daß dasselbe entweder zu groß oder zu klein für das Ey ist, welches sie legen will. Um dieses zu verstehen, muß man merken, daß in einem jeden Bienenkorbe dreyerley Arten von Löchern angetroffen werden. Die kleinsten unter die-

 sen

sen sind zu den Eyern bestimmt, woraus das gemeine Volk hervorkommt. Die andern Löcher, welche grösser sind, dienen zum Behältniß derjenigen Eyer, aus denen die vornehmen Bienen, oder die Aufwärter der Königinn, entstehen. Die dritte Art der Löcher, welche eine ganz andre Einrichtung und Gestalt haben, empfängt die Eyer, woraus die Königinnen erzeuget werden. Das wundernswürdigste hiebey ist, daß sich die Königinn niemals irret, sondern dieselbe weiß es gleichsam aus einer Eingebung, was für Eyer sie legt, und wird daher niemals ein gemeines Ey in eine vornehme, oder ein vornehmes in eine gemeine oder kleine Höhle legen. Die Bienen leben demnach unter einer Monarchie, und unter einem weiblichen Regimente. Ihre Societät ist so wohl eingerichtet, daß sie den ordentlichsten Regierungen unter den Menschen nichts nachgiebt, sondern dieselben vielmehr alle übertrifft. Alle Bienen arbeiten für das gemeine Wesen, und ziehen das beste der ganzen Societät ihrem eignen Vortheil vor, welches man nicht bey den Menschen findet. Es scheint, daß man dieses als das stärkste Argument wider die Cartesianer brauchen könne, welche die Thiere für blosse Maschinen halten. Ich habe aber bereits in einem andern Briefe dargethan, daß der Satz der Cartesianer dadurch nur noch mehr bestärkt wird, wo man nicht sagen will, daß die Bienen mehr Verstand als die Menschen, ja einen fast noch grössern Verstand als die Engel besitzen. Denn daß eine Biene vorher wissen kann, was sie für Eyer legen wird, solches kann man nicht der Wirkung der Seele, oder einem freyen Willen zuschreiben, sondern es erhellet vielmehr daraus, daß gewisse Thiere wie Ma-

schi-

schinen von einem andern Wesen getrieben werden, welches alles auf eine solche Art einrichtet, daß sie in keinem Stücke fehlen können. Ich bin 2c.

Der acht u. sechzigste Brief.

Mein Herr,

Sie geben mir in ihrem letztern Schreiben die Erinnerung, meine moralischen und philosophischen Schriften ferner nicht mit neuen und besondern Meynungen anzufüllen, weil ich, wie sie sich ausdrücken, durch dergleichen unreife Einfälle doch keinen Nutzen schafte, sondern die Leute nur verwirrte. Ich nehme diese Erinnerung um so viel williger an, insonderheit da ich merke, daß einige davon einen widrigen Gebrauch machen. Indessen weiß ich doch noch nicht, ob ich desfalls so sehr straflich bin. Denn obwol dergleichen paradoxe und fremde Sätze viel böses nach sich zu ziehen vermögend sind, so kann man ihnen doch auch nicht alle gute Wirkungen absprechen. Wenn die Freyheit der Skribenten stets eingeschränkt gewesen wäre, so würden uns annoch viele Irrthümer ankleben. Viele Meynungen, welche man im Anfange für ungereimt und thöricht gehalten, behaupten gegenwärtig unter den unüberwindlichen Wahrheiten eine Stelle, und man hält es nun für eine eben so grosse Verwegenheit, sie anzugreifen und zu verwerfen, als man es ehedem für bedenklich hielte, sie anzunehmen. Man muß also hierinn behutsam zu Werke gehen, um den Weitzen nicht mit dem Unkraut auszurotten.

Denn

Denn so verächtlich und nachtheilig man auch von denen redet, welche allerhand neue Meynungen auf die Bahn bringen, so muß man doch auch zu gleicher Zeit gestehen, daß sie, wie Hercules, manches Ungeheuer aus dem Wege räumen. Eine paradoxe und fremde Meynung ist entweder nützlich oder unnütz. Ist sie nützlich, so geschiehet der Welt dadurch ein Dienst, und das menschliche Geschlecht wird dadurch von einem eingewurzelten Irrthum befreyet. Ist sie aber unnütz, so giebt sie doch manchmal Gelegenheit, eine Sache genauer zu untersuchen, woran sonst so leicht niemand gedacht hätte. Aristoteles sagt daher Αρχη της σοφιας απιστια, und Cicero drückt sich fast auf eben dieselbe Art aus: Nerui ac artus sapientiae sunt non temere credere. Wenn diese ihrer Meynung nach so schädlichen Menschen nicht vorhanden gewesen wären, so würden wir annoch glauben, daß die Erde so flach sey, als ein Kuchen, und sonst noch unzehligen andern Irrthümern beypflichten, welche durch die Unachtsamkeit der Menschen überhand genommen. Wenn man demnach alle paradoxe und seltsame Sätze überhaupt verdammet, und den Menschen die Freyheit benimmt, ihre Gedanken vorzutragen, so ist man der genauern Untersuchung der Wahrheit hinderlich, weil der Fleiß der Menschen durch die Einwürfe erweckt wird, und bestärkt die Unwissenheit, die Lügen und den Aberglauben, weil solche auf diese Art stets unangefochten bleiben. Man beschuldiget diejenigen, welche einen neuen Satz vorbringen, insgemein des Hochmuths, und sagt, daß sie die allgemeine Landstrasse aus keiner andern Ursache verlassen, als um zu zeigen, daß sie andre an Klugheit und Einsicht übertreffen.

sen. Man könnte aber auch, wenn man gleiches mit gleichem vergelten wollte, solche Tadler entweder der Mißgunst beschuldigen, weil sie nicht leiden können, daß andre eine Sache tiefer als sie einsehen, oder ihnen auch eine Nachläßigkeit und Faulheit vorwerfen, weil sie dadurch genöthiget werden, die Kräfte des Verstandes desto mehr zu schärfen und anzuwenden. Wenn sie mir also schlechterdings, und ohne die geringste Einschränkung verbieten, neue und fremde Meynungen vorzubringen, so ist es eben so viel, als wenn sie sagten: Es ist am besten bey dem alten Herkommen zu bleiben, und dasjenige wieder aufzuwärmen, was unsre Vorfahren geredet und geschrieben haben. Ich habe in meiner unterirdischen Reise angemerkt, daß man in einem gewissen unterirdischen Lande kein Buch des Drucks werth geachtet, wo der Verfasser darinn nicht etwas neues, seltenes, und bisher noch nicht bekanntes vorgetragen. Die Einwohner dieses Landes urtheilten hierinn ganz recht. Denn durch gemeine Schriften kann man den Künsten und Wissenschaften nicht aufhelfen, und Leute von einem guten Geschmack können solche Bücher nicht ohne Ekel lesen, worinn man nichts als lauter aufgewärmte alte Sachen, und wenn es hoch kommt, nur eine neue Einkleidung wahrnimmt. Eine fremde Person übergab mir vor einigen Jahren eine Schrift zur Censur, welche den Titel führte: Mirabilia Mundi. Weil ich aber merkte, daß es Hornii Arca Noae war, woran der Verfasser nichts als die Schreibart geändert, so schrieb ich bloß darauf: Imprimatur Hornii Arca Noae, sub nouo titulo, Mirabilia Mundi. Der Verfasser merkte gleich, was ich damit sagen wollte, und

be-

behielt seine Schrift zurück. Ich meines Theils werde mit der Zeit das Lesen überdrüßig; weil ich merke, daß eine neue Schrift insgemein nichts anders ist, als eine Wiederholung desjenigen, was ich schon so oft gelesen. So oft ich aber etwas neues und ungewöhnliches höre, so bin ich sehr aufmerksam, ich nehme aber dennoch keine paradoxe Meynung ohne eine vorher angestellte genaue Untersuchung an. Ich rathe ihnen und allen andern ein gleiches zu thun. Sie werden davon eine vortrefliche Wirkung verspüren. Paradoxe Meynungen und Lehrsätze haben dem menschlichen Geschlecht schon manchen Nutzen verschaffet, und manchen schädlichen Aberglauben ausgerottet, wodurch nicht allein einzelne Personen, sondern auch ganze Länder und Reiche in die betrübtesten Umstände gesetzt worden. Die Alten liessen sich durch das Geschrey der Vögel, durch die Sonn- und Mondfinsternissen, durch die Cometen, und durch andere dergleichen Begebenheiten und Zufälle schrecken, und versäumten darüber nicht nur oft die wichtigsten Dinge, sondern opferten so gar bisweilen auch die ganze Wohlfahrt der Republik auf. Viele haben lieber Hungers sterben, als gewisse durch die Gewohnheit verbotene Speisen essen wollen. Man wird unzähliche Personen finden, welche sich weit eher bequemen werden, die Rinde von einem Baum, als einen Hund oder eine Katze zu essen, und zwar, nicht sowol aus Liebe zu diesen Thieren, sondern vielmehr in der Einbildung, daß eine solche Speise sündlich und unnatürlich sey. Ich bat mich einmal, um einen Versuch zu machen, bey einer vornehmen Dame auf ein Paar von ihren Schooshunden zu Gaste, welche meiner Meynung

nung

nung nach ein gutes Gericht abgeben würden. Sie aber zitterte bey diesem Antrag, und sagte, daß sie lieber ihre beyden Töchter einbüssen, als sich zu einer solchen unnatürlichen That bequemen würde. Ich erwiederte, daß sie doch kein Bedenken trüge, Lämmer und Tauben zu schlachten, welche doch die schönsten und unschuldigsten von allen Creaturen wären. Sie aber versetzte, daß solche Thiere, nicht aber die Hunde, den Menschen zur Speise bestimmt wären. Wie ich mich hierauf fertig machte, meinen Satz durch neue Gründe zu bestärken, so hielt sie die Ohren zu, um an einer, ihren Gedanken nach, so gottlosen und unerhörten Lehre keinen Theil zu nehmen. Daß aber dieser Abscheu lediglich von der Gewohnheit herrühre, solches erhellet daraus, daß ein junges Mägdgen, welches bey Erblickung des Bluts von ihrem Schooßhunde in Ohnmacht sinken würde, ohne die geringste Empfindung zu einem Schmause ganzen Dutzenden Tauben und Hünern die Hälse umdrehen kann. Wenn man sich ein Gewissen macht, unschuldige Creaturen zu schlachten und zu essen, so sollte man solcher Thiere schonen, deren Leben den Menschen nützlich ist. Man sollte z. E. eine Kuh und einen Ochsen leben lassen, weil jene uns Milch zur Nahrung giebet, und dieser das Feld umpflügt, u. s. f. Durch welche Verdienste ein Schooßhund zu einem so grossen Vorrechte vor andern Creaturen gelanget, solches ist schwer zu bestimmen. Denn seine ganze Beschäftigung besteht darinn, daß er die Stuben besudelt, die Kleider der Jungfrauen und Matronen unrein macht, so oft die Stubenthüre geöfnet wird, ein heftiges Gebelle anfängt, daß man sich einander nicht hören kann, und die übrige

Zeit

Zeit auf einem weichen Küssen unter dem Ofen lieget. Man pflegt zwar zu sagen, daß ein Hund sich wegen seiner vorzüglichen Bildung eines solchen Vorrechts zu erfreuen hätte. Dises ist aber doch nicht hinlänglich. Denn die Tauben und einige andre Creaturen sind noch weit schöner gebildet, und dem ungeachtet doch dem allgemeinen Gesetz unterworfen. Es gründet sich dieses Privilegium demnach einzig und allein auf die Gewohnheit, welche bey vielen zur andern Natur geworden. Ich bitte sie indessen inständigst, mein Herr, diese paradoxe Meynung andern nicht bekannt zu machen. Denn weil ich mit verschiedenen Matronen und Jungfrauen umzugehen die Ehre habe, so wollte ich mich nicht gerne wider ihre Favoriten erklären. Ich bin etc.

Der neun u. sechzigste Brief.

Mein Herr,

Sie melden mir, daß sie den Wein, welcher ihnen, ihrer Meynung nach, nicht mehr zuträglich gewesen, bereits seit einiger Zeit völlig abgeschaft, und gegenwärtig nichts anders als Wasser trinken. Sie werden mir es aber nicht übel nehmen, wenn ich ihnen sage, daß sie in diesem Stücke den meisten Reformatoribus ähnlich sind, welche aus einem extremo in das andere fallen, und anstatt den Mißbrauch zu heben, die Sache selbst abschaffen, wodurch sie beständig gezwungen werden, bald über den Mangel, und bald über den Ueberfluß Klage zu führen. Wenn man

man seinen Leib mit Speise und Trank überladen hat, so muß man fasten, nicht aber so strenge, daß man darüber Gefahr läuft, Hunger zu sterben. Mahomet würde klüger gehandelt haben, wenn er an statt den Wein gänzlich zu verbieten, nur den Mißbrauch des Weins verboten hätte. Denn dadurch würde er den rechtmäßigen Gebrauch bey seinen Anhängern festgesetzt und eingeführt haben, an statt daß diese Gabe Gottes, wegen des so strengen Verbots niemanden dorten heutiges Tages zu Nutze kommt. Es ist zu bedauren, daß so wenige Reformatores bey ihrem Reformiren Maaße halten können. Und daher freue ich mich auch bey weiten nicht so sehr über die Reformationes, als viele andre, weil ich bemerkt, daß dadurch oft nichts anders ausgerichtet wird, als daß man aus einer Schwachheit in die andre geräth. Man darf nur die Geschichte zu Rathe ziehen, um zu erkennen, was für schädliche Wirkungen so wol in Staats- als Kriegssachen daraus entstanden sind. Eine obrigkeitliche Person sucht die Fehler ihres Vorgängers zu verbessern. Weil aber dabey die gehörige Maasse nicht beobachtet wird, so geschieht oft nichts anders, als daß eben dieselben Fehler in einer andern Gestalt und auf eine veränderte Art wieder erscheinen. Ich wünschte, daß dieses jungen Herren als ein Glaubensartikel in ihrem Staatscatechismo vorgestellt würde, und daß die Informatores ihnen durch unzählige Exempel bewiesen, wie oft dieses geschehe, und wie nöthig es sey, in dem Reformiren Maaße zu halten. Unsre Kirchenhistorien geben uns davon gleichfalls die deutlichsten Proben an die Hand. Denn man findet, daß durch eine solche Reformation der Aberglaube in den Un-

 glau-

glauben, und der Zwang in eine ungemäßigte Freyheit verwandelt, die Ceremonien aber mit dem Mißbrauch derselben völlig abgeschaft worden. Verschiedene Secten haben die Religion so lange gereiniget und geläutert, bis endlich nichts als der bloße Name übrig geblieben. Man betete ehedem die Heiligen an, und dieses war sündlich. Nun aber treibet man ein Gespötte mit denselben; welches noch sündlicher ist. Man trieb ehedem Abgötterey mit dem heiligen Kreutze: Nun tritt man dasselbe unter die Füße. Man füllte ehedem die Kirchen und Häuser aus Aberglauben mit den Bildern der Heiligen an. Nun aber hält man die Kirchen und Häuser für unrein, wo sich dergleichen Abbildungen finden. Das eine kann Gott eben so wenig gefallen als das andre. Denn so wenig ein frommer Regent leidet, daß man seine Säulen oder Bilder anbetet, eben so wenig leidet er auch, daß man dieselben niederreißt, und unter die Füße trit. Ist das eine abgöttisch, so zeigt das andre eine Verachtung an. Denn man bezeigt dem Regenten dadurch gewiß eine schlechte Ehrfurcht, wenn man seine Säulen zu Boden reißt. Das seltsamste ist, daß diese Puristen, welche keine Bilder der Heiligen in ihren Häusern leiden, aus Furcht, dieselben dadurch zu verunreinigen, dennoch kein Bedenken tragen, dieselben mit den Gemählden der heydnischen Götter und Göttinnen zu schmücken. Denn man findet häuffig, daß diejenigen, welche kein Kreutz an der Wand leiden können, ihre Zimmer mit der ganzen ovidianischen Verwandlung bemahlen lassen. Recht wie ein Quäker, welcher es für eine Sünde hält, seiner Obrigkeit zu gehorchen, dennoch von seinen Bedienten einen

blin-

blinden Gehorsam verlanget. Man kann bey einer Reformation niemanden sicherer folgen, als Gott selbst. GOtt schafte bey der Einrichtung der israelitischen Republik nicht alle ägyptische Gebräuche und Gewohnheiten, sondern nur den schädlichen Misbrauch derselben ab. Er gebot den Israeliten nicht, einen Ochsen zu verabscheuen, weil die Aegypter einen Ochsen verehrten. Er befohl ihnen auch nicht, gewisse Kräuter und Pflanzen auszurotten, weil die Aegypter mit denselben Abgötterey trieben. Eine heydnische Göttin soll, der Fabel nach, die Menschen zuerst in dem Ackerbau unterrichtet haben. Würde man klug handeln, wenn man sich aus dieser Ursache des Korns nicht zur Nahrung bedienen wollte? Es scheint, daß gewisse Reformatores nicht so sehr auf die Stiftungen, als auf die Stifter gesehen, und daß sie es für ihre Pflicht gehalten, auch das gute zu verwerfen, wenn solches von einem römischen Papste gestiftet worden. Daher wegern sich noch viele den Gregorianischen Calender anzunehmen, obgleich alle den Nutzen desselben einsehen. Die engen Schranken eines Briefes erlauben mir nicht, weitläuftiger von dieser Sache zu handeln. Ich breche daher ab, und wiederhole nur noch, was ich bereits bey dem Anfang dieses Briefes erinnert, daß sie sich hüten mögen, daß sie bey der Veränderung ihrer Lebensart nicht aus einem Extremo in das andere fallen, damit es ihnen nicht gehe, wie jenem, welcher von dem Gebrauch der vielen Arzneyen starb, weil er besorgte, daß ihm die Krankheit das Leben rauben möchte. Ich bin ꝛc.

Der siebenzigste Brief.

Mein Herr,

Sie verlangen in ihrem letztern Schreiben meine Meynung von der itzt so berufenen Cur mit dem Theerwasser zu wissen, und erkundigen sich bey mir, ob ich ihnen wol rathen wollte, sich derselben gleichfalls zu bedienen. Ich kann niemanden eine Arzney wiederrathen, welche bey einer großen Menge Patienten eine gute Wirkung thut. Denn wenn man fände, daß ein ganzes Hospital durch Schwefelhölzgen und Stecknadeln wieder hergestellt worden, so würde ich einem jeden rathen, sich eben desselben Mittels zu bedienen. Es ist gleich viel, wie einer curirt wird, wenn er nur seine Gesundheit wieder erlanget. Uebrigens ist es meiner Meynung nach, noch nicht völlig ausgemacht, ob man die gute Wirkung des Theerwassers, der Kraft desselben, oder der starken Einbildung der Patienten zuschreiben müsse. So viel ist gewiß, daß unzählige Menschen gestehen, daß sie dadurch wieder hergestellt worden, und, wenn dieses sich also verhält, so muß niemand den Ruhm dieses Medicaments zu schwächen suchen, welches, wie ich täglich höre, nicht nur bey allerhand Zufällen des Leibes, sondern auch bey gefährlichen Schwachheiten des Gemüths eine recht wunderswürdige Wirkung thut. Ich rathe ihnen demnach mein Herr, so wol als andern, sich dieses Wassers so lange zu bedienen, als das Recept in einem guten Credit stehet. Es ist Zeit genug

auf-

aufzuhören, wenn man merkt, daß diese alamodische Medicin ferner keine Wirkung hat. Ich sage mit Bedacht, diese alamodische Medicin, weil ich nicht weiß, wie lange die Einbildungskraft mit dem Wasser wirken wird. Wenn ich einen so starken Glauben hätte, wie die meisten von meinen Mitbürgern, oder doch wenigstens nur einen geringen Theil davon, so hätte ich mich längstens theerisiciren lassen. Weil ich aber längst aus der Erfahrung bemerkt, daß ich mir wegen meines schwachen Glaubens dergleichen Dinge nicht wie andere zu Nutze machen kann, so habe ich mich bisher noch nicht von dem Strome hinreissen lassen. Ich läugne die Wirkung und den Nutzen des Theerwassers nicht. Ich habe aber den Theer bisher lediglich dazu gebraucht, um meinen Wagen damit zu schmieren, weil ich nicht nur glaube, sondern vielmehr vollkommen weiß, daß diese Cur probat ist. In der That, ich habe wegen meines schwachen Glaubens die Wirkung von vielen Dingen nicht empfunden, welche doch bey andern desto stärker gewesen. Vor einigen Jahren war ich in einer Gesellschaft, wo man eine Probe mit der Wünschelruthe machte, welche in den Händen aller Anwesenden schlug, bey mir allein aber nicht schlagen wollte. Ich könnte noch mehrere Begebenheiten zum Beweis desjenigen anführen, was ich eben gesagt habe. Ich verachte dahero die Medicin nicht, und also auch nicht den Gebrauch des Theerwassers, sondern ich rathe vielmehr allen und jeden, sich dessen zu bedienen, welche sich entweder einbilden, daß sie dadurch gesund werden können, oder auch wirklich ihre Gesundheit durch dieses Mittel wieder erlanget. Ich wolte mich endlich auch noch wohl entschliessen, ei-

nen Versuch mit dem Theerwasser anzustellen, wenn der Geschmack nur nicht so gar widerlich wäre. Weil man es aber billig wegen des üblen Geschmacks, welches dieses Wasser bey sich führet, für eine Pönitenz halt n kann, wenn man verurtheilet wird, dasselbe zu trinken, und ich der bereits oben angeführten Ursache halber nicht versichert seyn kann, daß es bey mir einige Wirkung thun werde, so trinke ich lieber Thee oder Coffee, welche Getränke, wenn sie ja unnütz sind, doch nicht so widrig schmecken. Die Zeit wird es lehren, ob das Theerwasser wirklich der Gesundheit zu statten komme, oder ob die Einbildung hieran allein Theil habe. Es würde mir leicht seyn, verschiedene Dinge anzuführen, welche man im Anfange für die besten Arzeneyen gehalten, nachher aber mit Verachtung angesehen; und ich bin versichert, daß das Theerwasser seinen ganzen Ruhm nebst der gegenwärtig so sehr gepriesenen Kraft unverzüglich einbüssen wird, so bald nur jemand sich nach dem Gebrauche desselben, schlechter als vorher befunden. Der Coffee hatte im Anfang eine vortrefliche Wirkung, und man behauptet, daß man dadurch alle Krankheiten, bis auf d e Zahnschmerzen, heben könnte. Gegenwärtig abe wird er von vielen für ein schädliches Getränke gehalt n Man sagt, daß der Coffee durch folgende Begebenheit um seinen Ruhm gekommen. Eine geschnürte Jungfer ward an einem Coffetisch von einer Beklemmung der Brust angegriffen. Die rechte Ursache dieses Zufalls war nun zwar darinn zu suchen, daß sie zu eng geschnüret war. Weil sie sich aber einbildete, daß der Coffee mehr Schuld daran hätte, als das Schnürleib, und sie in dieser Einbildung, wie sie wieder Caffee trank,

und

und nicht geschnürt war, diese Beklemmung abermals spürte; so ließ sich das übrige Frauenzimmer auch dadurch einnehmen, und die Anzahl der Matronen und Jungfern ist noch itzt sehr groß, welche den Coffee für ein Gift halten. Ich bin ꝛc.

✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡

Der ein u. siebenzigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe in meiner Beschreibung von Dännemark die Dänen als ein Volck abgemahlet, welches nicht leicht auf Extremitäten verfällt, sondern stets die Mittelstraße erwählet. Diese Abbildung war auch zu den damaligen Zeiten, wie ich dieses schrieb, vollkommen richtig, und meine Mitbürger besassen damals wirklich diese Eigenschaften. Gegenwärtig aber verhält es sich ganz anders, und wenn demnach dieses Buch in einer neuen Auflage erscheinen sollte, so werde ich gezwungen seyn, mein Urtheil zu ändern, und in einer Anmerkung hinzu zu fügen, daß dieser Periodus geendiget sey, und daß die Nation seit 20 bis 30 Jahren eine ganz andere Gestalt angenommen, daß man dieselbe nicht weiter für das alte Volk erkennen sollte. Denn der Character der dänischen Nation nähert sich dem Character der Engländer immer mehr und mehr, und meine Mitbürger spüren nicht nur alle Jahre neue Neigungen, sondern sie treiben ihre Lüste und Einfälle auch bis aufs äusserste. Man hat seit einiger Zeit bald eine große Gleichgültigkeit, und bald eine aufs höchste getriebene Munterkeit an ihnen bemer-

 ket.

ket. Bald hat man sie furchtsam, und bald im höchsten Grad schwülstig gesehen. Vor kurzer Zeit tadelte man die Dänen, weil sie gar zu nachläßig im Bücherschreiben waren. Nun aber ist ein jeder ein Skribent geworden. Vor zwanzig Jahren tanzte die ganze Stadt, und man war genöthiget, Musikanten von fremden Orten her zu verschreiben, weil das Land nicht vermögend war, bey einer so allgemeinen Tanzlust genugsame Musikanten zu liefern. Gleich darauf aber ward die gantze Stadt musikalisch, und niemand bezeugte mehr Lust zu tanzen. Bald hat man die Bürger und Einwohner lustig und aufgeräumt, bald aber wieder ganz ehrbar und ernsthaft gesehen. Bey den Wissenschaften und dem Studiren hat man insonderheit ganz merkwürdige Veränderungen wahrgenommen. Denn bald ist dieses bald jenes das Hauptstudium gewesen, und niemals hat man sich in den gehörigen Schranken gehalten. Vor einigen Jahren ward nebst der Theologie die Naturlehre auf unsrer hohen Schule am stärksten getrieben. Denn die meisten Streitigkeiten, welche die Studirenden mit einander hatten, betrafen physikalische Materien und Untersuchungen. Heutiges Tages aber gedenkt kein Mensch mehr daran. Nachher kam die hebräische Sprache auf, und ward mit einem solchen Eyfer getrieben, daß fast ein jeder Student im stande war, einer Synagoge vorzustehen. Wie dieses hebräische Alter eine Zeitlang gewährt hatte, so verfiel man bald auf dieses, und bald auf jenes Studium, ohne sich bey dem einen oder den andern zu mäßigen. Eine Zeitlang waren unsre Studirende mit einer ganz seltsamen Krankheit behaftet, welche darinn bestand, daß sie

Re-

Register über das Gesetz verfertigten. Ich nenne es mit Bedacht eine Krankheit, und kann es nicht anders als eine Wirkung der Luft ansehen. Denn kein Mensch konnte begreifen, was diese Leute doch für einen Bewegungsgrund haben mochten, eine solche Menge von Registern auf einmal zu schreiben, da man doch an einem Register genug hatte. Wie diese Krankheit ausgeraset, so enstunden die so genannten Spectatores, und zwar in einer so großen Anzahl, daß man diesen Aufzug nicht ohne Erstaunen ansehen konnte. Und weil dieses gleich auf den letzten grossen Kometen erfolgte, so bildeten sich einige gar ein, daß solches eine Wirkung dieses Himmelszeichen sey. Denn anstatt ausserhalb Landes ein jedes Reich, oder eine jede Stadt kaum einen Spectator aufzuweisen vermögend ist, so zeigte sich hier in einem jeden Quartier der Stadt ein besonderer Spectator; so daß man endlich mit der Zeit eben so viele Spectatores des Tages, als Wächter des Nachts, zählen konnte. Zum Glück des menschlichen Geschlechts, welches durch so viele Auf[...]her auf einmal angefochten ward, geriethen diese Spectatores in einen innerlichen Krieg, welches ihre Macht schwächte, und zu einem allgemeinen Frieden Anlaß gab. Man sieht demnach, daß der Character der Nation sich ungemein verändert, und nicht mehr so beschaffen ist, wie er vor einiger Zeit gewesen. Das Blut hat seinen Umlauf verändert. Die Beständigkeit der Natur ist in ein flüchtiges Wesen verwandelt, und das Volk geräth itzt von einem Extremo auf das andre. Denn da ehedem alles aus einem Tone ging, und man nichts anders als Da Capo hörte, so heißt es nun öfters Verte subito. Ich habe dieses alles nicht

zu dem Ende angeführet, um mich über die Nation aufzuhalten. Denn ich kann diese Veränderung weder sehr loben noch tadeln. Ich habe es bloß deswegen beygebracht, um zu zeigen, daß der Character, den ich vorher von der dänischen Nation gemacht, einer Veränderung bedarf. Meine Mitbürger sind gegenwärtig nicht nur Englisch, sondern Erzenglisch, und der alte Wahlspruch, semper eadem ist unsern Zeiten nicht mehr gemäß. In einer einzigen Leidenschaft ist die dänische Nation in diesem flüchtigen Periodo sich stets ähnlich geblieben, und solches ist die Rangsucht, oder die sogenannte honette Ambition. Denn dieses ist das Favoritstudium meiner Mitbürger, und scheint es auch beständig zu bleiben. Ich bin 2c.



Der zwey u. siebenzigste Brief.

Mein Herr,

Sie verlangen in ihrem letzten Schreiben von mir zu wissen, wer der Verfasser der Schrift sey, die ich letzthin angeführet, daß die Materie nicht allein ein Leben habe, sondern auch denken könne. Es ist mir aber der Name desselben nicht eigentlich bekannt, obgleich viele den berühmten Voltaire für den Urheber derselben halten. Die Meynung von der Materialität der Seelen ist übrigens nicht neu. Verschiedene, so wol alte als neue Philosophen haben dieselbe bereits vertheidiget, und sich, um dieselbe zu behaupten, nicht nur theologischer, sondern auch philosophischer Gründe bedienet. Denn wenn man denenselben

ben vorhält, daß todte Partikel, aus denen die Materie bestehet, kein Leben erhalten können, wie künstlich auch die Maschine gemacht wird, so antworten sie darauf, daß niemand sich erkühnen werde zu sagen, daß es GOtt entweder unmöglich gewesen, oder auch nicht gefallen habe, der Materie ein Leben und eine Bewegung zu geben. Wenn man sagt, daß die Meynung von der Materialität der Seelen gottloß sey, indem daraus folge, daß dieselbe vergehen könne, indem eine jede Materie eine gewisse Ausdehnung habe, und also könne getheilet, und folglich auch vernichtet werden, so antworten sie darauf, daß es eben so gefährlich sey, die Allmacht Gottes einzuschränken, und zu sagen, daß er keine unvergängliche Materie machen können. Wenn man ihnen aus der Erfahrung zeigt, daß es mit der Wirkung der Seelen nicht wie mit einem Uhrwerk oder einer andern Maschine beschaffen sey, welche nur bis zu einer gewissen Zeit gehet, und alsdenn stehen bleibt, bis man sie wieder aufziehet, so erwiedern sie: Wenn es begreiflich ist, daß eine Maschine durch Menschen Hände also kann gemacht werden, daß sie bis auf eine gewisse Zeit gehen kann, so ist es auch nicht schwer zu begreifen, daß der allmächtige Gott aus der Materie ein Perpetuum Mobile, oder eine Maschine machen könne, welche eine immerwährende Bewegung hat. Wenn man endlich sagt, daß eine Maschine, wie künstlich solche auch ist, dennoch stets eben denselben Gang behält, worinn sie einmal gesetzt worden, so das solche weder von selbst stille stehen, noch sich ohne eine fremde Beyhülfe von neuen wieder in Bewegung setzen kann; so wiederholen sie die vorige Antwort, daß dasjenige, was durch menschliche Kräfte

nicht

nicht geschehen kann, durch die Kraft Gottes könne zu stande gebracht werden, und daß man sich irre, wenn man eine solche Maschine, als das Meisterstück Gottes, die Seele, ist, mit unvollkommnen Maschinen vergleiche, welche durch menschliche Hände verfertiget worden. Die orthodoxen Philosophen aber werden insonderheit dadurch angetrieben, der Materie die Kraft zu denken abzusprechen, weil sie besorgen, daß wie der Leib, der aus Theilen bestehet, aufgelöset und zernichtet werden kann, also auch die Seele, wenn sie materiell wäre, vergehen, und folglich nicht für unsterblich gehalten werden könne. Andre aber sehen diese Furcht für ungegründet an, und behaupten, daß in der Natur ganz wol solche Partikeln der Materie vorhanden seyn können, welche unvergänglich sind, weil viele Philosophen dafür halten, daß die Atomi oder gewisse kleine Partikeln, die man Principia der Materie nennet, natürlicher Weise nicht können getheilet werden, und folglich auch nicht ohne Gottes Allmacht vergehen können. Epicurus und einige andere alte Philosophen haben die Meynung von der Untheilbarkeit der kleinsten Partikel vertheidiget, und in den neuern Zeiten ist solche von Leibnitz, Malebranche, Hartsoeker, Boerhave, Bayle, und andern angenommen worden. Leibnitz redet in seiner Theodicee folgendergestalt hiervon: „Die Seelen, „welche mit der Zeit menschliche Seelen werden sollen, „sind in der ersten Seele, und in unsern Vätern bis „auf Adam, folglich von Anfang der Welt mit einem „gewissen organisirten Leibe bereits vorhanden gewe„sen.„ Man sieht hieraus, daß der Streit noch nicht entschieden ist, und auch nicht so leicht dürfte entschieden

den werden. Ich urtheile nach meinem geringen Begriffe folgendergestalt davon: Man kann einräumen, daß GOtt eine Materie unvergänglich zu machen vermögend ist, und obgleich alle Leiber aus solchen Theilen bestehen, welche natürlicher Weise können aufgelöset werden, so kann doch die göttliche Allmacht dieselben unauflößlich machen. Man kann auch folgendes einräumen: Obgleich die Materie natürlicher Weise kein Leben, und keine eigne Bewegung hat, so kann doch GOtt gewisse lebendige Körper schaffen, welche wir Seelen nennen. Endlich kann man um den ketzerischen Philosophen das Maaß recht voll zu messen, auch zugeben, daß GOtt denkende Maschinen schaffen könne. Aber eine Maschine mit freyen Gedanken, und mit einem freyen Willen, womit die Seele des Menschen ausgerüstet ist, davon kann man sich keine Vorstellung machen, denn auf solche Art ist keine Maschine mehr vorhanden, sondern es ist ein anderes Wesen, welches nicht aus materiellen Partikeln kann zusammen gesetzt seyn. Denn eine Maschine mit freyen Gedanken enthält einen Widerspruch, und ist unmöglich. Denn wir bemerken bey der menschlichen Seele nicht nur Gedanken, sondern auch verschiedene Gedanken, welche nicht auf einander in der Ordnung folgen, die man bey einer künstlichen Maschine supponiren kann. Die Seele hat das Vermögen, die Gedanken zu verändern, sie aufzuhalten, oder ihnen freyen Lauf zu lassen. Sie kann sich selbst den Vorwurf wählen, woran sie denken will, sie kann sich nach eignem Gefallen so wol abwesende, als gegenwärtige Dinge vorstellen, und so wol auf solche Dinge ihre Betrachtung lenken, welche noch nicht existiren, als welche bereits

reits wirklich vorhanden sind. Wenn man also dafür hält, daß die Materie ein gemeinschaftliches Leben mit einem Geiste haben könne, so ist das Leben der Seelen doch darinn unterschieden, daß solches in einer wirkenden Kraft bestehet, nicht nur zu denken, sondern auch frey zu denken, nicht nur zu wollen, sondern auch frey zu wollen, solchergestallt, daß es ein Wesen ist, welches sich allgemeine Begriffe zu machen, und von einer Sache, kraft der in demselben verborgenen Principiorum zu urtheilen fähig ist. Welches Vermögen man sich bey materiellen Dingen nicht vorstellen kann, und auch nicht bey den Thieren antrifft. Denn so weit man die Begierden und Neigungen der Thiere erforschen können, so werden dieselben einzig und allein durch die Objecta und Vorwürfe gereitzet und getrieben, die sich ihnen vorstellen, wodurch einige Philosophen auf die seltsame Meynung gefallen, daß sie Maschinen wären. So grossen Einfluß aber auch die Objecta und andere von ungefähr aufstossende Dinge in die Gedanken der Menschen haben mögen, so bleibet den Menschen doch noch allemal die Kraft übrig, daß er sagen kann: Nun will ich nicht auf dasjenige denken, was ich sehe, oder was mir vorkommt. Eine solche Freyheit aber ist dem Mechanismo gerade entgegen, und zeiget, daß die Seele etwas anders ist, als eine künstliche Maschine, oder als eine organisirte Materie. Ich bin ꝛc.

Der

Der drey u. siebenzigste Brief.

Mein Herr,

Sie scheinen in ihrem letzten Briefe nicht damit zufrieden zu seyn, daß ich mich aller Ketzer annehme, wenn ich es aber sagen darf, so thun sie mir in diesem Stücke unrecht. Man muß diejenigen, welche mit den Irrenden Mitleiden haben, von denen wohl unterscheiden, welche die Irthümer selbst billigen und ausbreiten. Ich lobe diejenigen, welche die Irrenden wieder auf den rechten Weg zu bringen suchen: Ich tadele bloß, daß viele hiebey des rechten Weges verfehlen, und die Irrenden mit Gewalt bekehren wollen. Das erste ist christlich, und ein Zeichen der Liebe gegen den Nächsten, welche uns in dem Evangelio anbefohlen worden. Das letzte aber zeigt einen Hochmuth, eine Rachbegierde und einen Haß an, welche Laster die Lehre Christi verdammet. Ich habe bloß in meinen Schriften gezeiget, daß die heftigen Verfolgungen nicht nur der gesunden Vernunft und der Lehre des Evangelii entgegen, sondern auch unnütz und schädlich sind. Ja die Orthodoxie selbst, welche sich lediglich auf den weltlichen Arm stützet, kann GOtt nicht angenehm seyn. Denn wie ein großer Künstler daran keinen Gefallen findet, wenn seine Arbeit von einem blinden Manne, oder von einem andern unverständigen Menschen gepriesen wird, und wie ein Musikus sich nicht darüber freuet, wenn ein Tauber, oder ein andrer, der kein musikalisches Gehör hat, seine Com-

Composition rühmet: so kann auch GOtt an solchen Menschen keinen Wohlgefallen tragen, welche sich erkühnen, von seinen herrlichen Eigenschaften ein Urtheil zu fällen, da sie sich doch niemals Mühe gegeben, davon auch nur den geringsten Begrif zu erlangen. Dergleichen Menschen sind den herumstreichenden Bettlern ähnlich, welche zu einem jeden, der ihnen begegnet, sagen: Frommer und barmherziger Herr, geben sie mir einen Schilling, da ihnen doch die Frömmigkeit und Barmherzigkeit des Vorübergehenden völlig unbekannt ist. Soll ein Lobgesang oder eine Verehrung angenehm seyn, und gefallen, so muß man den Grund davon anzugeben wissen, und soll der Glaube diesen Namen mit Recht verdienen, so muß sich derselbe auf das Erkenntniß gründen, und die Redensart, ich glaube, muß eben so viel seyn, als ich weiß. Denn ein Glaube ohne Erkenntniß ist kein Glaube. Vielleicht wendet man folgendes hiergegen ein. Wenn ein Glaube ohne ein durch eigenes Nachdenken erworbenes Erkenntniß kein Glaube ist, und wenn der Gottesdienst, die Gebeter und Lobgesänge Gott nicht gefallen können, wo dieselben nicht von solchen Personen herrühren, die ihn kennen, was soll man denn von der Seligkeit der Bauren und Kohlbrenner für ein Urtheil fällen, welche GOtt allein nach dem Befehl der Obrigkeit, und nach einem gewissen Formular, welches ihnen von ihren Seelsorgern vorgeschrieben wird, glauben und verehren. Man kann aber darauf folgendes antworten. Viele Menschen befinden sich in solchen Umständen, daß sie weder das Vermögen noch die Gelegenheit haben, den Grund des Glaubens zu erforschen. Bey denen nimmt Gott den Willen für

die

die Werke an, und ob dieselben gleich nicht wissen, was sie glauben, so wird ihnen doch bey solchen Umständen dieses als ein Glaube angerechnet. Welche aber das Vermögen und die Gelegenheit haben, sich eine Erkenntniß zu erwerben, aus Nachläßigkeit aber die dazu gehörigen Mittel versäumen, von denen kann man nicht sagen, daß sie einen Glauben haben, weil sie sich um kein Erkenntniß bemühet. Noch vielweniger aber kann ihnen der Glaube zugerechnet werden, weil sie sich des ihnen verliehenen Vermögens, und der bequemen Gelegenheit nicht bedienet, ihr Erkenntniß zu untersuchen. Denn was bey jenen ein Mangel am Vermögen ist, das ist bey diesen ein Mangel am Willen. Ich bin daher mit gewissen Gottesgelehrten einig, welche dafür halten, daß diejenigen, welche von der Natur in solche Umstände gesetzt worden, daß sie kein Vermögen haben, ihr Erkenntniß zu prüfen, und sich daher von andern müssen leiten lassen, auch wenn sie auf einem Irrwege wandeln, doch also anzusehen sind, als wenn sie den rechten Weg erwählen, wenn sie sich nur lehrbegierig bezeigen, und ihre Wegweiser bitten, sie auf den rechten Weg zu bringen. Ich habe übrigens bereits in meinem moralischen Catechismo dargethan, daß nicht so viele Gelehrsamkeit zur Erkenntniß des Glaubens erfordert wird, wie man insgemein vorgiebt, sondern daß es den Lehrern zuzuschreiben sey, daß die Bauren und andre einfältige Leute glauben, ohne den rechten Grund des Glaubens zu wissen, oder davon Rechenschaft geben zu können. Wenn man übrigens die Menschen ausnimmt, welche sich in den oben angeführten Umständen befinden, so kann man sagen, daß der Glaube ohne Erkentniß kein

 Glau-

Glaube zu nennen. Und wenn dieses sich also verhält, so irren diejenigen, welche den Menschen verbieten, dergleichen Bücher zu lesen, welche wider die herrschenden und durch die Landesgesetze bestättigten Religionen geschrieben worden. Denn dieses ist eben so viel, als wenn man jemanden verbietet, sich um ein Erkenntniß, und folglich auch um einen sichern Glauben zu bewerben, welcher sich lediglich darauf gründet, so wie man kein sicheres und zuverläßiges Urtheil zu fällen imStande ist, wo man sich nicht dieBeweise und Gründe der streitenden Parteyen von beyden Theilen vorher bekannt gemacht. Das Erkenntniß wird durch nichts so sehr erweitert, als wenn man einem jeden erlaubt, sich aller Mittel zu bedienen, um dazu zu gelangen. Wenn man in einer Societät eine Verordnung machte, daß kein Mensch sonst etwas als die Schriften des Aristoteles lesen,und keine andre Lehre annehmen sollte, als welche dieser Philosophe vorgetragen, so würde die Philosophie sich nur eines sehr schlechten Wachsthums rühmen können. Denn ein jeder würde sich auf solche Art nur bloß darum bekümmern, die Meynung des Aristoteles recht zu verstehen, ohne darauf im geringsten bedacht zu seyn, sich selbst ein Erkenntniß zu erwerben. Eben so verhält es sich auch mit der Religion, wenn z. E. ein Verbot kund gemacht würde, daß in einem Lande keine andre als gewisse und vorgeschriebene Auslegungen der heiligen Schrift sollten gelesen werden. Denn auf solche Art würde man sich nicht um die Erklärung und um den eigentlichen Verstand der Schrift, sondern bloß um den Sinn der Ausleger bekümmern. Wer auf eine solche Art studiret, der hat sich bloß bestrebt, die

Meynungen gewisser gelehrten Männer einzusehen und zu begreiffen, welche doch nicht nur fehlen können, sondern, wie die Erfahrung zeigt, auch wirklich gefehlet haben. Sie können hieraus meine Gedanken erkennen. Ich verdamme die Irrthümer. Ich mißbillige aber auch zu gleicher Zeit die gewöhnliche Art, wodurch man die falschen Meynungen zu hemmen sucht, nämlich den Zwang und das Verbot alle Schriften zu lesen, welche wider die in einer Societät angenommenen und herrschenden Meynungen streiten. Meiner Meynung nach verdient das Erkenntniß, welches sich bloß auf das Ansehen gewisser Männer gründet, eigentlich nicht den Namen eines Erkenntnisses. Daß die römischen Geistlichen sich des weltlichen Arms in Religionssachen bedienen, solches kann man einigermassen begreiffen, weil sie dafür halten, daß ihre Kirche nicht irren könne, und weil sie einmal den gefährlichen Satz als eine Hauptlehre angenommen, daß es die Pflicht der Kirchen erfordere, sich gewaltsamer Mittel wider die Irrenden zu bedienen. Daß aber die Protestanten auf eine gewaltsame Art mit den Irrenden verfahren, solches ist ganz unbegreiflich. Man hat aber doch nicht ohne Verwunderung wahrnehmen müssen, daß dieses, und zwar selbst von Hugenotten, in Frankreich geschehen. Denn zu eben derselben Zeit, da sie sich unter einander selbst verfolgten, hielten sie den Römischkatholischen vor, wie unchristlich und unmenschlich es sey, sich einer Herrschaft über die Gewissen anzumassen, und die Irrenden mit Feuer und Schwerd zu verfolgen. Ein Jurieux hat zu unsern Zeiten die Mittel in Holland aufs höchste angepriesen, welche er selbst in Frankreich verdammet. Und

was er bey seinen Verfolgern als etwas antichristisches abgemahlet, solches hat er bey sich selbst als eine christliche Tugend angesehen. Ich gestehe, diese und dergleichen Aufzüge gehören mit unter die seltsamsten und wunderbarsten, welche jemals in der Welt haben können vorgestellet werden. Ich bin rc.

Der vier u. siebenzigste Brief.

Mein Herr,

Sie wundern sich, da ich die Eitelkeit habe, mich eines guten Geschmacks zu rühmen, und die Wiederholungen einer Sache mir so sehr zuwider sind, daß ich mich dem ungeachtet bequemen könne, den Homer so oft zu lesen. Sie fügen hinzu, daß sie nicht begreifen, wie man diesen griechischen Dichter doch so ausnehmend loben, und über alle andre Poeten so sehr erheben können. Seine Gleichniße, die von andern bis in den Himmel erhoben worden, sind ihnen sehr zuwider; denn da er solche insgemein von Löwen, Eseln und Hunden entlehnt, so hat man, wie sie schreiben, wenn man eines gelesen, sie fast alle gelesen. Sie tadeln ferner an ihm, daß er die weitläuftigsten Reden so oft wiederhohlt, ohne ein Wort darinn zu ändern, welches denn, wie sie meynen, nichts anders ist, als sich selbst bestehlen. Denn wenn Jupiter z. E. eine weitläuftige Rede an die Iris hält, so hält Iris eben dieselbe Rede Wort für Wort wieder an den Agamemnon, und Agamemnon hält eben diese Rede, ohne die geringste Veränderung, wieder an das Kriegs=

Kriegsheer. Die Reden, welche in den Versammlungen der Götter und Göttinnen gehalten werden, sind, wie sie sich ausdrücken, so beschaffen, daß sie in den Bierschenken und in den gemeinsten Versammlungen nicht schlechter und niederträchtiger können gehalten werden. Ja alles, was von den Göttern angeführt wird, ist so abgeschmackt und unanständig, daß man nothwendig einen Abscheu für die alte griechische Theologie schöpfen muß. Die Reden des Nestors, welche andre mit Milch und Honig vergleichen, haben ihnen, ihrem Bericht nach, manchen Schweiß ausgetrieben, und sie mehr ermüdet, als die Gespräche des allerschwatzhaftesten Barbiers. Sie wundern sich ferner darüber, daß einige behaupten, daß man die Tugend und die Sittlichkeit nicht besser, als von den griechischen Helden, lernen könne, da doch dieselben nichts als Haß und Blutbegierde von sich blicken lassen, und die gröbsten Scheltworte so wol wider die Götter als wider die Menschen ausstossen. Sie reden von einigen andern Stellen des Homers mit eben derselben Verachtung, und scheinen mir dadurch die wiederholte Lesung dieses Poeten stillschweigend vorzuwerfen, welche Bemühung sie nicht allein für unnütz halten, sondern wodurch man auch, wie sie schreiben, seinen Geschmack verderben könne. Ich gestehe, daß einige von ihren Anmerkungen sehr wohl gegründet sind. Weil ich aber nebst den Fehlern dieser Schrift auch den herrlichen Nutzen derselben einsehe, so fahre ich beständig fort, den Homer zu lesen. Wenn man bedenkt, zu welchen Zeiten dieser Poet gelebt, und daß er einer von den alleraltesten Skribenten ist, so muß man gelinder von dieser Arbeit urtheilen, und die Feh-

ler, welche man darinn wahrnimmt, mehr der Zeit als den Skribenten zurechnen. Im Gegentheil muß man den hohen Geist des Dichters und dessen herrliche Schreibart bewundern, welche nicht nur als eine Quelle der Beredsamkeit in der griechischen Sprache anzusehen, sondern auch der Schlüssel zu allen griechischen Büchern ist. Man kann sehr viel aus dem Homer lernen, obgleich diejenigen zu weit gehen, welche behaupten, daß man auch die Philosophie, die Moral, die Kriegskunst und andre Wissenschaften vollkommen aus dem Homer fassen könne. Denn wer den Homer in dieser Absicht lieset, der wendet die Zeit sehr unnütz an, und wer dergleichen Wissenschaften darinn anzutreffen glaubt, der hat eine gar zu starke Einbildungskraft. Was die Fehler betrift, welche man bey diesem alten Poeten anmerkt, so sind einige davon also beschaffen, daß man solche zu seinem Nutzen anwenden kann. Die unmäßigen Ausschweiffungen, welche in den Reden des Nestors und andrer angetroffen werden, und den heutigen Regeln der Beredsamkeit entgegen sind erläutern insgemein gewisse Punkte in der Historie, Mythologie und Genealogie. Die groben Scheltworte, welche er den grossen Helden in den Mund legt, zeigen, wie die Menschen der damaligen Zeiten zu reden gewohnt gewesen, und daß sie ihre Meynung reih herausgesagt. Die Schwachheiten, welche er von den Göttern und Göttinnen anmerkt, und die Drohungen, welche Jupiter wider sie fallen läßt, geben die Gedanken zu erkennen, welche die Alten von der Einheit des göttlichen Wesens gehabt, und daß alles einer höchsten Macht unterworfen sey. Eben dieses kann man auch von verschiedenen andern Dingen

gen sagen, welche man an dieser Schrift tadelt, und ob er wol seine Gleichnisse nur von den Thieren und Insecten entlehnet, so sind solche doch angenehm. Es scheint zwar ungereimt, was von der Minerva im XVII Buch gesagt wird, daß sie einen griechischen Helden mit der Kühnheit einer Fliege angefüllet.

Μυιης Θαρσος ἐνι ςηδεσιν ἐνηκεν.

Da aber eine Fliege kein Bedenken trägt, sich einem Pabste auf die Nase zu setzen, so ist dieser Ausdruck nicht ungeschickt. Uebrigens lerne ich aus dem Homer, wie der Zustand vor einigen tausend Jahren beschaffen gewesen, was die damals lebenden Menschen für Neigungen und Sitten gehabt, wie ihre Lebensart beschaffen gewesen, wie sie ihre Kriege geführet, mit welchen Ceremonien sie ihre Bündnisse geschlossen, u. s. f. Die Seeräuberey ward damals für eine Tugend gehalten, und einen reichen Mann nannte man πολυληειος, oder einen solchen, welcher durch den Raub viele Beute erworben. Die Feldschlachten waren damals sehr verwirrt, und die Nacht schied allein die streitenden Parteyen von einander. Von der Reuterey wuste man damals noch nichts. Es wird bloß von Streitwagen geredet, deren sich die hohen Officiers bedienten. Insonderheit schätzte man die Kutscher sehr hoch, welche einen Wagen zu regieren wusten. Doch irren diejenigen, welche behaupten, daß die Kunst zu reiten damals ganz unbekannt gewesen. Denn man findet im XV Buche der Ilias das Wort κελητιζειν und im X Buche ἱππων ἐπεσησατο. Daß die Kriegsschiffe damals nur klein gewesen, solches siehet man daraus, daß sie insgemein aufs Land gezogen worden, und daß solches deswegen geschehen, damit

das Kriegsvolk dadurch möchte aufgemuntert werden, dem Feinde einen desto muthigern Widerstand zu thun. Dahin zielt die Rede des Ulysses im XIV Buche.

- - - - οὐ γαρ Α' χαιοι
Σχησεμιν πολεμον νηων ἀλλαδ' ἑλκομεναων.

Sie glaubten zwar ein Schicksal. Sie hielten aber auch zu gleicher Zeit dafür, daß man demselben entweder durch die Verwegenheit der Menschen, oder durch die Macht des Jupiters zuvor kommen könnte. Daher sagt Neptunus zu dem Aeneas.

Μη κ̀ υπερ μοιραν δομον ἀϊδος εισαφικηαι.
im XX Buch.

Man findet, daß es gebräuchlich gewesen, vornehme Feinde bey dem Grabe erschlagener Freunde zu ermorden, und aufzuopfern, wie auch, daß man dafür gehalten, daß niemand in die Wohnungen der Todten eingelassen würde, ehe er begraben worden. Daher sagt der Schatten des Patroclus zu dem Achilles.

Θαπτε με, ὁττι ταχιστα πυλας ἀϊδαο περησω.

Mit welchen Ceremonien sie ihre Bündnisse geschlossen, solches sieht man aus verschiedenen Stellen. Insonderheit pflegte man die Götter zu Zeugen und Bürgen anzurufen. Hieher gehört die Stelle im XXII Buche.

Μαρτυροι ἐσσονται καὶ ἐπισκοποι ἁρμονιαων.

Ihre Ritterspiele waren blutig, und sehr wenig von einem ernstlichen Streite unterschieden. Man lernet aus dem Homer, was für Nation und Städte damals unter den Griechen geblühet, und welche vor andern Handel und Wandel getrieben. Hieher gehört folgenden Stelle aus dem XXIII Buche:

Σιδο-

Σιδονες πολυδαιδαλοι ἠσκησαν, Φοινικες δε ἀγον.
woraus man den Handel der Phönicier, und die Manufacturen der Sidonier kennen lernet. Daß die Häuser der Großen in Griechenland zu den damaligen Zeiten nur schlecht und ohne Pracht gewesen, davon legt die Wohnung des Achilles ein Zeugnis ab, welche nur mit Stroh gedeckt war.

Λαχνηεντ᾽ ὀροφον.

Die Polygamie aber war damals doch im Gebrauch. Denn Priamus redet von seinen 50 Kindern im letzten Buche.

Πεντηκοντα μοι ἠσαν.

Eine Frau ward dennoch nur für die rechte und eigentliche gehalten.

Dergleichen und viele andre Dinge, welche uns eine Abbildung von den damaligen Zeiten geben, kann man aus dem Homer lernen; und wenn man auch sonst nicht das geringste in demselben fände, so wäre es doch nicht unnütz, diesen Dichter zu lesen. Ich habe aber bereits angeführt, daß diese Gedichte als eine Quelle der griechischen Beredsamkeit anzusehen, und von der Zierde und dem großen Reichthum dieser Sprache ein unwidersprechliches Zeugniß ablegen. Denn man findet oft, daß ein einziges Wort durch zehn unterschiedene Namen bezeichnet worden. Z. E. in zwey Versen wird das Wort Grex oder eine Heerde auf eine vierfache Art ausgedruckt:

Πεντηκοντα βοων ἀγελας τοσσα πωεα οἰων,
Τοσσα συων συβοσια τοσσ᾽ αἰ πολια πλατε, αἰγων.

Sie sehen hieraus, mein Herr, wesfalls ich den Homer so oft und stets mit einem neuen Vergnügen lese.

Ich wünschte, daß mein Exempel und meine Gründe vermögend wären, bey ihnen eine gleiche Liebe zu meinem Dichter zu erwecken. Ich bin ꝛc.



Der fünf u. siebenzigste Brief.

Mein Herr,

Sie berichten mir, daß sie neulich in einer gelehrten Gesellschaft von einem gewissen seltsamen Thiere mit Armen und Hörnern reden hören, welches in frischen Wassern gefunden würde, und von einer so wundervollen Beschaffenheit sey, daß wenn man dasselbe in Stücken schneide, so entstehe aus einem jeden Stücke wieder ein eben so vollkommnes Thier, wie das vorige. Die Sache verhält sich wirklich also, und ist von verschiedenen insonderheit in den Memoires des Herrn Tremble ausführlicher beschrieben worden; welche Nachricht gewiß mit Aufmerksamkeit verdienet gelesen zu werden. Das Thier, von dem hier die Rede ist, hat den Namen Polypus erhalten. Man hat es versucht, und dasselbe so wol in die Länge als Breite in viele Stücke zerschnitten, und nicht lange darauf hat man mit großer Verwunderung wahrgenommen, daß aus einem jeden Stücke wieder ein ganz vollkommnes Thier mit Hörnern und Armen entstanden. Einige Philosophen haben sich dieser Entdeckung bedienet, alles dasjenige zu schwächen und umzustossen, was bisher von der Seele gelehret worden. Sie machen hieraus folgende Schlüsse: Weil alle Stücke, welche man von diesem Thiere

ab-

abschneidet, lebendig sind, und auch nach der Absonderung noch ein Leben bey sich haben, so folgt daraus, daß entweder die Materie lebendig ist, oder daß die Seele eine aus verschiedenen und aus unendlichen theilbaren Partikeln zusammen gesetzte Materie sey. Denn dieses Thier ist entweder eine pure Materie, oder es hat eine Seele, welche man auch andern Creaturen beylegt. Besteht es aus einer blossen Materie, so kann ein Leib an und vor sich selbst ein Leben haben. Hat es aber eine Seele, so sieht man, daß dieselbe kann vervielfältiget werden, und daß man aus einer Seele durch die Theilung mehrere machen kann, wodurch denn die Lehre von dem einfachen und untheilbaren Wesen der Seele einen großen Stoß leidet. Ich hege hiervon folgende Gedanken: Wenn eine solche Operation bey mehrern Thieren statt fünde, so könnte man daher Anlaß nehmen, ein neues Systema zu Stande zu bringen. Weil aber die Erfahrung zeigt, daß die Stücke, welche man von allen andern Creaturen absondert, todt sind und bleiben, und kein Leben und keine Bewegung weiter haben, so folgt allein daraus, daß dieses Thier, welches man mit dem Namen Polypus belegt, von einer ganz besondern Eigenschaft, und aus unzählich andern kleinern Polypis zusammen gesetzt seyn muß, welche durch das Zerschneiden von einander gelöset werden. Wenn man diese Meynung annimmt, die nicht so gar unwahrscheiniich zu seyn scheinet, so ist diese Entdeckung weder der Theologie noch der Philosophie so gefährlich, wie man insgemein vorgiebt. Denn es fließt nichts anders daraus, als daß der Polypus ein Thier von einer ganz besondern Beschaffenheit ist, und anstatt andre Creaturen

aus verschiedenen körperlichen Partikeln zusammen gesetzt sind, welche von einer einfachen und gemeinschaftlichen Seele regieret werden, so besteht der Polypus aus verschiedenen ganzen Thieren, von denen ein jedes seine eigene Seele oder seinen eignen Leib haben muß. Vielleicht ist es mit den Polypis eben so beschaffen, wie mit dem Rogen in einem Fisch, welcher nur ein Körper zu seyn scheint, ungeachtet er aus vielen 1000 ganzen Stücken kann zusammen gesetzt seyn, von denen aus einem jeden wieder ein vollkommner Fisch werden kann. Wenn man also einen Fischrogen theilet, so thut man nichts anders, als daß man viele zusammenhängende organisirte Semina von einander löset. Wenn man mit dieser Erklärung nicht zufrieden ist, so halte ich mich an mein erstes Argument, daß das Beyspiel eines einzigen Thieres nicht hinlänglich ist, eine neue Philosophie einzuführen, und eine allenthalben angenommene, und einer Demonstration nahe kommende Meynung über einen Haufen zu werfen, weil man siehet, daß, so oft man dergleichen bey einer andern Creatur versuchet, die Creatur stirbt, und die abgeschnittenen Theile unbeweglich liegen bleiben und verfaulen. Hier hat das Sprüchwort statt: Vna hirundo non facit ver. Die unordentliche und ellyptische Fahrt der Cometen ist nicht vermögend, wie ich oben erwiesen, die angenommene Meynung von den Wirbeln umzustossen, sondern es folgt bloß daraus, daß die Cometen von einer besondern Beschaffenheit sind, welche niemand bisher völlig begreifen können. Eben dasselbe kann man auch von diesem seltsamen Thiere sagen, und auf die ausserordentlichen Eigenschaften desselben kein neues Systema in der Philoso-

phie

phie bauen. Man erwähnt zwar noch eines andern Wurms von eben derselben Beschaffenheit, welcher mit den Menschen geboren, und Solitarius genannt wird. Gesetzt aber, daß auch dieser Wurm mit dem Polypo eine Aehnlichkeit hätte, so könnte man doch nicht mehr als zwey solche Exempel in der Natur anführen. Ueberdem behaupten auch einige Naturkundige, daß der letztgemeldete Wurm nichts anders ist, als eine zusammenhangende Kette von verschiedenen andern Würmern. Ich unterwerfe dieses alles ihrer nähern Prüfung, und bin rc.

Der sechs u. siebenzigste Brief.

Mein Herr,

Weil durch Religionsdisputen bisher wenig oder nichts ausgerichtet worden, und die Erfahrung mehr als zu oft gezeigt, daß die zu solchem Ende angestellten Unterredungen entweder fruchtloß abgelaufen, oder die Gemüther nur noch mehr erbittert, so lasse ich mich nicht gerne in solche Streitigkeiten ein. Und eben dieses ist die einzige Ursache, weswegen ich aller so oft wiederholten Einladungen ungeachtet, dennoch niemals bey den Versammlungen erscheine, welche alle Woche einmal in ihrem Hause pflegen gehalten zu werden, um die Religionsstreitigkeiten beyzulegen. Sie schmeicheln sich mit einer vergeblichen Hofnung, mein Herr, wenn sie von dergleichen Conferenzen, die schon so oft vorher von den grösten Männern gehalten worden, auch nur den geringsten

Nu-

Nutzen erwarten. Man sahe es ehedem als ein thörichtes Unternehmen an, daß der römische Proconsul, Gellius, alle athenienſiſche Philosophen zusammen kommen ließ, um sie durch eine freundschaftliche Unterredung mit einander zu vereinigen. Dieses ist bey christlichen Theologis noch viel weniger möglich, bey denen die Leidenschaften noch weit stärker regieren. Ich meines Theils habe folgendes Principium festgesetzt: Weil eine jede Secte mit scheinbaren Gründen versehen ist, ihre Lehre zu vertheidigen, so bekenne ich mich zu derjenigen Lehre, wobey man am sichersten fährt, und welche mit den stärksten Gründen kann erwiesen werden. Gesetzt demnach, daß ein Atheist auch vermögend seyn könnte, mich durch die Stärke seiner Gründe zum Stillschweigen zu bringen, so würde ich ihm doch niemals beypflichten, weil es weit sicherer ist, ein göttliches Wesen zu glauben und zu verehren, als ohne alle Religion in der Welt zu leben. Ich habe daher auch bereits in meinen Briefen beygebracht, daß ich aus eben diesem Grunde mich niemals würde bequemen können, der Lehre der Römischkatholischen von der Transsubstantiation, von der Verehrung der Heiligen, von der Verdammniß der Kinder, die vor der Taufe sterben, von den Verfolgungen rc. beyzutreten, weil es viel sicherer ist, dergleichen harte Sätze nicht zu glauben. Aus eben derselben Ursache verwerfe ich auch die Lehre der Reformirten von der Prädestination, denn es ist allemal sicherer, von GOtt zu glauben, daß er nicht bereits vor der Schöpfung jemanden verurtheilet. Sollte man etwa einwenden, daß man in problematischen Sachen die wahrscheinlichste, und mit den meisten Gründen versehene Meynung

nung

nung erwählen müsse, so kann man darauf antworten, daß die sicherste Meynung allemal die wahrscheinlichste sey, und daß ein Satz, welcher gefährlich zu seyn scheint, nicht für gründlich könne gehalten werden. In den Streitigkeiten zwischen den Orthodoxen und Socinianern pflichte ich aus eben derselben Ursache der Meynung der ersten bey. Denn obgleich die Lehre von der heiligen Dreyeinigkeit unbegreiflich ist, und man mit der Vernunft nicht begreifen kann, wie drey ein, und ein drey seyn könne, so verliere ich doch nichts dabey, wenn ich ein Geheimniß glaube, welches ich nicht begreifen kann. Ich verliere nichts dabey, wenn ich dem Sohne göttliche Ehre beweise, weil ich glaube, daß er eines Wesens mit dem Vater ist, und ich bete daher nur einen einzigen wahren Gott an. Die Socinianer aber kann man mit Recht der Abgötterey beschuldigen, weil sie den Sohn für einen GOtt verehren, da sie denselben doch zu gleicher Zeit für eine Creatur halten. Die Mahometaner hegen zwar mit den Socinianern gleiche Gedanken von dem Sohne, sie enthalten sich aber der göttlichen Verehrung. Und in diesem Fall verfahren sie aufrichtiger als die Socinianer. Denn hier heißt es, entweder wir müssen die Gottheit des Sohnes erkennen, oder uns enthalten, ihm göttliche Ehre zu beweisen, um uns nicht der Abgötterey schuldig zu machen. Hieraus erhellet, daß diejenigen irren, welche dafür halten, daß die Mahometaner mit den Socinianern in einer Gemeinschaft leben könnten; da man doch einen Muselmann viel eher würde bereden können, zu den Orthodoxen als zu den Socinianern zu treten. Denn ein Türk würde sich unfehlbar in diesem Stück folgendergestalt erklä-

ren.

ren. Die Lehre der Rechtgläubigen von der Dreyeinigkeit ist unbegreiflich. Weil sie aber dafür halten, daß die drey Personen in der Gottheit nur ein Wesen sind, so finde ich, daß der Dienst, welchen sie dem Sohne erweisen, keine Abgötterey zu nennen, und wir sind in dem Stücke mit einander einig, daß nur ein einziger wahrer GOtt ist. Es ist also sicherer, der Lehre der Orthodoxen zu folgen, als den Arianern und Socinianern beyzupflichten, welche den Sohn verehren, ungeachtet sie denselben für eine Creatur halten. So würde ein Mahometaner urtheilen, wenn er sich bequemen wollte, die sicherste Lehre anzunehmen. Niemand sündiget, wenn er einer Lehre Beyfall giebt, welche mit der grösten Sicherheit verbunden ist. Denn, wenn er gleich irret, so ist der Irrthum doch gewisser massen unsträflich, weil er irret, aus Furcht zu sündigen. Daher lasse ich mich bey allen Streitigkeiten, sie mögen Namen haben, wie sie wollen, niemals von diesem Grundsatz abwendig machen. Ich bin 2c.

* *

Sieben u. siebenzigster Brief.

Mein Herr,

Es scheint, daß sie es mir als einen Fehler anrechnen, daß ich so oft von der Toleranz predige. Ich aber glaube, daß man diese Sayte nicht zu oft berühren könne. Man sieht, was diejenigen Bücher für eine vortrefliche Wirkung gehabt, welche gegen das Ende des vorigen, und im Anfange des gegenwärtigen Seculi von dieser Materie geschrieben worden.

Die

Die Römischkatholischen fangen an, sich des Eifers ihrer Vorfahren zu schämen, und es ist wahrscheinlich, wenn die herrlichen Schriften von der Toleranz den Spaniern und Portugiesen bekannt wären, daß auch diese Nationen eben so gelinde wie andre der römischen Lehre ergebene Völker mit andern Glaubensverwandten verfahren würden. In unsern Norden sind dergleichen Schriften annoch sehr nöthig. Denn die Ketzermacherey ward noch vor wenig J. hren als eine hohe und christliche Tugend angesehen, und das Sprüchwort, malus Christianus potest esse bonus Theologus ward für ein gründliches Axioma gehalten. Die Ursache ist, meinem Bedünken nach, darinn zu suchen, daß man die angezogenen vortreflichen Bücher bey uns später, als an andern Orten gelesen. Ein eifriger Ketzermacher aber thut sehr wohl, wenn er, so oft er von dem heftigen Enthusiasmo oder der Neigung, die Ketzer zu verfolgen, angegriffen wird, folgendes sich selbst zu Gemüth führet: Wenn ich in ein Land käme, wo man meine Orthodoxie für eine Ketzerey hielte, und woselbst man mich der Sätze wegen verfolgte, wesfalls ich nun andre verfolge, würde ich alsdenn nicht das principium intolerantiae verdammen, welches mir gegenwärtig so wohl gefällt. Ich bin versichert, sein Enthusiasmus wird gleich gemässiget, wo nicht völlig gedämpft werden, und das Axioma, quod tibi non vis fieri &c. wird ihn zu einem ganz andern Menschen machen. Er wird bey großen Irrthümern die Toleranz erwählen, bey kleinen aber ein Syncretist seyn, und bloß diejenigen für Ketzer halten, welche ein unchristliches Leben führen. Hieran aber gedenken die Menschen nicht einmal. Und daher

sieht man, daß viele kein Bedenken tragen, mit den grösten Sündern in Gemeinschaft zu leben, und sich von denen absondern, welche eine Sache nicht auf eben dieselbe Art, wie sie, einsehen. Denn bey den ersten bedient man sich der Formel: Wir haben alle eine Taufe, und alle ein Buch unterschrieben. Das seltsamste ist, daß solches bisweilen bey ganz gleichgültigen Dingen geschiehet, gerade als wenn es eine Sache von der äußersten Wichtigkeit wäre, ob man auf den Knien oder im Sitzen communiciret, ob man die Sacramente in weißen oder schwarzen Kleidern austheilet, und ob die Kirchen von Bischöffen oder nur von bloßen Priestern regieret werden. Wenn jemand glaubet, daß Arius ein grösserer Theologus, als der Bischof zu Alexandrien gewesen, sollte ich mich deswegen von ihm absondern; und wenn jemand sagte, der heilige Petrus ist der erste Bischof zu Rom gewesen, und die gegenwärtigen Päbste sind alle seine Nachfolger, solte ich ihn bloß dieser Ursache halber hassen? Solte ich mich dem Umgange eines andern bloß deswegen entziehen, weil unsere Meynung in Absicht auf dieses oder jenes Geschlechtsregister von einander unterschieden sind. Nichts destoweniger haben doch dergleichen Sätze eine Trennung in den christlichen Gemeinen verursachet. Daß die Intoleranz ehedem eben so starck bey unserer nordischen Geistlichkeit, als in irgend einem andern Lande geherrschet, solches kann man aus verschiedenen Beyspielen darthun. Die beyden großen Männer, Holger Rosenkranz, und Johann Paul Resenius, wurden bloß deswegen in einen Streit verwickelt, weil sie sich einiger besonderen Ausdrücke, wiewol von gar keiner Wichtigkeit be-

die-

dienet, und weil sie von den Orthodoxen bloß in der Schreibart abwichen, mit denen sie sonst, was die Sache selbst betraf, vollkommen einig waren. Georgius Dybvadius ward als ein Ketzer angesehen, weil er einige englische Gottesgelehrte und den Calvin gerühmt, und solche mit Luthero in eine Classe gesetzet, Conradus Alslacus gerieth eben derselben Ursache halber in Verdacht, ungeachtet er sonst keinen Fuß breit von der augspurgischen Confeßion abgieng. Man sieht aus diesen und andern Exempeln, daß die Hitze der nordischen Geistlichkeit ehedem hieselbst fast eben so groß als an den Orten gewesen, wo man die Inquisition eingeführet. Dieser Eifer hat auch hieselbst länger, als in andern protestantischen Ländern gedauert, an welchen letztern Orten die englischen und französischen Schriften von der Toleranz, welche man dorten früher, als hier gelesen, den alten Sauerteig ausgerottet, und eine solche Wirkung gehabt, daß man dasjenige, was man ehedem als eine christliche Tugend angesehen, nunmehro als etwas unchristliches verabscheuet. Meinem Bedünken nach aber sind annoch einige Ueberbleibsel bey uns vorhanden, und daher können nach meiner Einsicht die Predigten von einer christlichen Toleranz und von der Sanftmuth nicht oft genug wiederholet werden. Ich wünsche von Herzen, daß es mit der Zeit ein Hauptartikel des Glaubens bey uns werden, und man diejenigen hauptsächlich für Ketzer halten möge, welche mit andern Kindern Gottes in der Frömmigkeit und andern christlichen Tugenden nicht überein kommen. Ich wünsche von Herzen, daß man inskünftige von verschiedenen wackern Männern gelinder urtheilen möge, welche

die

die Christen zum Frieden und zur Sanftmuth aufgemuntert, und gezeigt, wie gefährlich es sey, sich wegen gewisser streitigen, und bisweilen ganz gleichgültigen Meynungen von einander abzusondern. Ein Melanchthon, ein Grotius, ein Clericus, und andre, sind deswegen mit dem verhaßten Namen der Syncretisten belegt worden, und ein Duräus, welcher in einem solchen heiligen Vorhaben aus einem Lande in das andre reisete, richtete dadurch nichts anders aus, als daß er sich verhaßt und lächerlich machte. Vielleicht halten sie selbst, mein Herr, diese von mir gegebenen Erinnerungen für übel gegründet, und ärgerlich. Vielleicht aber kommt die Zeit, daß sie anders davon urtheilen, und verschiedene wackere Männer, welche man nun mit verhaßten Namen belegt, für Säulen und Pfeiler der Kirche halten werden, weil dieselben gezeigt, worinn das wahre Christenthum bestehe, und daß man nicht nur glauben, sondern auch als Christen leben, und mit denen Mitleiden haben müsse, welche in einer guten Absicht wirklich irren, und daß man sich dem Umgange und der Gemeinschaft derjenigen nicht entziehen müsse, welche mit uns in gleichgültigen Meynungen nicht einig sind. Denn eine Societät wird durch nichts so sehr gezieret, als durch die Einigkeit und durch die brüderliche Liebe. Kein Satz ist schlechter gegründet, als daß eine solche Liebe und Einigkeit in den Landen nicht statt haben könne, wo die Gewissensfreyheit herrschet. Denn die Unruhen und die innerlichen Kriege rühren eben so wenig von den unterschiedenen Meynungen in der Religion, als von dem verschiedenen Geschmack im Essen und Trinken her. Der Ursprung und die eigent-

liche

liche Quelle derselben ist allein in den Verfolgungen zu suchen, da ein Bürger den andern zwingen will, daß derselbe dasjenige schön finden soll, welches er doch verabscheuet, oder welches einerley ist, daß er seine eigne Einsicht und seine Sinnen verläugnen soll. Ich habe bereits oft erinnert, daß es zu diesen gefährlichen Zeiten die Noth erfordert, die überflüßigen Fragen an die Seite zu setzen, und an der Vereinigung der christlichen Secten zu arbeiten. Denn es heißt gegenwärtig, die Cananiter sind im Lande, Hannibal oder der Deismus ist nahe, und desfalls müssen die innerlichen Streitigkeiten, und die bürgerlichen Kriege aufhören. Ich bin ꝛc.



Der acht u. siebenzigste Brief.

Mein Herr,

Sie erwehnen in ihrem letzten Schreiben der ungleichen Beneficien und Belohnungen, und scheinen damit nicht sonderlich zufrieden zu seyn. Ich hege in diesem Stücke ganz andere Gedanken, und habe nach einer genauen Ueberlegung befunden, daß viele Dinge, welche dem ersten Anblick nach übel gegründet zu seyn, und eine Reformation nöthig zu haben scheinen, an sich selbst sehr nöthig und nützlich sind, und durchaus nicht müssen verändert werden. In der unterirdischen Reisebeschreibung des bekannten Nicolas Klims werden hievon verschiedene Exempel beygebracht, und diejenigen irren nicht, welche glauben, daß die ganze Schrift hauptsächlich hierauf

abziele. Denn der wandernde Klim verwirft im Anfange allenthalben, wo er hinkommt, die Gewohnheiten und Gebräuche der unterirdischen Völker, welche er doch nach einer genauern Ueberlegung, nöthig und nützlich findet. Die Dinge aber, welche er im Anfange bewundert, fallen ihm nachher als ungegründet und thöricht in die Augen. Insonderheit pflegt man sich täglich über nichts so sehr zu beschweren, als daß Aemter von einem gleichen Gewichte und von einer gleichen Arbeit dennoch so ungleich belohnet werden. Und weil hierinn eine natürliche Unbilligkeit zu seyn scheinet; so heißt es bey manchen, was kann ungerechter seyn, als daß Titius, welcher eben dasselbe Amt bekleidet, und eben dieselbe ja bisweilen eine noch grössere Arbeit hat, als Mevius, dennoch nur halb und manchmal kaum den dritten Theil so viel, als dieser zum Gehalt bekommt. Keine Klage scheint in der That besser gegründet zu seyn, u. daher sind bereits seit langer Zeit allerhand Vorschläge gethan worden, bey gleichen Aemtern auch eine gleiche Belohnung einzuführen. Wenn man aber die Sache ein wenig genauer überlegt, so wird man finden, daß man diese Sayte nicht berühren müsse, und daß man sich von der Gleichheit der Belohnung u. Beneficien die Wirkung nicht versprechen könne, welche man sich vorstellt. Ich will, um dieses zu erläutern, eine Historie anführen, welche ich aus Unachtsamkeit der unterirdischen Reise des Klims einzuverleiben vergessen, welche ich aber derselben annoch einzuschalten willens bin, falls das Buch noch öfterer sollte aufgelegt werden. Klim kam in ein Land, welches den Namen Quislimiri führte, und seiner billigen und gerechten Gesetze halber berühmt war.

Er fand auch, daß die Verordnungen des Landes den ihnen beygelegten Ruhm mit Recht verdienten, indem alles auf die Ordnung und Billigkeit gegründet war. dem ungeachtet aber bemerkte er allenthalben bey den Einwohnern zu seiner nicht geringen Befremdung eine ganz ausnehmende Unwissenheit und Trägheit, und wie er sich deswegen bey seinem Hauswirthe, der ein ganz vernünftiger Mann zu seyn schien, erkundigte, so erhielt er von demselben folgende Antwort: Dieß Volk gab ehedem keiner andern Nation an Wissenschaft u. Fleiß das geringste nach. Es ist aber durch ein gewisses Gesetz, welches sonst an sich selbst ganz billig und gerecht zu seyn schien, auf einmal niedergeschlagen, und ganz träg und faul gemacht worden. Dieses Gesetz verordnete, daß alle diejenigen, welche einerley Arbeit in gleichen Aemtern hätten, auch einerley Belohnung geniessen sollten. Kein Gesetz ist wol leicht, fuhr der Hauswirth fort, im Anfange mit einem grössern Beyfalle aufgenommen worden. Man bemerkte aber mit der Zeit, daß dasselbe eine ganz widrige Wirkung hatte. Die meisten Aemter in diesem Lande sind in den Händen der Tumbos und Quambos,* und nach diesen Bedienungen pflegen Leute aus geringem Stande vor allen andern insonderheit zu trachten. Die Einkünfte derselben waren im Anfange sehr ungleich. Denn ein Tumbo konnte bisweilen 600 Rthl. Einkünfte haben, anstatt daß ein andrer, welcher mit eben denselben und bisweilen mit noch mehrern Verrichtungen beladen war, kaum 100 Rthl. einzunehmen hatte. Ueber diese Ungleichheit wurden beständig

* Diese kommen mit unseru Priestern und Hardesvögten überein.

dige Klagen geführet, wesfalls die Regierung endlich für rathsam hielte, eine durchgängige Gleichheit einzuführen. Kaum aber hatte man diese bisher gewöhnliche Ungleichheit aufgehoben, so verschwand alle Aemulation, und diejenigen, welche sich bisher durch Fleiß und Wissenschaften hervor zu thun gesucht hatten, liessen von dieser Zeit an nicht den geringsten Eyfer weiter von sich spüren. Wenn jemand ihnen dieses vorhielte, so antworteten sie: Was nützt es, daß wir uns bemühen, vor andern einen Vorzug zu erhalten, da die Belohnungen durchgehends gleich sind. Und sie urtheilten in diesem Stücke nicht unrecht. Denn eine solche Ungleichheit kann unmöglich eine andre Wirkung hervor bringen. Viele Dinge scheinen nützlich zu seyn, die doch schädlich sind, so wie andre ungerecht zu seyn scheinen, welche doch die Billigkeit und das Recht zum Grunde haben? Man fragte mich einmal, ob ich meinen Bauren auch wol bisweilen gewisse Abgaben schenkte? Ich bejahete diese Frage, und fügte hinzu, daß ich diese Wohlthat insonderheit den wohlhabenden Bauren angedeyen zu lassen gewohnt wäre. Diese Antwort schien allen Anwesenden überaus seltsam zu seyn, indem ein jeder dafür hielt, daß man sich insonderheit gegen die Armen gütig bezeigen müste. Ich rechtfertigte meine Aufführung aber auf folgende Art. Weil die Bauren insgemein nichts von ihren Eltern erben, sondern alles, was sie besitzen, ihrem eigenen Fleisse und ihrer Tüchtigkeit zu danken haben, so ist ein vermögender Bauer überhaupt nichts anders, als ein arbeitsamer und tüchtiger Haushalter, so wie ein armer insgemein faul und nachläßig ist. Ich bezeige mich demnach gegen einen tüchtigen Bauer

viel

viel gütiger, als gegen einen untüchtigen, und hüte mich sehr, daß ich einem reichen Bauer nicht mehr als einem Armen auflege. Die meisten urtheilen in diesem Falle anders, und meynen, daß man von denen am meisten fordern müsse, welche die Abgaben am leichtesten abzutragen im Stande wären. Dieses Principium aber ist gewissermassen falsch und schädlich, weil die Faulen dadurch in ihrer Trägheit gestärkt werden, den Arbeitsamen aber die Lust benommen wird, ferner fleißig zu seyn, weil sie merken, daß sie sich dadurch selbst Schaden zufügen. So offenbar aber auch der Nachtheil ist, welcher daraus herfliesset, so wollen die wenigsten dennoch dieses begreifen. Sie halten es vielmehr für eine Art der Gerechtigkeit, die Bürden und Arbeiten nach dem Zustande der Unterthanen einzurichten, ohne auf die Ursache zu sehen, wodurch der eine vor dem andern zu einem grössern Vermögen gelanget, und ohne sich die daraus entstehenden widrigen Folgen vorzustellen, nämlich, daß ein arbeitsamer und fleißiger Mann seinen Fleiß verdammen wird, wodurch er nichts anders ausrichtet, als daß man ihn gleichsam deswegen bestrafet, und ihn verurtheilet, die Last für seinen Nachbar mitzutragen, aus keiner andern Ursache, als weil er während der Zeit, daß der andere das seinige durchgebracht und geschlafen, Tag und Nacht fleiß gewesen, und gearbeitet. Solche Mittel sind nicht geschickt, eine Societät zu erhalten, und diejenigen, welche dergleichen Grundsätze haben, sind unfähig, weder einer großen noch kleinen Haushaltung vorzustehen. Indessen muß man doch auch hierbey, wie bey allen andern Vorfällen, auf die Umstände acht geben. Denn viele sind ohne ihr Verschulden bloß durch allerhand

unglückliche Zufälle ärmer als ihre Nachbarn geworden. Die Bürden eines solchen Mannes zu erleichtern, erfordert die Billigkeit, welches niemanden fremd dünken kann. Wenn man aber, ohne dergleichen Bewegungsgründe zu haben, auf die oben angeführte Art verfährt, so muß solches nothwendig Verdruß erwecken, und die bereits angezeigten widrigen Folgen nach sich ziehen. Ich bin rc.

* * * * * * * * * * * * * *

Der neun u. siebenzigste Brief.

Mein Herr,

Sie erinnern sich vielleicht noch, daß wir, wie ich vor einigen Tagen die Ehre hatte, bey ihnen zu seyn, über die Theilung der Materie in unendliche Partikel allerhand Betrachtungen anstellten. Ich habe nachher diese Sache noch reiflicher überleget, und finde noch keinen Grund, welcher mich bewegen sollte, von meiner damals geäusserten Meynung abzugehen, daß es nämlich am besten sey, bey diesem Streite sich zu keiner Partey zuschlagen, weil sich allenthalben so viel Schwierigkeiten finden, daß man nicht vermögend ist, sich aus denselben herauszuwickeln Man hat zwar bereits in alten Zeiten über diese Materie gestritten, zu unsern Zeiten aber ist diese Untersuchung aufs höchste getrieben worden. Eine jede Meynung kann sich rühmen, daß sie die grösten Naturkündiger zu Vertheidigern hat, und es fehlt keiner Partey an wichtigen Gründen, ihren Satz zu behaupten. Der berühmte englische Philosoph, Loke, welcher so behutsam

sam als bescheiden von dergleichen Dingen redet, bezeuget, daß er in der Natur nichts schwerereres finde, und welches der Contradiction näher sey, als die unendliche Theilung der Materie. Denn man mag eine Meynung erwählen, welche man will, man mag die Theilbarkeit annehmen oder nicht, so geräth man in solche Schwierigkeiten, welche kaum können gehoben werden. Diejenigen. welche die Untheilbarkeit der Materie in unendliche Partikel vertheidigen, bringen folgendes zur Bestärkung ihres Satzes bey. Weil eine jede Materie aus Einheiten zusammen gesetzt ist, und es einen Widerspruch mit sich führet, eine Einheit zu vervielfältigen, so muß man diesen Theilungen Gränzen setzen, und nothwendig einige physikalische Punkte und Elemente annehmen, welche nicht weiter können getheilet werden. Solche Punkte verdienen allein den Namen der einfachen Substanzen. Wenn aber ein solcher Punkt oder ein solches Element sich mit einem andern vereiniget, so ist es nicht mehr eine Substanz, sondern eine Zusammensetzung von Substanzen. Man muß in der Natur gewisse unveränderliche Elemente zugeben, welche nicht können getheilet werden, weil man sieht, daß die Species oder die erschaffenen Dinge insonderheit immer unveränderlich, und eben dieselben sind, so daß man eine Species nicht in die andre verwandeln kann. Denn ein Mensch ist stets ein Mensch, ein Vogel bleibt stets ein Vogel, und man mag das Gold noch so oft umschmelzen als man will, so bleibt es doch stets Gold, und eben dasselbe kann man auch von andern Metallen sagen. Zu geschweigen, daß diese unendliche Theilung der Materie so unbegreiflich ist, daß die ganze menschliche Vernunft sich

dagegen setzet. Dieses sind die vornehmsten Gründe, welche die sogenannten Atomisten, oder diejenigen beybringen, welche behaupten, daß gewisse Partikel oder Elemente vorhanden sind, aus denen die größern Körper bestehen, welche nicht wieder können getheilet, sondern für unveränderlich müssen gehalten werden. Andre aber, welche glauben, daß die Theilung der Materie keine Gränzen habe, pflegen folgendes zur Vertheidigung ihres Satzes anzuführen: Eine Materie, welche existirt, und ihre Dimensionen hat, ist, wie oft dieselbe auch getheilet wird, dennoch stets einer öftern Theilung unterworfen. Denn wie klein dieselbe auch ist, so hat sie doch stets ihre Flächen und ihre Seiten; und also kann ein Sandskorn in so viele andre Sandskörner getheilet werden, als im Grunde des Meers befindlich sind; wo man nicht sagen will, daß eine Materie durch die Theilung endlich gar zernichtet werden könne, welches doch niemand behauptet. Denn die Monaden des Leibnitzens, oder die untheilbaren Punkten, die er erdacht hat, sind nichts anders als Entia Rationis, worin keine Wirklichkeit vorhanden ist, und woraus also auch nichts Wirkliches entstehen kann. Was den Beweis anlangt, welcher von besondern Creaturen, von Bäumen und von dem Metall hergenommen wird: so bestärkt derselbe vielmehr den Lehrbegriff des Anaxagoras von den Homomörien, oder den zusamengesetzten Dingen von einerley Art Partikeln, als daß man daraus die Untheilbarkeit der Materie zu beweisen sollte vermögend seyn. Was endlich das letzte anlangt, nämlich, daß die unendliche Theilung der Materie wider alle Vernunft streite, so antwortet man darauf: dieses sey doch noch nicht so ungereimt, als

wenn

wenn man behauptete, daß eine Materie, welche ihre Ausdehnung, ihre Flächen und Seiten hat, nicht könne getheilet werden. Bey solchen Gründen, welche beyde Theile zur Behauptung ihres Satzes anführen können, scheint es mir am vernünftigsten zu seyn, gar keine Partey zu erwählen. Ein gewisser neuer Philosoph behauptet, daß man die Streitigkeit am besten auf folgende Art beylegen könne: Wenn allein von einer idealischen Theilung die Rede ist, die bloß mit den Gedanken geschiehet, so kann man sagen, daß die Theilung der Materie unendlich sey. Denn so lange man sich einen Körper vorstellet, wie klein derselbe übrigens auch immer seyn mag, so lange kann man sich auch eine Theilung vorstellen. Man kann sich bey einer jeden, und auch bey der allerkleinsten Partikel, zwo Hälften und eine Fläche vorstellen, und eine solche Theilung, die mit den Gedanken geschiehet, hat demnach keine Gränzen. Ganz anders aber verhält es sich, wenn man eine wirkliche Theilbarkeit annimmt, und die Natur eben so künstlich und wirksam machen will, als unsere Einbildungkraft. Auf solche Art sucht er die Schwierigkeit zu heben, indem er zwischen einer eingebildeten und wirklichen Theilung einen Unterscheid macht, und behauptet, daß dasjenige, was der Einbildungskraft möglich ist, in Absicht auf die Natur für unmöglich zu achten. Meinem Bedünken nach aber wird die Schwierigkeit doch dadurch nicht völlig gehoben. Deñ es bleibt noch allemal der Einwurf übrig, wie man sich die unendliche Theilung eines endlichen Dinges vorstellen, und sich einbilden könne, daß eine Einheit könne vervielfältiget werden, welches einen Widerspruch in sich faßt. Es ist demnach am besten, keine Partey

von beyden zu nehmen, sondern mit dem berühmten Isaak Neuton zu sagen: GOtt kann allein durch seine Allmacht dasjenige ausrichten, was weder die Natur zu Stande zu bringen, noch der Mensch durch die Vernunft sich vorzustellen vermögend ist. GOtt kann die Elemente ins Unendliche theilen, so wie er dieselben vernichten kann. Er thut aber solches nicht, sondern er erhält gewisse Partikel untheilbar, damit dieselben zum Grunde alles desjenigen dienen mögen, was in der Welt hervorgebracht wird. Denn wenn man mit einigen sagen will, daß GOtt durch die Allmacht ein solches Element nicht theilen könne: so muß man auch sagen, daß er nicht vermögend sey, eine Materie zu vernichten. Ich trete diesem Ausspruch sehr gerne bey, weil daraus gewissermassen erhellet, daß man in dieser Sache nichts entscheiden könne, indem solche mehr zur Theologie als zur Physik gehöret. Ich bin rc.

Der achtzigste Brief.

Mein Herr,

Es scheint, daß sie mit den Gründen und Erklärungen zufrieden sind, welche ich in meinem letztern Schreiben zur Vertheidigung des Homers beygebracht. Sie verlangen nun nur noch von mir zu wissen, ob die Ilias ein blosses Gedicht sey, und ob die Meynung derjenigen Grund habe, welche behaupten, daß der Poet den ganzen trojanischen Krieg erdichtet. Ich glaube, daß der Krieg wirklich geführet worden, und daß der Poet bloß einige Nebenumstände hinzugefügt, um sein Gedicht desto angenehmer zu machen.

In-

Insonderheit scheint dasjenige erdichtet zu seyn, was er von der Helena erzählet, welches durch den Bericht des Herodotus, der sich auf ägyptische Traditionen gründet, widerlegt wird. Nach dem Bericht der ägyptischen Priester ward Paris, da er die Helena von Sparta entführt, nebst ihr durch einen Sturm nach Aegypten verschlagen. Wie aber der ägyptische König von diesem Raube Nachricht erhielt, so ließ er den Paris mit großer Schmach aus dem Lande jagen, und behielt Helena nebst dem geraubten Gute so lange in Verwahrung, bis der rechte Eigenthümer solche wieder abholen würde, daß also Helena niemals nach Troja gekommen. Dieser Umstand aber war ihrem Gemahl, dem Menelaus unbekannt, und deswegen belagerte derselbe nebst andern griechischen Herren, die Stadt Troja. Der trojanische König, Priamus, lies zwar dem Menelaus wissen, daß es nicht in seiner Macht stünde, die Helena nebst den geraubten Gütern wieder zurück zu geben, weil sich alles in den Händen des ägyptischen Königs befünde. Die Griechen aber glaubten, daß dieses nur ein falsches Vorgeben und eine nichtige Ausflucht sey, und wurden dadurch so erhitzt, daß sie den Krieg nicht nur mit dem grösten Eifer fortsetzten, sondern auch nicht eher aufhielten, bis sie die Stadt eingenommen und in die Asche gelegt hatten. Dieser Bericht ist viel glaubwürdiger, als die Erzählung des Homers, welche nicht die geringste Wahrscheinlichkeit hat. Herodotus urtheilt hiervon viel vernünftiger. Er sagt: Wenn Helena in Troja gewesen wäre, so würde sie unfehlbar den Griechen seyn ausgeliefert worden, Paris möchte darinn gewilliget haben oder nicht. Denn Priamus war nicht so einfäl-

X VII/98





